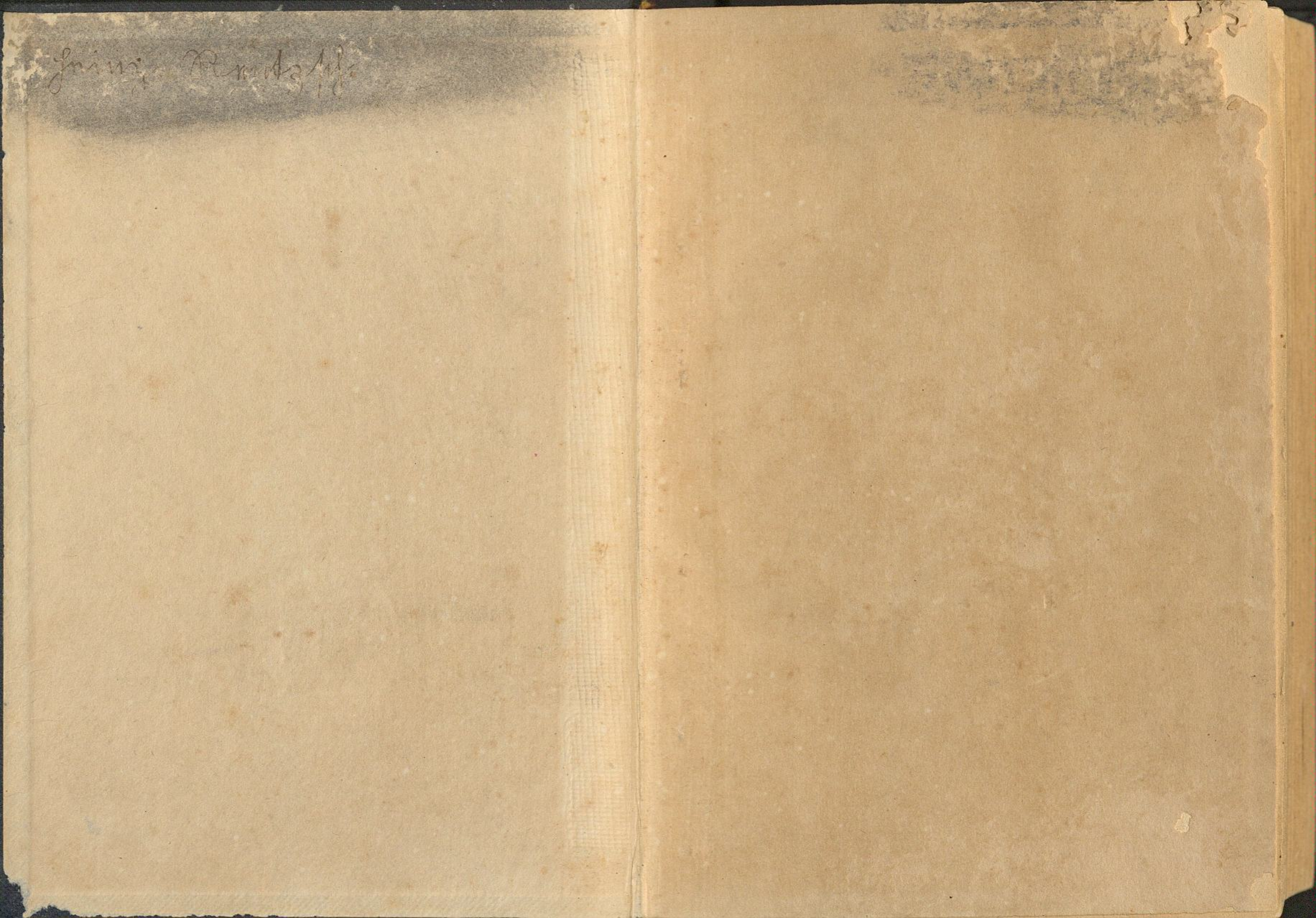
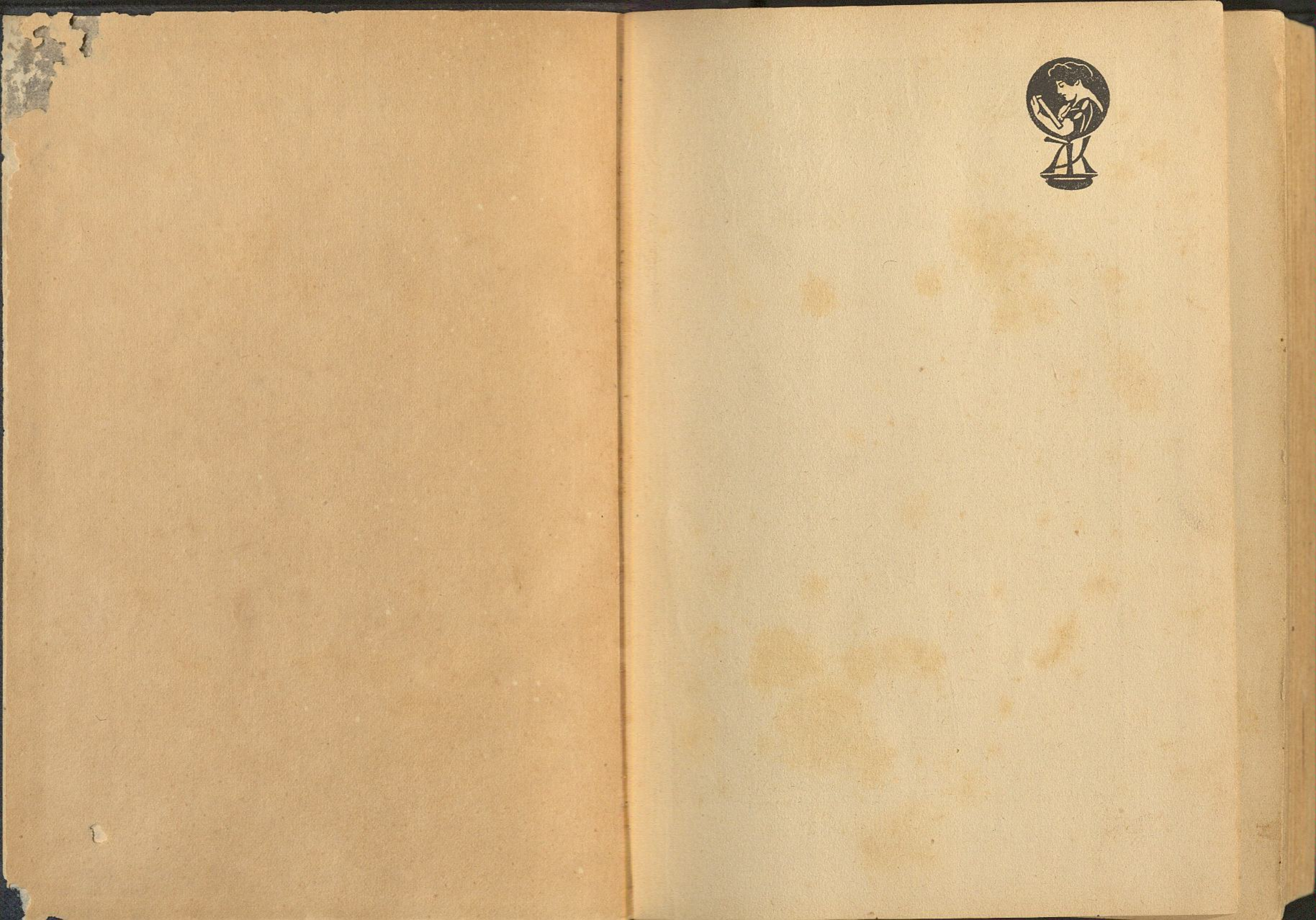
Deutsche Götter- und Heldensagen.

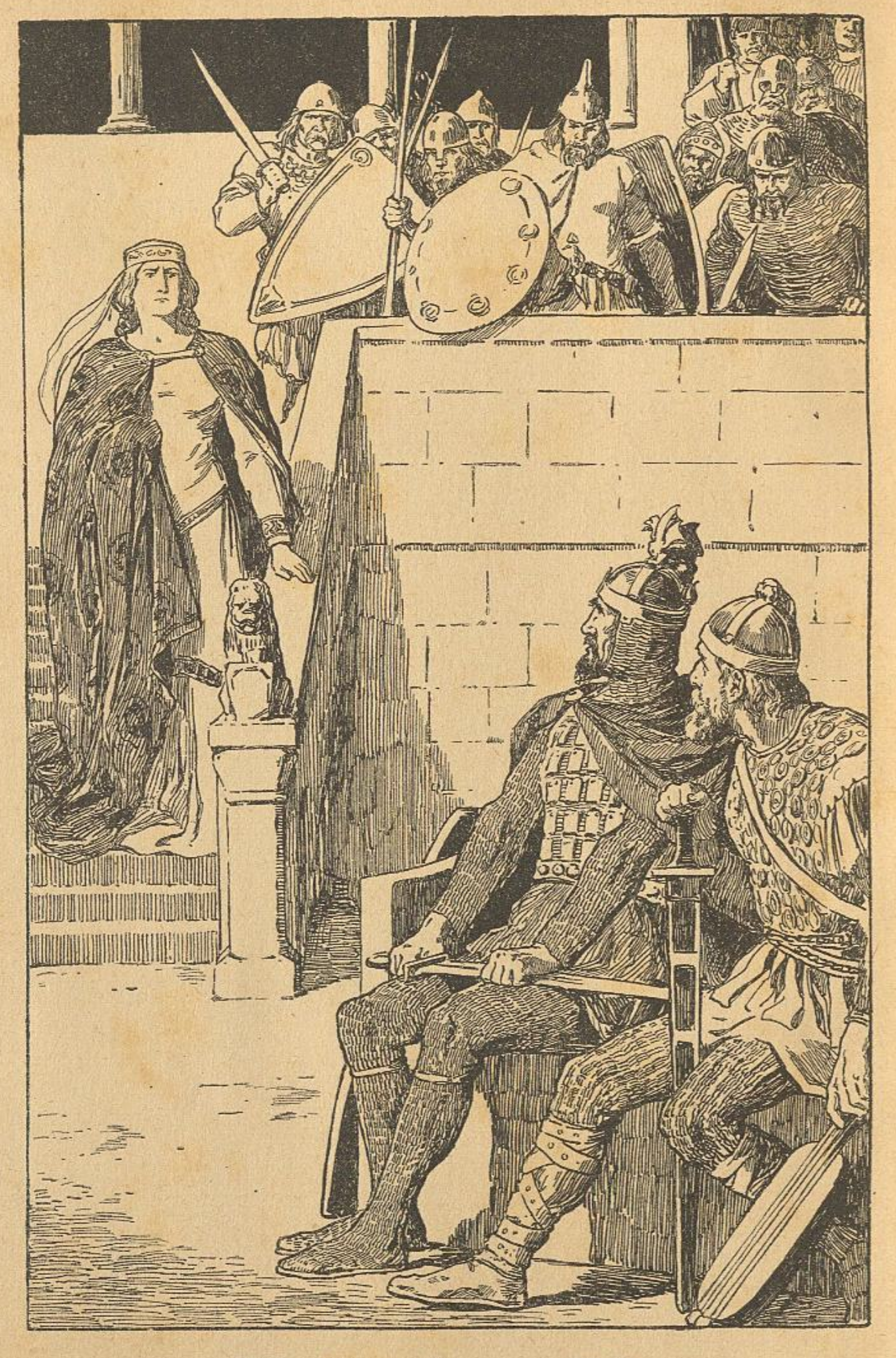
Von

H. Möbius.









Kriemhild vor Hagen und Volker

Deutsche Götter- und Heldensagen

Für jung und alt erzählt

von

H. Möbius

Zehnte, unveränderte Auflage
25. bis 27. Tausend

Verlegt bei Alexander Köhler · Dresden 1924

Gedruckt in Ungerschen Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchschmuck von F. Müller-Münster. Einband von der Spamerschen Buchbinderei.

Unsrer deutschen Jugend,
der es beschieden war, das gewaltige Völkerringen mitzuerleben, in dem unser deutsches Volk gegen eine Welt von Feinden gekämpft hat,
sei dieses Buch gewidmet.

Vorwort
zur ersten bis siebenten Auflage

Mitten in dem Riesenvölkerkampfe, in dem unser deutsches Volk im Verein mit seinem treuen Bundesgenossen Österreich-Ungarn und der tapferen Türkei sich auf den Schlachtfeldern unvergänglichen Ruhm erwirbt, ist eine neue Ausgabe dieses Buches notwendig geworden. Alle Bedenken, die sich angesichts des Krieges gegen die Veranstaltung einer neuen Auflage geltend machen wollten, verschwanden gegenüber der Tatsache, daß das Buch von den verschiedensten Seiten viel begehrt wird. Und dann sagten wir uns, daß ein Buch, welches wie dieses seit Jahrzehnten mit Erfolg dem Zwecke dient, unsre Jugend zur Vaterlandsliebe, zu gut deutscher Gesinnung und Sitte zu erziehen, gerade jetzt nicht fehlen dürfe. Denn nach dem Frieden steht uns eine neue, schwere Aufgabe bevor: es gilt, unser heranwachsendes Geschlecht geistig und körperlich tüchtig zu machen für die Zukunft, in der unser Volksleben auf neuen Grundlagen aufgerichtet werden muß und wird. Vor allem gilt es, die Flamme hehrer Vaterlandsliebe, die jetzt durch den Krieg auch in den Herzen unsrer Jugend entzündet worden ist, zu einem Feuer anzufachen, das läuternd wirkt und unsre Kinder zu guten Deutschen im besten Sinne des Wortes erziehen hilft.

Was wäre wohl besser dazu geeignet als die Einführung unsrer Jugend in die Geschichte unsres Volkes und in die herrliche Sagenwelt aus grauer Vorzeit, die es mit Stolz sein eigen nennen darf? Wie sich in seinem Götterglauben, den es sich selbst geschaffen, die Reinheit und Gediegenheit seiner Wesensart und

seine Sittenstrenge offenbaren, so lehren uns die Gestalten Dietrichs von Bern, Siegfrieds u. a. m., daß unserm Volke schon in frühester Zeit Helden gegeben waren, wie sie uns heute in einem Hindenburg, einem Mackensen und manch anderm Heerführer erstanden sind.

Um seiner Aufgabe, die deutsche Jugend deutsch fühlen und handeln zu lehren, noch besser als bisher gerecht werden zu können, erscheint dieses Buch diesmal nicht bloß in neuer Gestalt und gediegenerer Ausstattung, es ist auch von Künstlerhand mit neuem Bilderschmuck versehen und sein Inhalt einer Neubearbeitung unterzogen worden. In den Göttersagen ist der Seelenglaube und der Totenkult unsrer Ahnen mit behandelt, die Heldensagen sind durch die älteste deutsche Sage von Wieland dem Schmied vermehrt und einige andre erweitert worden. Außer den bei der ersten Bearbeitung herangezogenen älteren Werken von Colshorn, Dahn, Grimm, Wägner und Klee sind dabei folgende neuere Werke benutzt worden:

Die deutsche Heldensage von Prof. Dr. Otto Jiriczek,
Deutsche Altertumskunde von Prof. Dr. Friedrich Kauffmann,
Mythologie der Germanen von Prof. Elard Hugo Meyer,
Germanische Mythologie von Prof. Dr. Eugen Mogk.

Der Darstellung der Nibelungensage liegt die Simrocksche Übertragung des Nibelungenliedes zugrunde. Nur die Jugendgeschichte Siegfrieds ist, dem Beispiel Gotthold Klees folgend, nach nordischen Quellen wiedergegeben.

Dankbar anerkannt sei, daß bisher schon eine große Anzahl deutscher und österreichischer Jugendschriften-Prüfungsausschüsse dieses Buch in ihre Musterbücherlisten aufgenommen haben. Nicht unerwähnt bleibe ferner, daß ihm die Auszeichnung zuteil geworden ist, auf der kleinen Musterliste empfehlenswerter Jugendschriften angeführt zu werden, die Prof. Dr. Eduard Engel seiner neuen Literaturgeschichte beigegeben hat. Möge das Buch sich in seiner neuen Gestalt zu den alten noch viele neue Freunde erwerben und auch in Zukunft erfolgreich dem Ziele zustreben, der deutschen Jugend in einem hellen Spiegel zu zeigen, welch kerniges und

tapferes Volk unsre Vorfahren waren. Wir wünschen und hoffen, daß es helfen möge, unser heranwachsendes Geschlecht so mit echt deutschem Geist zu erfüllen, daß es sich allezeit dieser Ahnen, aber auch derer würdig zeigen werde, die jetzt im Kampfe für eine hoffnungsreiche Zukunft unsres Volkes ihr Leben voll aufopfernder Treue dem Vaterlande opfern. Deutsche Treue, wie sie in unsern Ahnen lebte und jetzt sich wieder so herrlich offenbart, sie sei und bleibe der Ruhm und die höchste Zier unsres Volkes jetzt und immerdar!

Dresden-Bühlau, im Oktober des Kriegsjahres 1915.

H. M.

Vorwort
zur achten, neunten und zehnten Auflage

Nachdem die achte, neubearbeitete und vermehrte Auflage dieses Buches der siebenten schneller gefolgt war, als man zu hoffen gewagt hatte, und bereits im Mai 1920 auch die neunte unveränderte Auflage erscheinen konnte — macht sich zu unserer Freude in diesem Jahre abermals ein Neudruck notwendig. Das ist sicherlich der beste Beweis für die Beliebtheit des Buches und zugleich seine allerbeste Empfehlung.

Aber die Gründe der außerordentlichen Zweckmäßigkeit des Werkes als Erziehungsbuch für die Jugend in unserer schweren Zeit liegen tiefer; denn es sind Gründe, die den Lebensnerv des deutschen Volkes berühren und das Schicksalhafte unserer erschütterten Weltstellung schlagartig beleuchten. Wir haben den größten Krieg der gesamten Menschheitsgeschichte verloren, trauernd stehen wir heute an den Trümmern unseres einst so großen, geliebten Vaterlandes; mit brennender Sehnsucht nach Deutschlands Wiedergeburt im Herzen blicken wir auf unsere Jugend als die berufene Elitetruppe zur Tilgung der auf uns lastenden Schmach. Deutschland kann, soll und wird wieder in die Höhe kommen, wenn seine Jugend die großen, herrlichen Vorbilder seiner Götter- und Heldenzeit nicht aus dem Auge verliert. Wie unser Volk im Kriege titanenhafte Großtaten voll-

brachte, solange und insofern es den angestammten Tugenden seiner Vorfahren treu blieb; wie es aber sofort, obwohl im Kriege unbesiegt, in die Tiefe des allergrößten Elends stürzte, sobald es begann, sich selber und seiner glorreichen Vergangenheit untreu zu werden — so wird auch jeglicher Wiederaufstieg dem kommenden Geschlechte nur gelingen, wenn es zielbewußt, germanentreu und unentwegt aus dem Gesundbrunnen seiner unvergänglichen Götter- und Heldensagen sich jene urwüchsige, völkische Kraft trinkt, die auf der ganzen Welt bekannt und — in scheuer Ehrfurcht geachtet ist als deutsche Treue, deutsche Wahrheitsliebe, deutsche Gottesfurcht, deutsche Tapferkeit, deutsche Schlichtheit, deutsche Bescheidenheit, deutsche Herzensgüte und deutsche Geistesgröße. In diesem Sinne möge die vorliegende, zehnte Auflage dieses Buches hinausgehen und reichen Segen stiften zum Wohle unserer geliebten Jugend mit ihrer zukunftsgewollten, vaterländischen Aufgabe.

Dresden, im April 1924.

Der Verlag

Inhaltsverzeichnis

Deutsche Göttersagen:

Erster Teil:

Zweiter Teil:

Dritter Teil:

Deutsche Heldensagen:

Die Nibelungensage:

Verzeichnis der Abbildungen:

Deutsche Göttersagen

Erster Teil

Einleitung

Die Uranfänge unsres deutschen Volkes reichen wie bei anderen Völkern des Altertums weit in die graue Vorzeit zurück, von der wir aber leider nur geringe Kenntnis haben. Wohl sind die deutschen Forscher seit langem eifrig am Werke, das über jener Zeit ruhende Dunkel aufzuhellen, das ist aber eine überaus schwierige Arbeit, weil wir nicht so glücklich sind wie andere Völker, die, wie z. B. die Griechen und Römer, schriftliche Nachrichten und allerhand Kunstdenkmäler besitzen, die ihnen Aufschluß über den Ursprung und das Leben ihrer Vorfahren geben. Unsre Ahnen, die alten Germanen, verstanden das Schreiben nicht, und Anlagen zu künstlerischer Betätigung scheinen sie auch nicht besessen zu haben. Wir sind daher, wenn wir uns über die Vorgeschichte unsres Volkes unterrichten wollen, auf die Nachrichten, die durch andere Völker auf uns gekommen sind, und auf Vermutungen angewiesen.

Daß die Germanen zu der großen arischen Völkerfamilie gehören, ist eine feststehende Tatsache. Der Annahme, daß die Arier (Edle; Arjer = Pflüger, Ackerbauer?) oder Indogermanen aus ihrem Stammlande im Innern von Asien lange vor Christi Geburt ausgewandert seien und Europa überflutet hätten, steht die andere gegenüber, daß die Urheimat der Arier im Norden Europas zu suchen sei. Nicht von Osten nach Westen, sondern in umgekehrter Richtung, von Westen nach Osten, habe in viel früherer Zeit bereits eine Wanderung der Völker stattgefunden.

Die ursprüngliche Heimat der Germanen sei darum Nord-Europa, nämlich Skandinavien (Schweden und Norwegen). Dort seien sie nicht erst eingewandert, sondern von allem Anfang an dagewesen.

Wie dem auch sei, wir haben uns hier mit der geschichtlich erwiesenen Tatsache zu begnügen, daß schon lange vor Christi Geburt in Skandinavien und in unserm heutigen Deutschland germanische Völkerschaften ansässig waren. Jene nennen wir die Nord-Germanen, diese aber, die wir als die Stammväter unsres deutschen Volkes ansehen, die Süd-Germanen.

Die ersten Nachrichten über die alten Germanen verdanken wir Julius Cäsar. Als er an der Spitze des römischen Heeres gegen die Gallier kämpfte, hatte er auch Gelegenheit, die jenseits des Rheines seßhaften germanischen Stämme kennen zu lernen. Sein Urteil dürfte allerdings durch die Gallier beeinflußt worden sein, die wie die Römer den Germanen feindlich gesinnt waren. Nach Cäsars Meinung waren die Germanen ein halbwildes Nomadenvolk, das nur einen mangelhaften Götterglauben besaß. In seinem bekannten Buch über den Gallischen Krieg sagt er über die Germanen: „Sie haben keine Druiden (Priester), die den Gottesdienst verwalten, noch befleißigen sie sich der Opfer. Zu den Göttern rechnen sie nur diejenigen, die sie mit Augen sehen und durch deren Kräfte sie offenkundig unterstützt werden, nämlich die Sonne, das Feuer und den Mond. Von den andern haben sie nicht einmal durch die Fama (Sage) etwas vernommen."

Ein anderes Bild gewinnen wir aus einem Buche, das einhundertfünfzig Jahre später von dem römischen Schriftsteller Tacitus (54—117 n. Chr.) verfaßt wurde. In dieser Zeit hatte sich das Verhältnis zwischen Römern und Germanen sehr geändert. In wiederholten Kriegen hatten die Römer versucht, die Germanen zu unterjochen. Trotzdem sie im Jahre 9. n. Chr. von Hermann, dem Cherusker, im Teutoburger Walde gründlich geschlagen worden waren, unternahmen die Römer fortgesetzt neue Versuche, Germanien zu gewinnen. Der ältere Plinius hat in 20 Büchern diese Kriege geschildert. Handelsbeziehungen anknüpfend durchzogen römische Kaufleute das Land bis an die Ostsee und brachten Kunde von ihm und seinen Bewohnern nach Rom zurück. Auch geschah es oft, daß deutsche Söldner im römischen Heere Dienste nahmen und später die Kenntnis römischen Lebens und Wesens ihren Stammesgenossen heimbrachten. Tacitus scheint an einem der germanischen Kriege teilgenommen und Land und Leute mit eigenen Augen gesehen zu haben. Jedenfalls kannte er die Völker Germaniens genauer als Julius Cäsar, darum dürfen seine Berichte auf größere Zuverlässigkeit Anspruch machen. In seinem 98 n. Chr. geschriebenen Buche „Germania" gibt er uns eine hochinteressante Schilderung unsrer Vorfahren. Die Germanen seien ein schöner, kräftiger Menschenschlag von ungewöhnlicher Körpergröße. Rotblondes Lockenhaar walle ihnen vom Haupte herab, und aus ihren trotzigen blauen Augen leuchte Mut und Unerschrockenheit. Einfach und genügsam sei ihre Lebensweise. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, ihre Lieblingsbeschäftigungen seien die Jagd und vor allem Kampf und Krieg. Über alles liebten sie die Freiheit; wer ihnen diese antasten wolle, den wiesen sie mit vernichtender Wucht zurück. Ihr Zorn lodere dann in hellen Flammen empor. Sonst seien sie gutmütig und ohne Falsch. Großartig wüßten sie Gastfreundschaft zu üben. Am meisten aber rühmt Tacitus ihre Sittenstrenge. Ihn, den an die Sittenlosigkeit der Römer gewöhnten, vielerfahrenen Mann, erfüllte vor allem die unerbittliche Strenge, mit der die Germanen die Gebote der Keuschheit hielten, mit aufrichtiger Bewunderung.

Dieses Zeugnis kommt aus dem Munde eines Römers, also eines Feindes der Germanen, wir dürfen diese Schilderung daher ohne Bedenken als wahrheitsgetreu auffassen, um so mehr, als Tacitus auch die Fehler nicht verschweigt, die er an den Germanen fand. Er sagt: „Nicht selten gehen sie zu Trinkgelagen, stets in Waffen. Tag und Nacht durchzuzechen gilt keinem als Schande. Die natürliche Folge sind häufige Händel, und selten bleibt es bei Schmähworten, meist kommt es zu Wunden und Totschlag." Auch rügt er ihre Leidenschaft für das Würfelspiel,

das sie mit solcher Tollkühnheit trieben, daß sie, wenn sie alles verloren, sogar ihre Person und ihre Freiheit auf den allerletzten Wurf setzten. Trotz dieser Ausstellungen bleibt aber das Bild, das uns Tacitus in seiner „Germania" von unsern Ahnen entwirft, ein solches, daß wir auf sie stolz sein dürfen.

Mancherlei Kunde aus jener entlegenen Zeit empfingen wir auch durch uralte Altar- und Gedenksteine, die sich noch im Rheinland und an andern Orten vorfinden. Der römischen Sitte folgend, errichteten deutsche Krieger oder auch Kaufleute, die von langer Reise glücklich heimkehrten, Gedenksteine, auf denen sie durch in Stein gemeißelte Inschriften den Göttern ihren Dank für den geleisteten Beistand ausdrückten. Altgermanische Namen und Sitten sind uns dadurch vielfach bekannt geworden.

Die Lebensbedingungen, welche unser Vaterland damals seinen Bewohnern gewährte, waren keine günstigen. Nach Tacitus' Beschreibung war Deutschland zu jener Zeit ein einziger großer Wald, über welchem fortwährend ein dichter Nebel lagerte. Und was für ein Wald war das! Da gab es Riesenbäume, die so hoch waren, daß man ihre Spitze kaum erkennen konnte; und wenn man auf dem Waldboden dahinschreiten wollte, ragten oft baumstarke Wurzeln so hoch aus der Erde hervor, daß ein gewappneter Reiter bequem darunter hinweg reiten konnte. Und in dem Innern dieses Waldes, der so dicht war, daß die Sonnenstrahlen kaum hindurchdringen konnten, hausten Bären, Wölfe, Eber und andres Getier in solchen Mengen, daß die Menschen um ihrer Sicherheit willen sich fortwährend kampfbereit halten mußten.

Wollten sich die Germanen ansiedeln, so mußten sie sich, um für ihre Hütten Raum zu gewinnen, in dem Dickicht erst Licht und Luft schaffen. Sie lebten sonst stets im Freien, für die lange Winterszeit konnten sie aber feste und geschützte Wohnräume nicht entbehren, denn was ein nordischer Winter zu bedeuten hat, das wußte niemand besser als die Bewohner Germaniens. Er währte den größten Teil des Jahres hindurch und trat oft mit solcher Härte auf, daß er kaum zu ertragen war. Um so glühender brannte in den Herzen der Germanen die Sehnsucht nach

der Wiederkehr des Frühlings, und mit unbeschreiblicher Wonne begrüßten sie nach dem Dunkel der langen Winternächte die lieblichen Boten, welche das Wiedererwachen der Natur und den Sieg des Lichtes über die Finsternis ankündigten. Wohl erkannten sie mit ihrem lebhaften Natursinn, daß auch der Winter seine Schönheiten und seine Vorzüge habe; was waren diese aber gegen die Herrlichkeit des Frühlings und gegen die Pracht des Sommers? Diese Liebe zu dem Frühling, die mit lebhafter Abneigung und Furcht vor dem Winter gepaart ist, durchzieht denn auch alle Anschauungen der Germanen.

Kein Wunder, daß sie, wie schon Cäsar und Tacitus berichten, den beiden Lichtspendern, Sonne und Mond, besondere Verehrung erwiesen, namentlich der Sonne und im Zusammenhang mit ihr dem Feuer. Sonne und Feuer waren ihnen gleichbedeutend, und beiden brachten sie reiche Opfer dar: Tiere, Früchte, Blumen, Speisen usw. Nach altgermanischer Anschauung vermochte das Feuer Krankheiten zu heilen und zu verhindern. Dem Mond wurde nicht so viel Verehrung geweiht wie der Sonne, doch spielte er trotzdem in dem Leben unsrer Vorfahren eine wichtige Rolle. Mit regstem Interesse beobachteten sie sein Kommen, Wachsen und Gehen, denn er war für sie der Zeitmesser. Wie alle arischen Völker teilten sie die Zeit anfangs in neuntägige Wochen ein. Drei davon bildeten einen Monat, zu dem noch die drei Tage kamen, an denen der Mond zur Zeit des Neumondes unsichtbar blieb. Erst später nahmen die Germanen die römische Wocheneinteilung von sieben Tagen an. Wichtige Geschäfte begannen sie am liebsten zur Zeit des Neumondes und vollführten sie im zunehmenden Mond; was vergehen und vernichtet werden sollte, wurde beim Vollmond begonnen und im abnehmenden Mond ausgeführt. Wer wüßte nicht, wie tief gerade diese Anschauung noch im deutschen Volke lebt! Das Säen und Pflanzen, der Beginn einer größeren Arbeit, z. B. eines Baues, der Antritt einer Reise, ja sogar das Haarschneiden wird wie vieles andere, wo es auf das Wachsen und Gedeihen ankommt, noch heute mit Vorliebe in der Zeit des zunehmenden Mondes

vorgenommen. So reichen unzählige unsrer Volkssitten und -bräuche bis in die graueste Vorzeit zurück.

Wie tief und innig das Naturgefühl unsrer Vorfahren war, wie sehr sie sich überall von der Natur abhängig fühlten, das lehrt uns am deutlichsten ihr Götterglaube, denn er ist ganz aus ihrer erhabenen Naturanschauung hervorgegangen. Mit offenen, empfänglichen Sinnen beobachteten sie alle Vorgänge in der Natur und wußten genau zu unterscheiden, welche davon ihnen nützlich und welche ihnen schädlich waren. Den wohltätigen Naturerscheinungen weihten sie infolgedessen dankbare Verehrung, während sie alles, was diesen feindlich war, haßten und fürchteten. Dem Walten dieser guten und bösen Naturmächte schrieben sie den Wechsel der Jahreszeiten zu, und das Dasein erschien ihnen als ein fortwährender Kampf zwischen Sommer und Winter, zwischen Gutem und Bösem. Da sie sich etwas Körperloses nicht vorstellen konnten, so gab ihre lebhafte Einbildungskraft den Naturgewalten menschliche Gestalt. Die guten wurden ihnen zu göttlichen Wesen, die ihnen in dem Kampfe gegen die unheilvollen Naturerscheinungen beistanden. Diese aber wurden in ihren Vorstellungen zu unheimlichen Riesengestalten, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, Göttern und Menschen zu schaden. Wenn auch die Germanen ihren Göttern überirdische Kräfte zuschrieben, so sahen sie dennoch in ihnen keine Wesen von ewiger Lebensdauer, sondern irdische Wesen mit menschlichen Tugenden und Fehlern; sie hatten Eltern und besaßen auch Kinder und waren wie die Menschen dem Altwerden unterworfen. Die Gestalten, mit denen die Germanen ihren Götterhimmel bevölkerten, schufen sie eben nach ihrem eigenen Bilde, denn ein anderes Vorbild hatten sie nicht.

In den alten Germanengöttern erblicken wir also die Gestalten unsrer Urväter wieder. Das Bild, das wir daraus von ihnen empfangen, ist ein so edles und gewaltiges, daß wir mit Recht sagen dürfen: kein Volk hat in seiner heidnischen Vorzeit sich einen so erhabenen und tiefgründigen Götterglauben geschaffen wie die alten Germanen.

Tacitus erzählt uns auch von diesem Götterglauben. Im 2. Kapitel seiner „Germania" berichtet er: „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und geschichtlichen Denkmälern, singen sie von einem erdentsprossenen Gotte Tuisko und seinem Sohne Mannus, den Urahnen und Stammvätern ihres Volkes. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach welchen die zunächst dem Ozean seßhaften Germanen benannt sein sollen." Tacitus glaubt, daß diese drei Göttergestalten dieselben seien, die von den Römern als Merkur, Herkules und Mars verehrt wurden. Auch von einer Göttin, die der Isis gleicht, und von einer anderen, die Tanfana heißt, spricht Tacitus, am ausführlichsten aber von einer Göttin, die er Nerthus nennt. Ferner erzählt er, daß die Germanen von ihren Göttern keine Bilder haben und sie nicht in Tempeln verehrten, weil sie ihnen zu groß erschienen, als daß sie in Mauern eingeschlossen werden konnten. Auf Bergen und Höhen, an Quellen und Flüssen, am liebsten aber im Walde, im Schatten heiliger Bäume, errichteten sie die Altäre, auf denen sie ihren Göttern opferten. Hier beugten die sonst so wilden und trotzigen Germanen in Demut ihre Knie vor der unsichtbaren Gottheit, wenn sie ihren Dank darbringen wollten für empfangenen Segen oder Schutz; hier flehten sie in den Tagen der Not um den Beistand der Götter, und wenn sie durch Schuld den Zorn der Erhabenen auf sich geladen, so suchten sie hier durch Sühneopfer Verzeihung zu erlangen. Hier legten sie auch die Opfergeschenke nieder, die sie den Göttern widmeten. Anfangs gab es keine Priester. Jeder Hausvater konnte sich mit seinem Anliegen bittend und opfernd an die Götter wenden, und wenn sich die Gemeinde zu gemeinsamem Gebete versammelte, so leitete der Älteste der Gemeinde Gebet und Opfer. Später, als die Opferfeste immer größeren Umfang annahmen, wurden besondere Priester berufen, die den Opferdienst zu leiten und die den Göttern geheiligten Stätten zu verwalten hatten.

Wohl finden sich in deutschen Landen noch hier und da Überreste solch heidnischer Opferstätten; das meiste davon ist aber zu der Zeit, als die Germanen zum Christentum bekehrt wurden,

von den christlichen Priestern vernichtet worden. Diese hielten es für ihre dringendste Pflicht, alle sichtbaren Zeichen des alten Heidenglaubens zu entfernen. Um den mit ihren Göttern aufs innigste verwachsenen Germanen den Übergang in die neue Heilslehre zu erleichtern, legten die Priester mehrere christliche Feste mit heidnischen zusammen und setzten an Stelle der am meisten verehrten Gottheiten christliche Heiligengestalten. Trotzdem gelang es ihnen erst nach Jahrhunderten, die heidnischen Vorstellungen und Gebräuche in dem Volksleben zurückzudrängen.

Aus den Geboten, welche die Kirche zu diesem Zwecke gegen die von den Germanen festgehaltenen heidnischen Bräuche erließ, haben wir die wertvollsten Aufklärungen über das Glaubensleben unsrer Ahnen in ihrer heidnischen Vorzeit empfangen. So über den Kultus, den sie ihren Toten weihten. Dieser war eng verknüpft mit ihrem „Seelenglauben", d. h. mit den Vorstellungen, die sie sich von der menschlichen Seele machten. Ihnen war die Seele ein körperliches Wesen, das im Kopfe wohnte und beim Tode des Menschen durch den Mund davon ging, sei es nur als Hauch, oder als Licht oder gar als ein Tierchen verschiedener Art. Schlaf und Tod waren in den Augen unsrer Vorfahren Brüder. Wenn die Seele während des Schlafes den menschlichen Körper verlassen, im Traume die entferntesten Gegenden aufsuchen und mit längst Verstorbenen verkehren konnte, warum sollte sie nicht auch nach dem Tode des Menschen diese Fähigkeit besitzen? Während der Leib im Grabe ruhte, blieb die Seele entweder in dessen Nähe, oder sie wohnte auf nahen Bäumen oder Hügeln und wachte als Schutzgeist über den Hinterlassenen. Man glaubte auch, daß die Seelen in Tiere führen, die ihrem Hause anhänglich blieben und ihm als Schutzgeist dienten. Starken Einfluß auf das Gemüt unserer Vorfahren übte der Wiedergängerglaube. Nach ihrer Meinung konnten die Seelen der Abgeschiedenen den verlassenen Leib wieder aufsuchen und in demselben den Ihrigen wiedererscheinen, um sie zu trösten, zu beruhigen und zu beraten, aber auch um zu strafen und in Furcht und Schrecken zu versetzen, ja um grausame Rache zu üben.

Dies galt bis zu gewissem Grade von allen Toten, ganz besonders aber von Selbstmördern, Ermordeten, ungenügend Bestatteten und solchen, welche starben, ehe ihnen im Leben ihr Recht geworden war. Aus diesem Wiederkehrgedanken entstand der tiefeingewurzelte Gespensterglaube unsrer Ahnen, der noch heute in unserem Volke nicht völlig ausgetilgt ist. Er lag auch dem Glauben zugrunde, daß ein Ermordeter ein Zeichen zu geben vermöchte, wenn der Mörder an seiner Bahre steht. Siegfrieds Wunden begannen zu bluten, als Hagen an seine Bahre trat! Dem Vatermörder, ja sogar dem Kinde, das nach den Eltern geschlagen hat, sollte die Hand zum Grabe herauswachsen, und das tote Kindlein findet im Grabe keine Ruhe, solange die Mutter nicht aufhört zu weinen usw.

In den Irrlichtern, die nachts über Sümpfen, feuchten Wiesen oder Feldrainen umherflattern, glaubten unsre Ahnen Seelen Abgeschiedener zu sehen, die durch eigene oder fremde Schuld zu ewiger Ruhelosigkeit verdammt waren. Manchmal leuchteten sie verirrten Wanderern heim, meistens führten sie sie aber in der Irre herum und schließlich in den Tod.

Der Glaube an die Fähigkeit der abgeschiedenen Seelen, in Menschengestalt wiedererscheinen zu können, beeinflußte auch stark das Verhalten unsrer Vorfahren gegen ihre Toten. Das, was sie dabei beherrschte, war aber zunächst nicht so sehr die Verehrung für ihre Toten als vielmehr die Furcht vor ihrem Wiedererscheinen. Sobald ein Sterbender verschieden war, wurde ein Fenster oder die Tür geöffnet, damit die Seele ungehindert ins Freie entweichen konnte. Dem Toten wurden die Augen zugedrückt, damit sein gebrochener Blick sich nicht in den „bösen Blick" verwandelte, der Unheil anrichten konnte. Allem, was im Hause lebte, mußte der Todesfall gemeldet werden, nicht bloß den Menschen, sondern auch den Tieren im Hause und Stalle, auch dem Vogel im Käfig und den Bienen im Stocke, sonst holte der Verstorbene sie alle nach.

Drei Tage und drei Nächte wurde bei den Toten im Hause Leichenwache gehalten, um die Leiche zu behüten. In lauten

Klagen gab man der Trauer Ausdruck, obgleich allzuviel Klagen die Ruhe der Toten stören konnte. Tacitus sagt: „Die Deutschen legen das Jammern über den Tod schnell, den Schmerz aber langsam ab. Gilt bei den Frauen die Klage für ehrenvoll, so bei den Männern treue Erinnerung." Man wollte aber bei den Leichenwachen die Toten auch unterhalten, damit sie in guter Stimmung von den Ihrigen schieden und keinen Grund hatten, als Wiedergänger strafend oder rächend zu erscheinen. Glaubte man doch, daß die Seele des Verstorbenen noch anwesend sei.

Auch bei der Bestattung ihrer Toten wirkte der Gedanke an die Möglichkeit ihrer Wiederkehr bestimmend mit. Sie gaben fast immer der Erdbestattung den Vorzug, und nur verhältnismäßig kurze Zeit ist die Leichenverbrennung bei ihnen Sitte gewesen. In festen Steingräbern, die sie am liebsten aus großen Steinblöcken aufschichteten, wußten sie ihre Toten sicher geborgen. Sie gaben ihnen ihre Waffen mit und allerhand Gebrauchsgegenstände, damit sie bei einer Wiederkehr sich ihrer bedienen konnten. Auch Lebensmittel, Brot und Getränke, fügten sie zu gleichem Zwecke hinzu. Selbst Schmuckgegenstände von oft großem Wert sind in solchen alten Germanengräbern gefunden worden.

Noch weiter ging aber die Anhänglichkeit der Germanen für ihre Toten. Freiwillig folgte manche Gattin dem dahingeschiedenen Gatten in den Tod, und „ehrlos und schmachbedeckt ist fürs ganze Leben," sagt Tacitus, „wer, den Führer überlebend, vom Schlachtfeld heimkehrt." Sie ehrten jedoch ihre Toten nicht bloß einmal, sondern fortgesetzt durch Totenopfer, indem sie ihnen vor allem Speis und Trank darbrachten. Schon gleich nach der Bestattung gab es im Trauerhause ein Leichenmahl, bei dem reichlich gegessen und getrunken ward. Auch an den folgenden Tagen und später an gewissen Totengedächtnistagen wurde den Toten Speis und Trank auf das Grab gesetzt. Wie andre Völker indogermanischer Abstammung begingen die Germanen eine Frühlingsfeier der Toten, bei der sie besonders wohlschmeckende Speisen über Nacht an das offene Fenster setzten, damit die lieben Seelen,

wenn sie Wiederkehr hielten, sich daran ergötzen konnten. Ebenso vergaßen sie bei festlichen Gelegenheiten nie, ihrer Ahnen verehrungsvoll zu gedenken. Noch heute herrscht an manchen Orten die Sitte, daß bei Hochzeiten das Brautpaar vor oder nach der Trauung an den Gräbern der Voreltern betet und daß der Bräutigam beim Hochzeitsmahle den ersten Trinkspruch dem Wohl der verstorbenen Voreltern weiht. Man suchte mit den Toten auch durch Zauber zu verkehren. Weil man ihnen übermenschliche Kräfte, den Blick in die Zukunft, zutraute, ging man nachts an ihre Gräber und bat um ihren Rat. Seherinnen und Zauberinnen übten geheimnisvoll solche Kunst und standen beim Volke in hohem Ansehen; ebenso die Traumdeuterinnen, denen man die Fähigkeit zutraute, aus den Träumen die Zukunft vorhersagen zu können.

Daß alle Mühe, diese Anschauungen und die mit dem Seelenglauben und dem Totenkult verknüpften Bräuche auszurotten, vergebens war, beweisen die noch heute in verschiedenen Gegenden Deutschlands zu findenden Sitten. Man öffnet der entfliehenden Seele das Fenster, man sagt den Tod allem Lebenden im Hause an, man gibt dem Toten sein Taschenmesser, seinen Kamm u. dgl. mit in den Sarg, man hält, wie in Peter Roseggers Schriften zu lesen ist, in den Alpenländern noch gewissenhaft die Leichenwacht usw. Gerade dort sind noch eine Fülle urgermanischer Anschauungen und Sitten lebendig geblieben.

Die Nord-Germanen sind, was die Kenntnis ihrer Vorgeschichte betrifft, besser daran als wir, d. h. sie besitzen mehrere Sagensammlungen, in denen ihnen die Götter- und Heldensagen ihrer heidnischen Vorzeit ausführlich erhalten geblieben sind. Die berühmtesten davon sind die ältere und die jüngere Edda. Edda, als Eigenname gleichbedeutend mit „Ahnfrau", ist im ersten Falle der Name für eine Sammlung von 35 Götter- und Heldenliedern, die in den Jahren 850—1150 in Island aufgezeichnet und in einer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert von dem isländischen Bischof Brynjulf Sveinsson 1643 aufge-

funden wurde. Das großartigste dieser Gedichte ist die Völuspa, das die Geschichte der Welt von ihrem äußersten Anfang bis zu ihrem äußersten Ende darstellt. Der Dichter kleidet sie in die Form einer Weissagung, die von einer Völva, d. i. einer Seherin, vorgetragen wird.

Die jüngere Edda ist eine Art Lehrbuch der Poetik, das ungefähr um das Jahr 1200 n. Chr. von dem Isländer Snorri Sturluson verfaßt wurde. Daher ihr Name Snorra-Edda. Daß den Nord-Germanen ein großer Schatz ihrer ältesten Volkspoesie erhalten geblieben ist, verdanken sie den Skalden. Dies waren Sänger, die die uralten Volkslieder und Gesänge sammelten, niederschrieben und vortrugen, wobei sie allerdings auch manches umdichteten und neu schufen. Dadurch wurde die uralte Volkspoesie von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt und ist bis heute erhalten geblieben.

Die beiden Edden haben uns neben den Berichten des Tacitus bei der Erforschung der Vorgeschichte unsres Volkes vortreffliche Dienste geleistet. Wir würden aber von dem Glaubensleben unsrer Ahnen immer noch keine richtige Vorstellung gewinnen, wenn nicht in unsrem Volke selbst noch unzählige Spuren vorhanden wären, die von dem Götterglauben unsrer Ahnen Zeugnis ablegen. Diese Spuren waren immer da, sie wurden aber nur von wenigen beachtet und recht gedeutet. Waren doch bis vor nicht zu langer Zeit unsre Forscher und Gelehrten in der griechischen und römischen Götterlehre viel besser zu Hause als in der deutschen. Da kam ein Mann, der so von heiliger Liebe zu seinem Volke erfüllt war, daß er seine reiche Kraft ausschließlich dem Zwecke widmete, das Leben und die Geschichte des deutschen Volkes zu erforschen. Mit einer Geschicklichkeit und einem Spürsinn ohnegleichen hat er unser Volksleben studiert und „aus Heiligengeschichten, aus zahllosen Spielen, Aufzügen, Festen, Gebräuchen und abergläubischen Vorstellungen des Volkes in Sagen, Märchen und Schwänken die Spuren der bald gewaltig schreitenden, bald leise schwebenden Germanengötter nachgewiesen. Und so hat er die ehrwürdigen Götter, die anderthalb Jahrtausend vergessen

und versunken unter dem Schutt gelegen, wieder herausgegraben und aufgestellt in leuchtender Herrlichkeit."

So sagt Felix Dahn, ein großer deutscher Gelehrter und Dichter, von Jakob Grimm, dem größten Forscher, der das Vorleben unsres Volkes uns erschlossen.

Der deutschen Jugend ist dieser Name nicht fremd. Hat doch Jakob Grimm im Verein mit seinem Bruder Wilhelm der deutschen Kinderwelt in seinen „Kinder- und Hausmärchen" eine gar köstliche Gabe dargeboten. Dieses Märchenbuch ist auch eine Ausbeute der Forschungsarbeit, die Jakob Grimm zur Ergründung der Vorgeschichte unsres Volkes unternommen. Die herrlichste Frucht dieser Arbeit ist aber seine „Deutsche Mythologie", durch welche er uns den Schatz wieder zugänglich gemacht hat, den wir in den Götter- und Heldensagen unsres Volkes besitzen.

Felix Dahn sagt in seinem ausgezeichneten Werke „Walhall":

„Weil die Germanen ihre Götter und Göttinnen nach ihrem eigenen Bilde geschaffen, so erblicken wir in ihren Göttergestalten eben die Ideale unsrer Ahnen von Weisheit, Heldenmut, Treue, Reinheit, Schönheit und Liebe. Und dies ist die hohe Bedeutung, welche dieser Götterwelt auch für uns verblieben ist. Diese Götterlehre ist das Spiegelbild der Herrlichkeit unsres eigenen Volkes, wie dies Volk sich darstellte in seiner einfachen, rauhen, aber kraftvollen, reinen Eigenart. In diesem Sinne ist die germanische Götter- und Heldensage ein unschätzbarer Hort, ein unversiegender ‚Jungbrunnen' unsres Volkstums, d. h. wer in rechter Gesinnung darein niedertaucht, der wird die Seele gekräftigt daraus emporheben; denn es bleibt dabei, das höchste Gut des Deutschen auf Erden ist:

sein deutsches Volk selbst!"

Darum sollst auch du, liebe deutsche Jugend, zu diesem „Jungbrunnen" geleitet werden, auf daß du die Größe und Herrlichkeit erkennen lernst, welche das deutsche Volk schon vor Jahrtausenden auszeichneten. Erkennen sollst du daraus, daß du stolz

darauf sein darfst, ein Deutscher zu sein. Und wenn du das erkennst, dann wirst du dein Volk und dein Vaterland lieben und es als deine heilige Pflicht erachten, auch an deinem Teile zu tun, was du kannst, um dem deutschen Namen Ehre zu machen und in deutscher Treue und deutscher Sittenstrenge dein Leben zu führen.

Das walte Gott!

Entstehung der Welt und der Götter

Im Anfang, d. h. vor Entstehung der Welt, gab es nach den Anschauungen der alten Germanen nur einen weiten, leeren Raum, den „gähnenden Abgrund", der von Ewigkeit her gewesen war. Im Laufe der Zeit entstand an dem Nordende dieses Raumes ein kaltes, finsteres Gebiet, Nebelheim genannt, und als Gegensatz dazu an dem südlichen Ende ein Flammenmeer, Muspelheim geheißen. In der Tiefe von Nebelheim befand sich der Brunnen Hwergelmir (der rauschende Kessel). Diesem entquollen zwölf mächtige Ströme, die mit ihren Wassermassen den Abgrund erfüllten. Die Fluten, welche in Nebelheims Nähe wogten, erstarrten bald zu Eis; die Brandung riß aber die Schollen los und trieb sie südlich gen Muspelheim. Die Gluthitze, welche von dort ausströmte, taute die Eisschollen auf, und aus diesem Gemisch von Feuersglut und Tautropfen, die dem Eis (dem „Reif") entsprossen sind, entstand das erste lebende Wesen, der „Reif-Riese" Ymir (der Brausende). Während er schlief, wuchsen ihm unter dem Arme Sohn und Tochter hervor. Von Ymir und seinen Kindern stammt nun das ganze Geschlecht der Reifriesen ab. Der alljährlich sich erneuernde Riesenkampf zwischen Sommer und Winter lieferte also das Urbild zur germanischen Schöpfungsgeschichte.

Die drei Riesen nährten sich zunächst von der Milch der Kuh Audumla, die gleichzeitig mit Ymir entstanden war. Da die Kuh aber keine Weide fand, leckte sie an den Eisfelsen,

die umherlagen. Dadurch kam am ersten Tag bei einem Felsblock das Haupthaar, am zweiten Tage der Kopf eines Mannes und am dritten Tage ein ganzer Mensch zum Vorschein. Das war ein schöner, stattlicher Mann, der sich Buri nannte. Sein Sohn Bör (der Geborene) nahm Bestla, die Tochter eines Riesen, zum Weibe. Drei Söhne wurden den beiden geboren. Sie hießen Woden (Geist), Wili (Wille) und We (Weihe). Diese drei Brüder gerieten mit dem Riesen Ymir in heftigen Kampf. Das Ende davon war, daß Ymir erschlagen wurde. Sie warfen ihn in den großen Abgrund, der dadurch vollends ausgefüllt ward. Das Blut des Riesen floß in unermeßlichen Strömen über die Welt, und darin ertranken alle die Reifriesen mit Ausnahme des Bergelmir, der sich, wie einst Noah in der Arche, mit seinem Weibe noch in einem Kahne zu retten vermochte. Diese beiden wurden die Stammeltern des zweiten Riesengeschlechts.

So erzählten sich die Germanen die Sage von der Sintflut, die wir fast bei allen Völkern wiederfinden.

Der Streit der drei Brüder mit dem Riesen ist der Anfang des durch die ganze Götterwelt gehenden Kampfes der guten, weltschaffenden und erhaltenden Mächte gegen die zerstörenden Gewalten. Die ersteren (Woden oder Odin und seine Brüder) siegten. Seitdem nannten sie sich Asen, d. h. Stützen und Säulen der Welt.

Nach der großen Sintflut war die Welt erschrecklich öde und leer. Das gefiel den drei Asen nicht. Deshalb gingen sie sofort daran, aus dem Leibe des Riesen eine neue Welt aufzubauen. Aus Ymirs Fleisch schufen sie die Erde, aus seinem Blute die Flüsse und Bäche, aus seinen Haaren die Bäume, aus seinem Schweiße die See, aus seinen Knochen die Gebirge und aus den Zähnen Felsen und Steine. Aus seinen Augenbrauen bauten sie einen Wohnsitz für das kommende Menschengeschlecht, den sie Midgard, d. h. Mittelburg nannten. Er ragte so hoch über die Erde empor, daß er vor dem Meer und den Riesen gleichermaßen geschützt war. Ymirs Gehirn warfen die Asen in die Luft, wo es als Gewölk schweben blieb. Aus seiner Hirnschale

wölbten sie den Bogen des Himmels, an dessen vier Ecken sie vier Zwerge: Austri, Westri, Nordri und Sudri als Wächter setzten. Von diesen Zwergen stammen die Bezeichnungen der vier Himmelsgegenden.

Noch war es aber finster in der Welt. Um diesem Übelstand abzuhelfen, nahmen die Asen Feuerfunken aus Muspelheim und setzten sie als Sterne an den Himmel. Die Riesin Natt (Nacht) vermählten sie mit einem Asen namens Delling (Dämmerung), und aus dieser Ehe entsproß der lichte Ase Dag (Tag). Dem Mundilfari (Achsenschwinger) nahmen sie seine beiden Kinder Sol (Sonne) und Mani (Mond) und setzten sie als leuchtende Gestirne an den Himmel. Das geschah, um den eitlen Vater zu strafen, der es gewagt hatte, seine Kinder mit den Göttern zu vergleichen. Sol mußte nun den aus Feuerfunken geschaffenen Sonnenwagen leiten, der von zwei feurigen Rossen gezogen ward. Damit die Strahlen der Sonne nicht alles auf der Erde in Brand setzten, ward ein schützender Schild davorgesetzt.

Der Mond ward von Mani geleitet, der auch das „Neu- und Vollicht“ (Neu- und Vollmond) regierte. Beide aber, Sonne und Mond, wurden von zwei grimmigen Wölfen, Skoll und Hati, verfolgt. Wenn diese die beiden fast erreichten, dann verdunkelten sich Sonne und Mond. So entstanden die Sonnen- und Mondfinsternisse. Beim Weltuntergang werden Sonne und Mond die Beute ihrer Verfolger.

Rings um die Erde legten die Asen wie eine ungeheure Schlange das Weltmeer. Den Riesen wiesen sie Wohnungen an den Küsten an, fern von Midgard.

Auch den Wind schufen die Asen. Sie gaben ihm die Gestalt eines Riesenadlers, der sich am Nordende des Himmels niederließ. Sobald er mit den mächtigen Flügeln schlug, gab es Wind auf der Erde.

Endlich richteten die Asen noch den Wechsel der Jahreszeiten ein. Alljährlich erschienen von nun an abwechselnd „der grimme, kaltherzige Winter und der milde, wonnige Frühling, die riesigen Gewalten, die sich unaufhörlich aufs bitterste befeinden und befehden.“

Und als dies alles fertig war, schufen die Götter aus einer Esche und einer Erle die ersten Menschen. Wodan-Odin gab ihnen die Seele, Hönir den Geist, Lodur-Loki Lebenswärme und blühende Farbe*).

Die Weltesche Yggdrasill

Wie die Germanen glaubten, daß die Menschen aus Bäumen entstanden seien, so stellten sie sich auch das Weltall als eine riesige Esche vor, die mit ihren Zweigen die Erde beschattete und bis in den Himmel hinaufragte. Diese Weltesche nannten sie Yggdrasill. Drei starke Wurzeln hatte dieser Weltenbaum. Die eine reichte nach Midgard zu den Menschen, die andere nach Jötunheim zu den Riesen und die dritte hinab nach Helheim in die Unterwelt.

Dem Weltenbaum drohten aber von allerhand bösen Mächten fortwährend Gefahren. An der Wurzel, die nach der Unterwelt hinabreichte, nagten unausgesetzt Nidhögr, ein böser Drache, und anderes scheußliches Gewürm. Vier Hirsche und die Ziege Heidrun zehrten von dem Blätterschmuck der Weltesche. Auf dem Wipfel des Baumes saß ein riesiger Adler, und ein flinkes Eichhörnchen lief unaufhörlich zwischen diesem und dem an der Wurzel nagenden Drachen hin und her, um dem einen zuzuflüstern, was das andere gesagt, und auf diese Weise Unfrieden zu stiften.

„Ratatöskr heißt das Eichhorn,
Das auf und ab rennt
An der Esche Yggdrasill.
Des Adlers Worte vernimmt es oben
Und bringt sie Nidhögr nieder.“

So heißt es in der Edda.

*) Nach anderer Darstellung traten an Stelle der drei Brüder Wodan, Wili und We später Odin, Hönir und Lodur (Loki).

Ist diese tiefsinnige Sage schwer zu deuten?

Sie sagt uns, daß alles Leben einer Wurzel entsproßt und einem Quell entspringt, und daß alle Dinge, so tausendfach verschieden sie voneinander erscheinen, doch in innerem Zusammenhange stehen. Sie lehrt uns ferner, daß alle Dinge vergänglich sind, und daß der Mensch im Vergleich zu der unendlichen Größe des Weltalls nur ein kleines schwaches Reis ist, das an dem Weltenbaum hervorsproßt und wieder verschwindet wie ein unscheinbares Blättchen. Die Gefahren, welche dem Weltenbaume von allen Seiten drohen, bedeuten die zahllosen Kräfte, welche an dem Mark desselben zehren. Das Eichhorn erinnert an die Sucht vieler Menschen, durch gehässige Zwiesprache den Frieden zu stören.

In den Bannkreis der Weltesche verlegten die alten Germanen die Wohnsitze der Götter und aller anderen lebenden Wesen. Tief unter den Wurzeln des Baumes lag Helheim (Unterwelt, Hölle), wo die Seelen der Abgeschiedenen ihren Aufenthalt hatten. Darüber wohnten in Schwarzalbenheim die Zwerge oder Schwarzalben samt den ihnen verwandten Wesen. Auf der Erde selbst hausten rings an den Rändern derselben in Jötunheim und Nebelheim die Riesen und darüber in Midgard, ihrem erhöhten Wohnsitz, die Menschen. Südlich davon befand sich Muspelheim, wo der Riese Surtur mit dem Flammenschwert herrscht, und nach Westen zu lag Wanenheim, in dem die Wanen wohnten, die einst von den Göttern besiegt wurden. Über der Erde schwebten in den luftigen Regionen von Lichtalbenheim die Licht-Alben oder Elfen, und über diesen wohnten in Asgard (Asenheim, Asenburg) die Götter.

Die Nornen

Bei den mannigfachen Gefahren, von denen der Weltenbaum bedroht war, wäre es wohl bald um ihn geschehen gewesen, wenn nicht auch freundliche Mächte für seine Erhaltung Sorge getragen hätten.

Da waren zunächst die drei Nornen. Sie hießen Urd (Vergangenheit), Werdandi (Gegenwart) und Skuld (Zukunft) und wohnten an dem Urdbrunnen, einem tiefen Quell, welcher an der nach Midgard hinabreichenden Wurzel des Weltenbaumes hervorsprudelte und einen See bildete. Auf diesem See schwammen wunderschöne, blendendweiße Schwäne. Die Nornen aber schöpften unablässig mit einem silbernen Horn, das ihnen der Göttervater selbst geschenkt, von dem Wasser des Brunnens und begossen damit die Wurzel des Weltenbaumes, auf daß derselbe nicht verwelke.

Bei den Göttern standen die Nornen in höchstem Ansehen. Alltäglich kamen die Asen von Asgard herab, um an dem heiligen Brunnen Rat zu pflegen oder Gericht zu halten. Oft gingen sie dabei die Nornen um Rat an, denn diese waren weise und wußten mehr von dem Werden und dem Wesen aller Dinge als die Götter selbst. Sie waren aber so schweigsam, daß auch die Götter nichts von ihnen erfuhren. Nahm doch nicht bloß die Sorge für den Weltenbaum, sondern auch noch eine andere Tätigkeit sie vollständig in Anspruch. Sie webten und knüpften nämlich die Fäden des Schicksals der Welten und der Menschen. Deshalb hießen sie auch die Schicksalsschwestern.

„Zwei von ihnen sind freundlich, die eine ist feindlich gesinnt; jene verleihen Leben und Gesundheit, diese sendet Tod und Verderben; alle drei umstehen die Wiege, jene Heil und Segen über das schlafende Kind ausschüttend, diese ihren Fluch murmelnd; und alles geht in Erfüllung, und so kommt alles, Pracht und Herrlichkeit wie Elend und Armut, langes Leben wie frühzeitiger Tod, von diesen allgewaltigen Jungfrauen."

Die Spuren der Schicksalsschwestern sind noch in vielen Sagen und Märchen (Dornröschen usw.) zu finden.

Mimirs Born

Ein anderer heiliger Brunnen befand sich an der Wurzel der Weltesche, die in Jötunheim bei den Riesen endete. An diesem Brunnen, in welchem die Kunde von der Entstehung aller Dinge verborgen lag, saß der weise Riese Mimir und schöpfte von dem heiligen Wasser, um dem Weltenbaum Nahrung zuzuführen. Täglich nahm auch er selbst einen Trunk von diesem Wasser, um seine eigene Weisheit zu erhöhen. Die Schale, aus der er trank, war ein Auge des Göttervaters, das dieser dem Riesen einst als Pfand gegeben, um einmal aus dem heiligen Brunnen Weisheit trinken zu dürfen. Wenn Wodan eines Rates in besonders schwieriger Sache bedurfte, ritt er hinab zu Mimir, der ihm immer wohl zu raten wußte.

Nach einer andern Sage war es nur Mimirs Haupt, das zu weissagen wußte. Mimir war nach dem Kriege zwischen den Asen und den Wanen mit Wodans Bruder Hönir zu den Wanen gekommen und unterstützte diesen durch seinen Rat. Als das die Wanen merkten, schlugen sie Mimir das Haupt ab und schickten es den Göttern. Wodan balsamierte es ein und verlieh ihm durch seine Zauberkraft die Fähigkeit, lebendig zu bleiben und zu weissagen. So erfuhr Wotan fortan von ihm, was er zu wissen wünschte.

Die Wanen

Die Wanen wurden von verschiedenen germanischen Stämmen als eine Art von Nebengöttern verehrt. Die vor dem Morgenrot emporsteigenden, farbenglänzenden Wolken, die sich oftmals in Regen verwandelten und die Äcker befruchteten, veranlaßten die Germanen zu dem Glauben, daß dies göttliche, den Menschen freundlich gesinnte Mächte seien. Sie nannten dieselben Wanen, d. i. Leuchtende, und zollten ihnen göttliche Verehrung. Diese

führten, wie erwähnt, einmal mit den Göttern Krieg und wollten Asgard stürmen. Die Kämpfer schlossen aber sehr bald Frieden miteinander und gaben sich zur Befestigung desselben gegenseitig Geiseln. Der Wane Niörd kam mit seinen Kindern Freyr und Freya zu den Asen nach Asgard, während Hönir, Gottvaters Bruder, nach Wanaheim zu den Wanen hinabging. Niörd wurde von den Göttern später als vollständig zu den Asen gehörig betrachtet, ebenso sein Sohn Freyr und seine Tochter Freya.

Zwerge

Die Germanen kannten außer ihren Göttern noch eine Menge überirdischer Wesen, die imstande waren, ihnen zu nützen und zu schaden. Die Luft, das Feld, der Wald, das Innere der Erde, das Wasser — kurz, alles was sie umgab, war nach ihrer Meinung von solchen Wesen bevölkert. Man nannte sie insgemein Elben oder Alben und unterschied Lichtalben und Schwarzalben.

Die Lichtalben, die in Lichtalbenheim zwischen Midgard und Asgard ihr Reich hatten, waren zarte, liebliche Geschöpfe von unbeschreiblicher Schönheit, die nur aus Duft und Sonnenschein gewoben schienen. Sie waren so leicht und durchsichtig von Gestalt, daß, wenn sie in den Kelch einer Blume traten, diese nicht ins Wanken kam, und daß ein Tautropfen, wenn solch ein zartes Wesen daraufsprang, wohl ein wenig zitterte, aber nicht auseinander lief. Sie liebten die Musik über alles und kannten keine höhere Lust als Spiel und Tanz. Auf den Wiesen des Waldes führten sie in stillen Mondscheinnächten ihre zauberhaften Reigen auf, bei denen sie bald mit rasender Schnelligkeit die gewagtesten Sprünge ausführten, bald unter lieblichem Gesange in stiller Erhabenheit sanft dahinschwebten. Wurden sie dabei von neugierigen Menschen gestört, so waren sie wie ein Mückenschwarm im Nu verschwunden. Solch ein Störenfried

mußte dann freilich auf seiner Hut sein, daß ihm die erzürnten Elben nicht aus Rache einen Schabernack spielten.

Die Schwarzalben oder Zwerge waren in vieler Hinsicht anders geartet als ihre lieblichen Verwandten, die Lichtalben. Sie waren von den Göttern aus dem Ungeziefer erschaffen worden, das in großen Mengen in Ymirs Fleisch vorhanden gewesen war. Ihre Wohnung hatten sie in Schwarzalbenheim, also im Erdinnern. Viele von ihnen waren so klein, „daß sie sich in die Näpfchen einer Eichelfrucht ducken, scharenweise auf einem Schiffe fahren, welches sie aus dem Blatte einer Alpenranke angefertigt hatten, und bei Gastereien das Wasser für eine ganze große Gesellschaft in einer Eierschale kochen konnten." Andere wurden ungefähr einen Finger lang (Däumlinge), die allergrößten erreichten aber kaum die Höhe eines zweijährigen Kindes. Ihr Aussehen war häßlich, das Antlitz dunkelfarbig und voller Runzeln, der Bart wild und struppig. Sie lebten meist in unterirdischen Höhlen beisammen, aber der Glanz des Goldes und der Edelsteine, mit welchen sie ihre Wohnungen ausschmückten, war so groß, daß man das Sonnenlicht nicht vermißte. Wie die Lichtalben kamen auch sie gern zu Spiel und Tanz im Mondenschein auf der Erde zusammen. Nur mußten sie ängstlich darauf bedacht sein, vor Sonnenaufgang wieder in ihre unterirdischen Behausungen zurückzukehren, denn ein einziger Sonnenstrahl, der sie traf, reichte hin, um sie zu Stein erstarren zu lassen.

Die Zwerge waren Meister in der Kunst, edle Gesteine aufzufinden und daraus allerlei kunstvolle Gegenstände herzustellen. Außerordentliches leisteten sie auch in der Schmiedekunst. Ferner besaßen sie Zauberringe, mit denen sie jeden Schatz im Innern der Erde ausfindig machen konnten, und Nebel- oder Tarnkappen, durch welche sie sich vor den Augen der Menschen unsichtbar zu machen vermochten.

Im allgemeinen zeigten sich die Zwerge den Menschen freundlich gesinnt. Wer ihnen einen Dienst erwiesen, den belohnten sie oft königlich; sie liebten es aber nicht, dafür mit Dankfagungen überschüttet zu werden. Oft erschienen sie bei den Menschen,

denen sie besonders gewogen waren, heimlich in der Nacht und taten für sie die Arbeit, und zwar viel vollkommener, als Menschenhände es vermocht hätten. Wehe aber denen, welche die Zwerge beleidigten! Sie durften sicher sein, daß ihnen das von den gekränkten Alben nie verziehen und bei jeder Gelegenheit bitter vergolten wurde. Sie molken die Euter der Kühe aus und rissen in der Nacht wieder ein, was ihre Feinde am Tage gearbeitet, und was sie ihnen stehlen konnten, das schleppten sie fort. Sogar Kinder stahlen sie aus der Wiege und legten ihre eigenen dafür hinein. Diese wurden dann „Wechselbälge" genannt. Oder sie legten sich dem Menschen im Schlafe wie ein Stein auf die Brust. Das nannte man dann „Alpdrücken".

Darum waren unsre Vorfahren ängstlich darauf bedacht, es mit keinem Zwerge zu verderben. Durch allerhand Gebräuche suchten sie sich vor der schädlichen Macht der Zwerge zu schützen, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, diesen Zweck vollständig zu erreichen. Das beste war es, sie nicht zu reizen, sondern ihnen willfährig zu sein. Von den vielen Arten der Zwerge seien nur genannt die Kobolde, Heinzel- und Wichtelmännchen, Poltergeister, Klabautermännchen, Berggeister, Erd- und Waldmännlein usw. In unsern Volksmärchen begegnen wir ihnen in den mannigfaltigsten Gestalten.

Den Alben verwandt waren die Nixen oder Wasserholden. In der Tiefe des Wassers, in Quellen, Flüssen und Seen wohnten sie in prachtvollen Schlössern, die von zauberisch schönen Gärten umgeben waren. Wenn die Sonne im Mittagsglanze auf das Wasser schien, kamen die Nixen empor und schaukelten sich anmutig auf den Wellen. Dabei sangen sie berückend schöne Lieder und lockten damit gar manches Menschenkind zu sich hinab in die Fluten. Lebendig gaben sie solchen Raub nicht wieder heraus, es sei denn, daß der Entführte durch die Hilfe der Götter heimlich aus dem Nixenschlosse entweichen konnte. — Wenn die Nixen, wie sie das sehr liebten, sich beim Tanz unter der Dorflinde unter die Menschen mischten, so konnte man sie daran erkennen, daß der Saum ihres Kleides naß war.

Von vielen Flüssen und Seen geht die Sage, daß sie alljährlich ein Opfer haben müssen. Daran sind die Nixen schuld, die in diesen Gewässern wohnen und ihr Menschenopfer begehren. Eine der schönsten Sagen ist die von der Loreleinixe. Auf hohem Felsen sitzt sie im Rheine und „kämmt sich mit goldenem Kamme und singt ein Lied dabei, das hat eine wundersame, gewaltige Melodei." Der arme Schiffer hört nur auf den herrlichen Gesang und achtet nicht auf den gefürchteten Strudel, dem sein Schifflein zutreibt — da — ein Ruck — und Schiffer und Kahn sind verschwunden auf Nimmerwiedersehen — die Nixe aber hat das Opfer, nach dem sie verlangt.

Riesen

Waren die Alben kleiner als der Mensch, so besaßen die Riesen eine Körpergröße, die weit über das menschliche Maß hinausging. Dabei waren sie ungeschlacht und plump von Gestalt und besaßen solche Körperkräfte, daß sie Felsen ausreißen und weit fortwerfen konnten. Sie wohnten meist in den Bergen in großen Felsenhöhlen, aber fast immer einsam oder höchstens zu zweien. Man nannte sie auch Joten, d. h. große Esser, oder Thursen, d. h. Durstige. Bei den Süd-Germanen hießen sie Hünen, ein Name, der noch heute Leuten von ungewöhnlich großer Körpergestalt gegeben wird. Riesige Grabhügel, die sich in deutschen Landen aus heidnischer Vorzeit finden, heißen noch heute Hünengräber; auch gibt es noch Hünenringe, das sind ringförmige Steinwälle, wie die alten Germanen sie um geweihte Stätten aufzurichten pflegten.

Man unterschied viele Arten von Riesen: Sturm-, Berg-, Reif-, Eis-, Feuer-, Unterwelt-, Nordlichtriesen und noch andre mehr.

So klug und gescheit die Alben waren, so beschränkt waren die Riesen, ja man hielt sie stellenweise sogar für dumm. (Die

Redensart „so dumm wie lang“ hat ohne Zweifel hier ihren Ursprung.) Deshalb zogen auch die Riesen den Göttern und Menschen gegenüber den kürzeren, sobald es einen Kampf gab. Gar oft hat ein kluger Mensch einen Riesen überlistet.

Das erste Reifriesengeschlecht war, wie wir wissen, durch die Sintflut vernichtet worden, bis auf einen, den Bergelmir, welcher der Stammvater des neuen Riesengeschlechts wurde. Ihre frühere Machtstellung erlangten die Riesen aber nicht wieder. Dies und die Erinnerung an den Mord ihres Urahnen Ymir, den die drei Asen verschuldet hatten, erfüllte sie mit Groll und Haß gegen die neue Weltordnung. Diesen Gefühlen gaben sie bei jeder Gelegenheit Ausdruck, vor allem in den Kämpfen, die sie fortwährend gegen die Götter führten. Wenn sie in diesen Kämpfen auch unterlagen, so ward ihnen schließlich doch die Genugtuung, im Verein mit andern Mächten den Weltuntergang herbeizuführen.

Auch hier sei auf den reichen Märchenschatz unsres Volkes hingewiesen, in dem eine Menge Riesengestalten, von dem Riesen, der das Schneiderlein in die Tasche steckt, bis zu dem Menschenfresser des kleinen Däumlings herab, zu finden sind.

Meist flößen diese Märchengestalten Furcht und Schrecken ein, doch zeigen sie sich auch manchmal den Menschen hold. Wie sie mit ihnen auch ihr Spiel trieben, zeigt das Riesenfräulein in dem bekannten Gedicht von Chamisso: „Das Riesenspielzeug.“

Asgard (Asenheim), die Wohnung der Götter

Von den Götterburgen, die sich in Asgard befanden, war eine immer reicher und herrlicher gebaut als die andere. In der größten dieser Burgen, die dem Göttervater gehörte, befand sich ein weiter, prachtvoll geschmückter Saal, der so groß war, daß 540 Türen aus ihm herausführten. Davon war jede wiederum so weit, daß gleichzeitig 800 Mann hindurchschreiten konnten. Dieser

Saal hieß **Walhall**. Der Gipfel der Weltesche ragte in den weiten Raum herein, dessen Dach von Speeren gebildet und mit Schilden gedeckt war. Das Innere des Saales war mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt, und über dem Haupteingang hing das Wappenschild **Wodans**, des Göttervaters, mit dem Wolf und dem Aar. Der Saal war umgeben von dem Hain Glasir, dessen Blätter aus reinem Golde waren.

In der Mitte des Göttersaales befand sich der kunstvoll aufgebaute und reich mit Gold verzierte Hochsitz **Hlidskialf**, auf welchem der Göttervater mit seiner Gemahlin Platz zu nehmen pflegte. Von diesem Sitz aus vermochte er die ganze Welt zu überschauen. Rings um ihn her saßen dann auf goldenen Stühlen die übrigen Asen.

Wollten die Götter nach Midgard hinab, so mußten sie die Brücke **Bifröst** (Regenbogen) überschreiten, die zwischen Asgard und Midgard aufgespannt war. An dem Eingang dieser Brücke hielt der Ase **Heimdall** Wache, von dem die Sage ging, daß er weniger Schlaf brauche als ein Vogel.

Die Götter konnten diese Brücke ungefährdet überschreiten, obgleich deren mittelster (roter) Streifen in hellem Feuer brannte. Den Riesen und den Menschen war es aus diesem Grunde unmöglich, die Brücke zu betreten. Dadurch war das luftige Bauwerk ein mächtiger Schutzwall für Asgard und die Götter.

Walküren. Einherier

Unter den Gestalten, welche neben den Asen den Götterhimmel der Germanen belebten, sind die **Walküren**, die Botinnen des Göttervaters und seiner Gemahlin, die anmutigsten und poesievollsten. Die Sage von den Schwanenjungfrauen gibt uns Auskunft über das Herkommen dieser holden Dienerinnen Wodans.

Unsere Vorfahren liebten die Schwäne außerordentlich. Diese herrlichen Vögel waren ihnen das Sinnbild jungfräulicher Rein-

heit und Keuschheit. „Wenn der Schwan mit dem schlanken, weißen Leibe langsam und stolz und stumm durch den dunklen, mit mächtigen Wipfeln umgebenen Waldsee schwebte, wenn er dann plötzlich zur blauen Luft sich aufschwang und dem verwunderten Auge rasch entschwand, so erschien er einem verkörperten Geheimnisse gleich."

Die lebhafte Einbildungskraft unsrer Urväter schuf die majestätischen Vögel zu holden Jungfrauen um, die von einem weißen Federkleid umhüllt waren und dieses Kleid ablegen durften, wenn sie einmal in einem verborgenen Waldsee baden wollten. Wurde ihnen aber dabei das am Ufer zurückgelassene Federgewand geraubt, so verloren sie die Schwanengestalt und mußten demjenigen gehorchen, der ihnen das Kleid entwendet. In dem bekannten Märchen von der Schwanenjungfrau muß die Heldin sogar das Weib des Mannes werden, der ihr das Schwanenkleid geraubt. Sie leben auch recht glücklich miteinander, bis die Frau auf dem Boden einer Truhe das von ihrem Mann versteckte Schwanenkleid wiederfindet. Eine mächtige Sehnsucht erfaßt sie da. Sie wirft das Kleid über sich, und siehe da — in Gestalt eines Schwanes fliegt sie sogleich davon, der alten, nie vergessenen Heimat zu.

Aus der Schar der Schwanenjungfrauen wählten sich die Götter ihre Dienerinnen. Die schönsten davon berief Wodan nach Walhall, damit sie seine Befehle ausführten. Der wichtigste ihrer Dienste bestand darin, daß sie, wenn auf Erden Krieg entbrannt war, auf den Wink des Gottes auf die Wal (das Schlachtfeld) hinabzueilen hatten, um dort die Helden zu küren, d. h. auszuwählen, die sie zu dem Göttervater hinauf nach Walhall bringen sollten. Daher der Name Wal-küren.

Auf ihren schnellen Rossen, die aber nur Wolkengebilde waren, jagten sie hinab mitten unter die Kämpfenden. Schon durch ihren Anblick, noch mehr durch ihre anfeuernden Zurufe spornten sie die Krieger zu unbeschreiblichem Heldenmut an.

Das Höchste, was sich ein echter Germane ersehnen konnte, war der Heldentod auf dem Schlachtfelde. Nichts machte unsre



Walküre in der Schlacht

Ahnen unglücklicher, als wenn sie den „Strohtod" auf dem Krankenlager sterben mußten. Kamen doch die so Gestorbenen hinab in die finstere Unterwelt, wo die schreckliche Hellia (Göttin der Unterwelt) das Regiment führte. Wer aber in heldenmütigem Kampfe seinen Tod fand, der durfte sicher sein, daß er von den Walküren nach Walhall geleitet wurde, wo ewige Wonnen seiner warteten. War es ein Wunder, daß freudiges Entzücken die tapfern Streiter erfaßte, wenn plötzlich in dem heißen Kampfe solch eine Götterbotin in hehrem Glanze vor ihnen erschien? Von Blitzen umzuckt, auf dem edlen Haupte den leuchtenden Strahlenhelm, den jungfräulichen Leib umschlossen von einer köstlichen Brünne (Panzer), so standen sie mitten im Kampfgetöse plötzlich unter den Streitern und lächelten ihnen zu. Höchste Begeisterung erfaßte die Herzen der so Begnadeten, und mit Freuden starben sie den Heldentod. Die Walküren aber nahmen die Gefallenen und trugen sie, vor sich auf ihre Rosse gelehnt, empor nach Walhall, wo Gottvater den Tapferen schon freundlich entgegenkam. Er liebte seine Einherier (Einzelkämpfer, die nach Walhall berufen wurden) und sorgte, nachdem sie durch die Walküren zu neuem Leben erweckt, sogleich dafür, daß sie Speise und Trank erhielten. An langen Tafeln saßen sie dann bei festlichem Mahle, und die Walküren, die aus ernsten Schlachtjungfrauen zu holden Schenkinnen wurden, wetteiferten miteinander, die Einherier zu bedienen. Sie brachten Fleisch von dem Eber Sährimnir herbei, der früh geschlachtet und am Abend wieder lebendig wurde, so daß er am nächsten Morgen wieder geschlachtet und verspeist werden konnte. In goldenen Krügen und Trinkhörnern trugen sie ferner das köstliche Himmelsgetränk, den Met, herbei, den die auf dem Dache Walhalls von den Blättern der Weltesche sich nährende Ziege Heidrun täglich neu spendete. So lebten die Einherier in Herrlichkeit und Freuden Tag für Tag. Sie ergingen sich auch, da ein Leben ohne Kampf für die Germanen nicht denkbar war, alltäglich in Kampfspielen, bei denen die Asen die Zuschauer abgaben. Die Wunden, die bei diesen Kämpfen geschlagen wurden, heilten aber sogleich wieder, und die Narben, welche sie zurückließen, waren der höchste Ehrenschmuck der Kämpfer.

Kühn und tapfer waren unsre Vorfahren wie kaum ein anderes Volk. Früh schon stählten sie ihren Körper, fest und unerschütterlich wie Mauern standen sie dem Feinde gegenüber, und furchtlos sahen sie dem Tod ins Auge. Lieber gaben sie sich selbst den Tod, ehe sie ehrlos den „Strohtod" starben. Von den vielen Sprichwörtern, die aus jener Zeit stammen und noch heute im Munde des Volkes leben, seien nur zwei, für den Charakter der alten Germanen sehr bezeichnende, genannt: „Selbst ist der Mann!" und „Viel Feinde, viel Ehr'!" Und wie die Männer, so waren auch die Frauen. „Bei den Schlachten standen die Weiber hinter den Reihen der Männer, mischten ihren Zaubergesang in den Schlachtruf jener, labten die Ermatteten, verbanden die Verwundeten, trieben die Weichenden zurück. Sich vor den Frauen als Feigling erweisen, galt als eine untilgbare Schmach."

Schon hier sei hervorgehoben, daß die Germanen den Frauen höchste Achtung zollten. Nicht die Sklavin war die Frau im Hause, sondern die Helferin und Beraterin des Mannes, der sie ehrte und heilig hielt. Sie teilte seine Arbeit, aber auch seine Ehre und seinen Wohlstand. Daher die Strenge, mit der das rauhe Naturvolk die Gebote der Keuschheit und ehelichen Treue hielt. Tacitus sagt: „Das germanische Volk lacht nicht über Laster, wie es von den verderbten Römern geschieht, und Unschuld und Reinheit der Sitten werden nicht durch verführerische Schauspiele verdorben."

Bei solchem Adel der Gesinnung erscheint es begreiflich, daß gerade die alten Germanen eine große Anzahl herrlicher Frauengestalten in Sage und Geschichte aufzuweisen haben. Daß sie auch in ihrem Götterglauben dieser Gesinnung den lebendigsten Ausdruck gaben, das wird sich uns in der Folge wiederholt deutlich kundgeben. Auch den Walküren verliehen sie in ihren Vorstellungen eine Fülle von edlen Zügen. Alles, was schön und lieblich, was erhaben und heldenmütig ist, erschien ihnen in diesen Botinnen Gottvaters verkörpert. Aus der Hand solcher Wesen nahmen sie selbst den Tod freudig als ein Gnadengeschenk entgegen.

Zweiter Teil

Wie alle indogermanischen Völker hatten auch unsre Vorfahren — nach Tacitus — den Glauben, daß sie von einem mächtigen Gott und seinen drei Söhnen abstammten. Drei Götter waren es auch, die später gemeinsam von allen germanischen Stämmen verehrt wurden: Wodan, Donar und Ziu. Ebenso genoß die Göttin Fricka allgemeine Verehrung. Daneben gab es aber noch eine Anzahl von Gottheiten, die bei den einzelnen Völkerschaften nach Zahl und Art verschieden waren. So wuchs der Götterkreis allmählich auf neun, später auf zwölf und noch mehr Gestalten an. Die hervorragendsten davon seien nun einer näheren Betrachtung unterworfen. Wir werden dabei erkennen, daß die Götter stets himmlische Mächte darstellen, während die Göttinnen irdische Mächte verkörpern. Durch die Vermählung dieser Gottheiten findet also eine Vereinigung himmlischer und irdischer Kräfte statt. Den Segen davon haben die Menschen, denn ihnen kommt das Walten beider zu gute. Streng genommen sind alle Götter gute, den Menschen freundlich gesinnte Gewalten; denn die unheilbringenden unter ihnen, Loki und seine Tochter Hellia, sind nicht göttlichen, sondern riesischen Ursprungs.

Den obersten Rang unter den Göttern nimmt Wodan, der Himmelskönig und Göttervater, ein. Er ist der Spender der segensreichsten Naturgewalt, des Lichts; er ist Sieg- und Wunschgott zugleich, und alle edlen Künste haben in ihm ihren Ursprung. In ihm vereinigen sich gleichsam die hervorragendsten Eigenschaften der übrigen Götter, so daß man von diesen wiederum

sagen kann, daß sie nur der Ausfluß von dem allumfassenden Wesen, also gewissermaßen die Verkörperung der einzelnen Eigenschaften Wodans sind.

Ihm steht zur Seite sein Sohn Donar, der König der Erde, Gott des Luftkreises, der Wolken und des Regens, des Gewitters und des segenbringenden Feuers.

Diesem folgt der Schwertgott Ziu, auch ein Sohn des Göttervaters.

Freyr, der Gott der Liebe und Ehe, war ein Sohn des Wanen Niörd, der als Geisel zu den Asen gekommen war (s. die Wanen).

Baldur, der Gott des milden Sonnenlichts, der Frühlingszeit, war der Lieblingssohn Wodans.

Neben diesen edlen Göttergestalten werden wir sehr oft dem „bösen Prinzip" der Götterwelt, dem Gott des wilden, verheerenden Feuers und der Finsternis, dem unheilbringenden Loki, begegnen.

Von den Göttinnen seien genannt:

Fricka, die Himmelskönigin, Gemahlin Wodans, als „Mutter Erde" Spenderin der Fruchtbarkeit, Beschirmerin von Flur und Haus; Sippia, Donars Gemahlin, Göttin der Früchte und des Getreides; Ostara, Göttin des Morgens und des Frühlings; Freya, eine Tochter des Wanen Niörd und Freyrs Schwester, die Göttin der Schönheit und der Liebe; Iduna, die Bewahrerin der Götterspeise, und Lokis schreckliche Tochter Hellia, die Göttin der Unterwelt.



Wodan

Wodan

Der oberste aller deutschen Götter wurde von den Nord-Germanen **Odin**, von den Süd-Germanen dagegen **Wodan** (Wuotan) genannt. Wodan entstand aus Woden, Wuotan kommt von waten, alles durchdringen, aber auch von Wut*). In Wodan verehrten unsre Vorfahren den alles durchdringenden, mächtigen Geist, den Schöpfer und Ordner der Welt, dessen Walten sie in der Natur wie in ihrem eigenen Leben tausendfach spürten. Er war ihnen zugleich der Herr des Himmels, der Vater der Götter und der Menschen, der Freund aller Helden und Dichter. Alle hehren Mannestugenden, alle hohen Geisteseigenschaften schrieben sie ihm zu, so daß man ihn mit Recht die edelste und geistigste aller deutschen Gottheiten nennen kann. Er regierte das Weltall und die Geschicke der Menschen; er war

*) Auch Godan findet man. In Westfalen und einigen Teilen der Rheinprovinz heißt der ihm heilige Mittwoch noch heute Gudenstag.

der Lenker der Schlachten und der Gott des Sieges; er gab als Windgott den Fluren Fruchtbarkeit und den Schiffern günstigen Wind; er war als der weise, welterfahrene Ase zugleich der Gott der Weisheit und der Dichtkunst, und alle Künste und aller Reichtum sind von ihm ausgegangen.

Als Himmelskönig saß Wodan in stolzer Majestät auf seinem goldenen Throne, dem Hochsitz **Hlidskialf** in Walhall. Auf dem Haupte trug er den goldstrahlenden Helm mit den Adlerflügeln, und seine Brust war umgürtet mit einem kostbaren Panzer. Ein weiter, dunkelblauer Mantel umwallte ihn, der mit Flocken und Goldpunkten (den Wolken und Sternen des Himmels) übersät war. Tiefer Ernst lagerte auf seinem Antlitz, von dem ein langer, weißer Bart herabfloß. Das eine Auge, das ihm geblieben war (siehe „Mimirs Born“), leuchtete in überirdischem Glanze*). An seinem rechten Arme funkelte der Ring **Draupnir**, „von dem in jeder neunten Nacht acht neue Kleinodien abtropften“, und seine Linke hielt den Speer **Gungnir**, der sein Ziel niemals verfehlte und nach jedem Wurf wieder in die Hand seines Herrn zurückkehrte. Zu den Füßen Wodans lagerten wie Jagdhunde die beiden Wölfe **Geri** und **Freki**, und auf seinen Schultern oder auf der Lehne des Thronsessels saßen die beiden Raben **Hugin** (Gedanke) und **Munin** (Erinnerung). Täglich sandte er sie zur Erde hinab, damit sie ihm berichteten, was sich bei den Menschen zutrug, denn Wodan war wohl allgegenwärtig, aber trotzdem nicht allwissend. Der heiße Wissensdrang, der ihn beseelte, hatte ihn einst zu Mimir getrieben, dem er eins seiner Augen verpfändete für einen Trunk aus dem Born der Weisheit. Dort hatte er einen tiefen Blick in das Wesen aller Dinge getan. Er hatte erfahren, welches Los den Göttern bevorstand. Zugleich war ihm aber auch die Gewißheit geworden, daß nach dem Zusammensturz alles Bestehenden eine neue, schönere Zeit anbrechen werde. Diese frohe Voraussagung ließ ihn getrost der Zukunft entgegensehen. Seine

*) Das eine Auge deutet auf die Sonne, die als Allvaters Auge am Himmel schwebt und Licht und Wärme spendet.

Lieblingsbeschäftigung blieb es aber, nachzusinnen und zu grübeln über Vergangenes und Zukünftiges. Darum hatte er auch den Beinamen „der grübelnde Ase".

Am erhabensten erschien Wodan den kampfesmutigen Germanen in seiner Würde als Lenker der Schlachten, als siegbringender Gott. Walvater und Siegvater nannten sie den streitbaren Gott, der schon bei seinem Eintritt in die Welt durch die Vernichtung Ymirs gezeigt hatte, daß Kampf und Sieg sein Lebenselement war. Nichts Schöneres kannte er, als von seinem Göttersitz auf die Erde hinabzuschauen und als oberster Kriegsherr die Schlachten der Menschen zu leiten. Wenn er dann seine Botinnen, die Walküren, hinabsandte, damit sie die von ihm bezeichneten Helden für ihn erwählten und nach Walhall brächten, dann ließ er voller Freuden schon das festliche Mahl rüsten, mit dem er die zu ihm einkehrenden Einherier würdig empfangen wollte. Und wie freundlich begrüßte er die neuen Ankömmlinge! Wenn dann die Einherier recht tüchtig zechten und schmausten oder ihre Kriegslieder anstimmten und in fröhlichen Kampfspielen vor den Toren Walhalls sich ergingen, dann war er vergnügt und schaute huldvoll auf die Scharen seiner Schützlinge hernieder.

Es war eine der Hauptsorgen Wodans, daß Krieg und Streit auf der Erde nie aufhörten, denn sonst hätte er die Freude entbehren müssen, seine Scharen durch neuen Zuzug vermehrt zu sehen. Wenn er selbst einmal sein achtfüßiges, blitzschnelles Roß Sleipnir bestieg, um gegen die Weltfeinde, die Riesen, in den Krieg zu ziehen, dann durften ihn die Einherier begleiten und unter seiner Leitung kämpfen. War es ein Wunder, wenn durch solche begeisternde Vorstellungen der kriegerische Sinn der Germanen immer neue Nahrung empfing?

Wodan erschien aber noch in einer anderen Gestalt auf der Erde. In seinen Mantel gehüllt und das Haupt mit einem breiten Schlapphut bedeckt, war er als schlichter Wandersmann bald hier, bald da, den einen tröstend und aufrichtend, den andern ermahnend oder strafend. Der Hut war ein sogenannter Wünschelhut, der seinen Träger im Nu an die Stelle brachte, an die er sich wünschte. So erschien Wodan meist seinen Lieblingen unter den Menschen, wenn er sie vor einem drohenden Unheil warnen oder zu neuen Taten anspornen wollte. Diesen Lieblingen pflegte er Schwerter, Schilde, Lanzen und andre Waffen zu schenken. Dafür nahm er als Gegengabe gern Rosse, die ihm als Opfertiere heilig waren, und machte es den Betreffenden zur Pflicht, daß sie seinem Willen nie widerstreben durften. Taten sie es dennoch, so ließ sie der Gott seinen Zorn aufs empfindlichste fühlen. Wie oft, wenn ein Kampf einen Ausgang zu nehmen drohte, der ihm nicht behagte, erschien er plötzlich wie eine Wolke zwischen den Streitenden und hielt seinen Speer ihren Waffen entgegen. Daran zerschmetterte auch das schneidigste Schwert, ja es sprang zurück und tötete denjenigen, der es geführt.

Als Gott der Dichtkunst soll Wodan die Runen ersonnen haben, jene eigentümlichen Zeichen, die in Stäbchen eingeritzt wurden, welche vom Holze der Buche genommen wurden. Zum Aufzeichnen wurden die Runen nicht benutzt, nur zum Weissagen der Zukunft. Man warf die Stäbchen durcheinander und stellte dann nach der Lage derselben Worte zusammen, die man für den Ausfluß höherer Weisheit hielt. — Wodan selbst befragte die Runen, wenn er über etwas Verborgenes Auskunft haben wollte.

„Stäbe", aus „Buchen" geschnitzt — wem fiele da nicht sogleich der Zusammenhang mit dem Worte „Buchstaben" auf? Auf „Buchenstäbe" wurden die Lautzeichen eingegraben, und aus unzähligen solcher Lautzeichen wird ein „Buch". So leiten die Dinge, die uns umgeben, uns oftmals zurück bis in die früheste Vergangenheit unsres Volkes, wenn wir ihrem Ursprung nachgehen.

Wodan, der Spender des Lichts und der Wärme, wandte sich alljährlich einmal von der Erde ab und weilte lange fern von ihr; dann ward es kalt und finster überall. Auf diese Weise erkärten sich die Germanen den Wechsel der Jahreszeiten. Von der Tag- und Nachtgleiche im Herbst an wurde der Weg der Sonne am Himmel immer kürzer — Wodan wandelte weit ab

von der Erde in fernen Gefilden des Weltalls bis zu der Wintersonnenwende. Dann wandte er sich allmählich der Erde wieder zu, und die Herrschaft der Sonne wuchs in gleichem Maße bis zum Eintritt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, die als das Fest der Wiederkehr des Frühlings von den Germanen mit Jubel begangen wurde. Im Herbst ward nach dem Einbringen des Erntesegens dem Wodan, als dem Spender alles Guten, ein großartiges Erntedankfest dargebracht. Unter allerlei festlichen Gebräuchen wurden Garben, breitstirnige Stiere, feiste Eber und flaumige Gänse geopfert, und in feierlichen Umzügen gab das Volk seine Freude und seine Verehrung zu erkennen.

Noch heute ist es in manchen Gegenden Sitte, auf den Getreidefeldern eine Garbe stehen zu lassen als Dankopfer für die segenspendende Gottheit. Vom Winde hängt nach altem Volksglauben die Fruchtbarkeit ab, darum suchten die Germanen den Spender des Windes für sich günstig zu stimmen.

Auch in schreckenerregender Gestalt erschien der Göttervater zuweilen auf der Erde. Vor Ausbruch eines Krieges kam er mit seinen Einheriern auf den Wogen des Sturmwindes daher und raste unter schrecklichem Getöse in blitzartiger Schnelligkeit über die Erde dahin. Waffengeklirr und Pferdegetrappel erfüllten die Luft, und so schnell, wie es gekommen, war das „wütende Heer" (Wuotans Heer) auch wieder verschwunden.

Noch fürchterlicher war es, wenn Wodan in den heiligen „Zwölf Nächten"*) an der Spitze der wilden Jagd die Lüfte durchzog. Auf feuersprühendem weißem Rosse saß er dann, den breiten Hut auf dem Kopfe und den Mantel um die Schultern geworfen. Hinter ihm drein jagten mit schaurigem Geheul in Gestalt von Jägern und Hunden die Geister Gestorbener, das Seelenheer, Verbrecher, oft ohne Kopf oder sonst entsetzlich verstümmelt. Wer diesem Zug begegnete, der warf sich platt auf

*) Die „heiligen zwölf Nächte" sind die Nächte vom 25. Dezember bis zum 6. Januar. Noch heute spielen sie im Volksaberglauben eine große Rolle. Was man in den zwölf Nächten träumt, geht im nächsten Jahre ganz sicher in Erfüllung usw.

die Erde, um nichts zu sehen und zu hören, denn Vernichtung drohte dem, der ihn betrachtete oder gar es wagte, Wodan anzurufen. Der „Schimmelreiter" in unsern Volksaufzügen deutet auf Wodan als „wilden Jäger" hin.

Diese Sage ist hauptsächlich durch die christlichen Priester verbreitet worden. Vergeblich hatten sie versucht, an Stelle Wodans den Erzengel Michael, den heiligen Martin und andere Gestalten zu setzen; die Germanen ließen nicht von ihrem alten Heidengott. Da griffen die Priester zu dem Mittel, seine Gestalt ins Unheimliche und Schreckliche zu ziehen. So ward Wodan zunächst zu dem wilden Jäger und später zu dem Teufel, dem Führer aller bösen Geister. Aber auch so erreichten die Priester ihren Zweck nicht ganz, wie wir aus den vielen Spuren sehen, die das Andenken Wodans bis auf unsre Tage hinterlassen hat. Aus der Reihe der Wochentage haben sie seinen Namen allerdings getilgt, denn aus dem Wodanstag ist unser Mittwoch geworden, der nicht im mindesten an den früheren Namen erinnert. Im Englischen ist aber der alte Name noch erhalten, denn Wednesday (Mittwoch) ist ganz entschieden gleichbedeutend mit Wodanstag.

Wodan bedurfte zu seiner Erhaltung keiner Speise. Wohl legten die Walküren auch ihm alltäglich von dem Fleisch des Ebers Sährimnir vor, er nahm aber nichts davon, sondern warf es stets den zu seinen Füßen sitzenden Wölfen Geri und Freki zu. Die übrigen Götter bedurften dagegen einer bestimmten Nahrung. Das waren die Äpfel, welche Iduna für sie aufbewahrte. Der Genuß derselben gab ihnen neue Lebenskraft und bewirkte, daß sie nicht alt wurden, sondern ewig jung blieben. Wodan nahm nur von dem Göttertrank, dem köstlichen Met, den er selbst einst durch List für sich und sein Geschlecht erworben.

Dieser Trank, der jedem, der ihn genoß, nicht bloß Leibeskraft, sondern auch höchste seelische Begeisterung einflößte, war aus dem Blute des Zwerges *Kwasir* entstanden, der so weise war, daß er auf jede Frage Antwort zu geben wußte. Zwei andre Zwerge, die nach seinem Blute lüstern waren, ermordeten

ihn und füllten sein Blut in drei kostbare Gefäße. Diese kamen später in den Besitz des Riesen Suttung, der seine Tochter Gunlöd zur Hüterin des Schatzes bestellte. Wodan wußte das und setzte all seine Klugheit daran, um bis zu der Maid zu gelangen. Das war freilich sehr schwer, denn Hindernisse aller Art hatte Suttung geschaffen, um den Schatz zu sichern. Wodan mußte wiederholt seine Gestalt wechseln und die unglaublichsten Schwierigkeiten überwinden, ehe er den Eingang zu der Höhle gewann, in welcher Gunlöd den Schatz hütete. Endlich stand er vor der holdseligen Maid, und zwar in seiner herrlichsten Gestalt: als der in blühender Schönheit prangende Gott. Da sank das Mädchen, geblendet von dem Glanze, der mit einem Male die Höhle erfüllte, anbetend vor dem Gotte nieder und wehrte ihm nicht, daß er die heiligen Gefäße eins nach dem andern an die Lippen setzte und bis auf den letzten Tropfen leer trank. Als Gunlöd mit Schrecken gewahrte, was geschehen war, schwang sich der Gott in Gestalt eines Adlers von dannen und brachte den kostbaren Trank heim nach Asgard.

Von diesem Met durften nur die Götter trinken. Es geschah aber auch manchmal, daß Wodan seinen besonderen Lieblingen unter den Helden und Dichtern einen Tropfen davon zukommen ließ. Dieser eine Tropfen genügte, um die Dichter in solche Begeisterung zu versetzen, daß sie die herrlichsten Dichtungen zu schaffen vermochten. Auf gewöhnliche Menschen übte der Met noch eine viel stärkere Wirkung: er machte sie völlig trunken. Die „Edda“ schildert diesen Zustand mit folgenden Worten:

„Der Vergessenheit Reiher überrauscht das Gelage
Und stiehlt die Besinnung.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt
Sich den Sinn bewahrt. —“

Viele Heldengeschlechter leiten ihre Abstammung von Wodan ab, so z. B. die Frankenkönige, die angelsächsischen Fürsten Hengist und Horsa u. a. m. Auch Siegfried, der edle Held aus

dem Wälsungenstamme, war in den Augen der Germanen ein Nachkomme Wodans, ebenso Dietrich von Bern und Karl der Große. So glaubten sie in jeder Heldengestalt den Göttervater wieder aufleben zu sehen, und wenn sie auch schließlich dem Zwange nachgaben und christliche Anschauungen an Stelle ihres alten Götterglaubens annahmen, so lebten noch lange die alten Empfindungen in ihren Herzen, wenn sie am Michaelstag, der zur selben Zeit wie das große Wodans-Dankfest gefeiert ward, Freudenfeuer anzündeten und Festmahle hielten wie einst zu Wodans Ehren, oder wenn sie an dem Martinstag stets eine Gans im Topfe haben mußten, weil dieser Vogel dem Wodan geweiht war.

Die Sage verknüpfte Wodans Gestalt auch mit dem Kaiser Rotbart, der im Kyffhäuser schläft und inzwischen seine Raben von der Höhe des Berges Ausschau halten läßt. Und wenn unsre Urväter die Heldengestalt unsres großen Kaisers Wilhelm des Siegreichen gekannt hätten, der mit vernichtender Gewalt die Feinde des deutschen Volkes, die Franzmänner, aufs Haupt schlug, dann würden sie den greisen Fürsten sicher als einen Nachkommen Wodans, des gewaltigsten ihrer Götter, erkannt und gefeiert haben.

Fricka (Frigg)

An der Seite Wodans waltete als Himmelskönigin die Göttin Fricka. Waren in Wodan alle Mannestugenden verkörpert, so erschien Fricka den Germanen als die edelste und erhabenste der Frauen.

Dreifach war die Gestalt, in welcher sie verehrt ward: als Nirdu, Fricka und Holda.

Als Nirdu war sie die alles ernährende Mutter Erde, welche die gesamte Pflanzenwelt sprießen und sprossen läßt und Segen und Gedeihen gibt, damit reiche Fruchtbarkeit auf Erden herrsche. Ihr war das Rind als Opfertier geweiht.

Als Fricka war sie dem Gemahl die treue, gewissenhafte Hausfrau, die mit Aug' und Hand den Haushalt leitete. Sobald sie aber ihren Hausfrauenpflichten genügt hatte, schmückte sie sich, um neben Wodan ihren Platz auf dem Götterthron einzunehmen. Wenn sie ihr langes, goldblondes Haar kämmte, dann strahlte der glänzendste Sonnenschein auf die Erde hernieder. In ein langwallendes, weißes Gewand gehüllt, das mit kunstvollen Goldstickereien übersät war, saß sie dann neben dem Gemahl auf seinem Hochsitz Hlidskialf und teilte seine Herrschersorgen. Wodan fragte sie nämlich gern um Rat, weil er ihre Klugheit und ihren Scharfblick ebenso schätzte, wie ihren milden und gerechten Sinn.

Fricka, die musterhafte Gattin und Hausfrau, war naturgemäß die Göttin der Ehe. Als solche wachte sie darüber, daß die

Heiligkeit der Ehe nicht verletzt wurde, und bestrafte diejenigen, welche in diesem Punkte sündigten. Der Ehebruch ward mit den schwersten Strafen, ja oft mit dem Tode gerichtet.

Da die Linde der Fricka heilig war, so wurden die Trauungen meist unter Lindenbäumen abgehalten. Man pflanzte auch gern Linden in die Nähe der Wohnstätten, denn unter ihrem Schutze glaubte man sich so sicher wie unter dem der Göttin selber. Noch heute herrscht die Sitte, Linden in die Nähe der Häuser zu setzen, und auf Dorfplätzen finden sich noch häufig alte Linden, unter denen sich einst jung und alt versammelte, sei es zu feierlichen Versammlungen oder zu Spiel und Tanz. Daß die Linde in vielen alten Volksliedern eine Rolle spielt, beweist auch die Vorliebe unsrer Ahnen für diesen Baum. Ein Lindenblatt war es auch, das der Sage nach Siegfried zwischen die Schultern fiel, als er sich im Drachenblut badete, um unverwundbar zu werden.

Die Gerichtsstätten waren gleichfalls Fricka heilig, auch gewährte sie allen Verfolgten Schutz, die sich auf diese Stätten flüchteten.

Von den Eheleuten ward Fricka nicht bloß als Beschützerin der Ehe, sondern auch als Spenderin des Kindersegens verehrt. Auf dem Grunde von Brunnen und Teichen hütete sie die Ungeborenen, die dort fröhlich miteinander spielten und zu ihrer Nahrung nichts weiter bedurften als dann und wann ein Tröpfchen Honigseim. Wem die Göttin freundlich gesinnt war, dem sandte sie durch ihren Boten, den Storch, ein Kindlein ins Haus.

In Dresden erinnerte bis jetzt der Queckbrunnen an diese Sage. Auf der Spitze des Brunnenhäuschens steht ein Storch, der im Schnabel und in den Fängen ein Wickelkind hält.

Wer sich übrigens in solch einem der Fricka heiligen „Quickbrunnen" badete, der ward wieder jung, und wenn er schon im Greisenalter stand. Daher der Name „Jungbrunnen".

Als Beschützerin des Eheglücks führte Fricka die Ehegatten, welche durch den Tod getrennt wurden, in einem herrlichen unterirdischen Schlosse wieder zusammen, ein Beweis dafür, daß unsre

Vorfahren die reine, verklärte Liebe kannten, die sich über das Grab hinaus nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten sehnt. Aber noch eine andere Sehnsucht leuchtet aus dieser Sage hervor: die Hoffnung auf eine Fortdauer nach dem Tode, auf die Unsterblichkeit der Seele.

Fricka wußte es selbst, was es heißt, von dem geliebten Gatten getrennt zu sein. Alljährlich zog ja Wodan einmal in weite Fernen und ließ sie allein. Dann ward es kalt und finster draußen, und der Winter hielt seinen Einzug ins Land. Fricka aber zog weinend und klagend durch den Wald und suchte den Entschwundenen. Welches Glück, wenn dann mit dem Nahen des Frühlings der Gemahl wiedererschien! In fröhlichen Festen feierten sie dann ihre Wiedervereinigung.

Welch tiefer Sinn liegt auch in dieser Sage! Beim Eintritt des Frühlings vermählt sich der Gott des Lichtes mit der segenspendenden Mutter Erde, und neues Leben, neues Glück sproßt allerorten hervor. Friede und Freude herrscht überall, wo sie erscheinen, und reiche Fruchtbarkeit folgt ihren Spuren.

Fricka, die als Zeichen ihrer Hausfrauenwürde das Schlüsselbund am Gürtel führte, beförderte den Flachsbau und das Spinnen. An ihrem goldenen Spinnrocken spann sie wunderschönes, weiches Garn, das sie fleißigen Spinnerinnen als Belohnung schenkte. Dieses Garn nahm niemals ein Ende, so daß die Frauen, welche die Göttin damit beglückte, ihr Lebtag genug Garn für ihren Webstuhl hatten. Fand aber die Göttin, wenn sie in den zwölf Nächten in den Häusern Umschau hielt, noch „Werg auf einem Rocken", so strafte sie die faule Spinnerin ganz empfindlich.

Frickas goldener Spinnrocken ist noch heute am Sternenhimmel zu sehen. Der Gürtel des Orion, jene drei helleuchtenden Sterne in der Mitte dieses Sternbildes, heißen noch jetzt in Schweden „Friggsrocken".

Die Dienerinnen Frickas waren die Walküren; sie mußten die Göttin begleiten, wenn sie auf ihren nächtlichen Umzügen die Erde heimsuchte. Mehr Freundin als Dienerin war ihr Fulla, an die sich die Menschen um Fürsprache bei der Göttin zu wenden pflegten. Nach andrer Annahme soll Fulla die Schwester Frickas und die Hüterin ihres Schmuckes und ihrer Schätze gewesen sein.

Daß Fricka, um etwas bei ihrem Gemahl zu erreichen, sich nicht scheute, List anzuwenden, das zeigt die Geschichte von den Langobarden.

Einst hatten die Vandalen Krieg mit den Winilern; da kamen jene zu Wodan, baten ihn um der Feinde Verderben und erhielten zur Antwort, daß er denjenigen Sieg verleihen wolle, welche er bei Sonnenaufgang zuerst erblicke. Nun ging Gambara, die Fürstin der Winiler, zu Wodans Gemahlin und bat diese für die Winiler um Sieg; Fricka gab den Rat, die Weiber der Winiler sollten ihre gelösten Haare um Gesicht und Kinn in Bartes Weise binden und sich morgens mit ihren Männern in Schlachtordnung gegen Osten aufstellen, wohin der Gott durch sein Fenster zuerst blicke. Sie folgten der Weisung; und als kaum der Himmel sich erhellte, trat die Göttin an das Bett des Gemahls, wandte leise sein Gesicht nach Osten und weckte ihn. Sein erster Blick fiel nun auf die Weiber der Winiler, und überrascht rief er aus: „Wer sind jene Langbärtigen?" Fricka antwortete: „Du hast ihnen einen Namen gegeben, so verleihe ihnen als Geschenk auch den Sieg." Und es geschah also.

Wer einen Namen erteilte, mußte nämlich auch eine Gabe folgen lassen; daher noch heute die Patengeschenke bei den Täuflingen.

Fricka pflegte sich gern durch den Augenschein zu überzeugen, wie es in Haus und Hof bei den Menschen aussah. Wie sie in den Spinnstuben Umschau hielt, so auch in Küche und Keller und namentlich in den Ställen. Deshalb läßt man in vielen Gegenden Deutschlands noch heute in den heiligen Nächten Vorratskammern und Keller unverschlossen. Fand die Göttin alles in Ordnung, so segnete sie das Haus und blieb ihm auch ferner freundlich gesinnt.

In besonders anmutender Gestalt erschien unsern Ahnen die Himmelskönigin als Göttin der **Huld** und **Gnade**. **Holda**

nannten sie sie dann; daraus ist der Name „Frau Holle" entstanden. Wer kennt diese nicht aus dem Märchen von der Goldmarie und der Pechmarie! Die silbernen Wölkchen am Himmel sind ihre Herde, und wenn sie ihre Betten aufschüttelt, dann schneit es. Wie schön ist dieses Bild wiederum! Leicht und weich wie Flaumfedern fallen die Schneeflocken vom Himmel herab und decken, wie die sorgliche Mutter ihre Kleinen, die junge Saat und die Fluren alle mit einer weichen Decke zu, die sie schützt vor bösen Frösten! So erblickten die Germanen in allen Vorgängen der Natur das Walten der gütigen Gottheit.

Wenn das Wetter an den ersten Tagen der Woche schlecht war, so erwartete man doch für den Freitag, der der Fricka geweiht war, besseres Wetter, denn an diesem Tage wusch und trocknete die Göttin ihren Schleier, um ihn am Sonntag schön frisch zu haben. Sie breitete ihn zum Trocknen über Rosenbüsche aus. Darum ist die Rose die Königin der Blumen.

Fricka ward außerdem noch in manchen Gegenden als Berchta verehrt. Berchta, d. h. die Leuchtende, Glänzende, waltete gleichfalls zum Heile der Menschen und besonders der Kinder. Ihre Gehilfen waren die „Heimchen", die zu dem Geschlechte der Zwerge gehörten. Der Name Berta ist ohne Zweifel das letzte Überbleibsel von dieser freundlichen Göttergestalt.

Die christlichen Priester sind mit Fricka ähnlich verfahren wie mit Wodan, d. h. sie haben die holdselige Göttin, um ihr die Verehrung der Germanen zu entziehen, in eine alte, scheußliche Hexe verwandelt, die mit Wodan, dem wilden Jäger, in den „Zwölf Nächten" umherzieht und Schrecken verbreitet. In dem Hörselberg bei Eisenach sollte sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben und ihr unheimliches Wesen treiben.

Tacitus berichtet von einer Göttin Nerthus (Herta), der die Germanen hohe Verehrung weihten. In einem heiligen Haine auf einer Insel habe man ihr geopfert und ihre Feste gefeiert. Da sie selbst unsichtbar war, nahmen die Priester ein Bildnis, das sie darstellte, und fuhren es auf einem mit Teppichen schön geschmückten Wagen im Lande umher. Wohin die Göttin kam, verbreitete sie Segen und Fruchtbarkeit, und Jubel und Freude herrschten überall. Wenn sie genug hatte von dem Verkehr mit Menschen, dann kehrte sie in ihren stillen Hain zurück. Hier badete sie sich in dem heiligen See, und auch der Wagen und die Teppiche wurden gewaschen. Die Sklaven, welche dabei tätig gewesen waren, wurden dann in dem See ertränkt; denn wer die Göttin geschaut, der war dem Tode geweiht.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Nerthus niemand andres ist als die Himmelskönigin Fricka, die ja auch auf der Erde Umzug hielt und Segen verbreitete. Der Name Nerthus ist jedenfalls eine Ummodelung von Frickas Beinamen Nirdu (Mutter Erde). Auf der Insel Rügen, die man allgemein für den Wohnsitz der Göttin hielt, wird allerdings ein See gezeigt, der den Namen Hertasee führt. Die neuere Forschung hat aber erwiesen, daß noch mehrere andre Inseln denselben Anspruch erheben dürften, und daß die von Tacitus erwähnte Göttin Nerthus unsre gütige „Mutter Erde", Wodans Gemahlin Fricka, ist.

Donar (Thor)

Kaum mindere Verehrung als Wodan weihten die Germanen dem kraftstrotzenden Donar (von den Nord-Germanen Thor genannt). Wodan, der Gott des Himmels, war sein Vater, Nirdu-Fricka, die Göttin der Erde, seine Mutter, und so ward alles, was zwischen Himmel und Erde ist, der weite, unendliche Luftraum, Donars Reich. Er lenkte das Wetter und spendete als Gott des Donners die Wohltat des Gewitters, d. h. er lockerte durch die Erschütterung des Donners die Erde und befruchtete sie mit köstlichem Regen; gleichzeitig reinigte er durch sein Sturmesbrausen den Luftkreis von Schwüle und Dunst. Daneben war Donar der eifrigste Bekämpfer der götter- und menschenfeindlichen Riesen.

Donar war von großer, kräftiger Gestalt — ein echt germanischer „Hüne“. Ein roter Bart umrahmte sein Gesicht, und seine Locken wie seine Augen leuchteten gleich einer Feuerlohe. Auf einem mit zwei Böcken (Zahnknisterer und Zahnknirscher) bespannten Wagen kam er wie eine Windsbraut dahergesaust, und wenn er über die Wolken dahinfuhr, so entstand durch die Berührung der Räder mit den Wolken das Geräusch des Donners.

Mit diesem Wagen konnte er aber nicht über die Brücke Bifröst fahren, denn sie wäre unter den feurigen Rädern in Brand geraten. Donar mußte deshalb, wenn er der Versammlung der Götter am Urdbrunnen beiwohnen wollte, zu Fuß gehen und dabei durch vier tiefe Ströme waten.

Donar besaß drei kostbare Kleinode. Das erste war ein Hammer, Miölnir (Zermalmer) geheißen, das zweite ein Paar Stahlhandschuhe, die er bei dem Gebrauch des Hammers nötig hatte, und das dritte ein Zaubergürtel, der, wenn er fest zugeschnallt wurde, seinem Träger doppelte Kraft verlieh.

Der Hammer war das kunstvolle Werk zweier Zwerge namens Schlackensprüher und Zischer. Schlackensprüher wollte den Göttern mit dem Hammer etwas ganz Außerordentliches liefern. Deshalb stellte er nach weiser Berechnung allerhand Eisenteile zusammen, machte sie im Feuer flüssig und rührte sie gut durcheinander. Sein Bruder Zischer mußte den Blasebalg treten, und Schlackensprüher mahnte ihn wiederholt, daß er mit peinlicher Sorgfalt darauf bedacht sei, nicht ein einziges Mal auszusetzen, denn wenn ein Luftzug fehle, mißlinge das ganze Werk.

Zischer versprach die größte Aufmerksamkeit und trat seinen Blasebalg mit einem Eifer, der unmöglich größer sein konnte.

Da war aber unter den Asen ein böser, hinterlistiger Gesell, der seinen Genossen nichts Gutes gönnte, sondern ihnen schadete, wo er konnte; das war der schlaue, heimtückische Loki. Auch hier war dieser schnell zur Hand, das Werk der Zwerge zu verderben. Er verwandelte sich in eine Fliege, setzte sich auf das rechte Augenlid des den Blasebalg tretenden Zischers und stach ihn so mörderisch, daß der arme Zwerg voller Schmerz laut

aufschrie. Als Schlackensprüher den Schrei des Bruders hörte, rief er ihm zu:

„Nur noch ein paar Augenblicke halte aus, dann ist der Hammer fertig.“

Da stach die Fliege so heftig, daß dem armen Zischer das Blut in die Augen und über die Wange herablief. Von Schmerz überwältigt, schlug er mit der Hand nach der Fliege. Dabei mußte er den Griff des Blasebalgs loslassen — und Lokis Zweck war erreicht. Durch das Fehlen eines einzigen Luftzuges bekam der Hammer einen Fehler: sein Stiel war etwas zu kurz.

In Donars Hand ward der Hammer zu einer fürchterlichen Waffe. Wenn der Gott ihn warf, so verwandelte er sich in einen „Donnerkeil“, d. h. in feurige Blitze, die denjenigen vernichteten, den sie trafen. Wie Wodans Speer Gungnir kehrte auch der Hammer Miölnir nach jedem Wurf von selbst in die Hand seines Herrn zurück. Da aber der Hammer, wenn er geworfen wurde, sich in Blitz und Feuer verwandelte, so brauchte Donar, um ihn anfassen zu können, die festen Eisenhandschuhe, die ihm die kunstgeübten Zwerge geliefert hatten, und dazu noch den aus Gewitterwolken gewebten, stärkeverleihenden Zaubergürtel. So gerüstet, konnte Donar auch mit dem stärksten der Riesen den Kampf aufnehmen. Wir werden sehen, wie gefürchtet er deshalb bei allen Riesen war.

Von Haus aus war Donar durchaus nicht kriegerisch gesinnt. Er liebte vielmehr den Frieden und fand seine Freude darin, den Ackerbau und alle friedliche Arbeit zu schützen und zu fördern. Die grobkörnigen, ehrenfesten Bauern waren ihm lieber als Wortmacher oder Dichter. Darum hieß er auch der „Bauerngott“. Er selbst war auch nicht glatt und zierlich, sondern derb und geradezu, dabei aber ehrlich und treugesinnt. So sehen wir in ihm das Urbild des altgermanischen Bauern, dem er auch darin glich, daß er im Essen und Trinken ganz Erstaunliches leistete.

Daß einem Gott mit solchen Eigenschaften die Herzen der ackerbautreibenden Germanen besonders zugetan waren, ist leicht begreiflich.

Donar schützte die Bauern und half ihnen, wo er konnte, aber er verlangte dafür auch, daß sie treu und fleißig bei ihrer Arbeit waren. Nur dann durften sie seines Beistandes sicher sein. Mit seinem Hammer zerschmetterte er die Felsen in kleine Steine und machte es dadurch möglich, daß immer mehr Land urbar gemacht werden konnte. Durch Regen und Gewitter sorgte er für das Gedeihen der Ernte, und wenn er sonst das Wetter zugunsten der Menschen leiten und Schaden in Segen verwandeln konnte, so tat er es mit starker Hand. So zerschmetterte er einst den Schild eines Riesen mit einem Schlage seines mächtigen Hammers in zahllose kleine Stücke. Daraus sind die den Bauern ganz unentbehrlichen Wetzsteine entstanden.

Zur Bearbeitung des Erdbodens gab Donar dem Menschen ein kurzes Schwert als Werkzeug und lehrte ihn, wie er damit die Erde aufzulockern habe. Das ist die dem Menschen gleichfalls unentbehrliche Pflugschar, die von unsern Ahnen „Donars Schwert" genannt wurde.

Wie Wodan die gefallenen Helden in Walhall, so nahm Donar in seinem Palaste Bilskirnir in der Götterburg Thrudwang die Bauern bei sich auf. An Platz mangelte es ihm nicht dazu, denn sein Palast hatte so viele Stockwerke, als Walhall Türen besaß, nämlich 540.

Bei der Vorliebe, die Donar für alle ansässigen und verheirateten Leute hatte, ist es nicht verwunderlich, daß er sich selbst einen eigenen Hausstand gründete. Er führte die liebliche Sippia (Sif) als Gemahlin heim, die ihm eine Tochter schenkte, der er den Namen Thrud (Kraft) gab.

Donar war eigentlich mehr ein Gott nach dem Herzen des Volkes als sein Vater Wodan. Diesen beteten die Germanen voller Ehrfurcht an als den erhabensten der Götter, der in unnahbarer Majestät die Welt beherrschte; Donar liebten sie wie einen immer sorgenden, vertrauten Freund, dessen Wesen ihnen viel verständlicher war, als dasjenige des Himmelskönigs. Alltäglich empfingen sie seine Wohltaten, darum mußten auch sie fortwährend dankbar seiner gedenken. Wenn eine Braut geweiht ward, so geschah es mit dem Symbol Donars, dem Hammer. Er ward auf die Knie der Braut gelegt, und darüber hinweg reichte sich dann das Brautpaar die Hände zum ewigen Bunde. Durch Hammerschläge ward eine Sache geweiht und bestätigt. Das Setzen der Grenzsteine der Feldmarken und Wegmessungen wurde gleichfalls mit dem Hammer vollzogen. Wenn ein Haus vollendet war, dann wurde seine Schwelle durch Hammerschläge feierlich geweiht, und noch heute wird der Grundstein eines neuen Hauses unter sinnigen Gebräuchen durch drei Hammerschläge geweiht, ehe er in die Erde gesenkt wird.

Bei Versteigerungen werden die Gegenstände durch drei Hammerschläge dem Bieter zugeschlagen. Daher stammt der Ausdruck: eine Sache kommt unter den Hammer.

Im sächsischen Erzgebirge besteht noch heute in manchen Orten der Brauch, daß der „Hammer" im Dorfe herumgeht. Wenn eine Bekanntmachung erlassen werden soll, so schreibt sie der Gemeindevorsteher auf ein Blatt Papier, und dieses wird an einem hölzernen Hammer befestigt, der nun von Haus zu Haus weitergegeben wird.

Daß Donar seinem Vater Wodan an Bedeutung nicht viel nachstand, ergibt sich auch daraus, daß man ihm den nächsten Wochentag nach dem Wodanstag, den Donnerstag, weihte. Der Donnerstag galt als der beste Tag für Hochzeiten und sonstige wichtige Feste. Zwei hohe christliche Feste fallen auch alle Jahre auf den Donnerstag: der Gründonnerstag und der Himmelfahrtstag. Es ist ein noch jetzt weit verbreiteter Glaube, daß am Himmelfahrtstage ein Gewitter kommt.

Der Name Donnerstag ist also ein Überbleibsel, das uns beständig an den mächtigen Gott erinnert, der im „Donner" den Menschen nahe war und Segen spendete. Und wie zahlreich sind die Wortverbindungen, in denen durch das Wort „Donner" das Andenken an den kraftvollen Wodanssohn in unserm Volke wach erhalten wird!

Unter den Bäumen des Waldes war dem Donnergott vor allem die Eiche heilig. Daraus, daß der Feuerstrahl des Gottes

am meisten an Eichbäumen herniederfuhr, schlossen die Germanen, daß Donar eine besondere Vorliebe für diese Bäume habe. Daß die Eiche durch ihre Frucht auch Menschen und Tieren reiche Nahrung gab, machte sie dem um das leibliche Wohl der irdischen Wesen treubesorgten Gott sicher nur noch lieber. Auch das Eichhörnchen war ihm heilig, und zwar nicht bloß deshalb, weil es in den Eichen nistete, sondern auch seiner roten Farbe wegen. Unsre Vorfahren brachten nämlich alles, was in der Farbe dem Feuer oder dem Blitz glich, gern in Beziehung zu dem Gott, der diese Naturgewalten zugunsten der Menschen regierte. Darum liebten sie auch die Rotkehlchen und die Rotschwänzchen als dem Donar heilige Vögel; wo diese munteren Vögel nisteten, da hütete Donar Haus und Hof. Es wurde als ein großer Frevel betrachtet, wenn jemand das Nest eines Rotkehlchens zerstörte.

Auch der Vogelbeerbaum galt seiner roten Beeren wegen als eine Lieblingspflanze Donars. Besonders geweiht war ihm ferner der Haselnußstrauch. Von ihm wurden die Wünschelruten geschnitten, die bei der Auffuchung von unterirdischen Schätzen oder Quellen gute Dienste leisten sollten.

Noch heute hat eine Pflanze, die in ihrem Aussehen an den filzigen Bart Donars erinnern soll, den Namen „Donnersbart" (Hauswurz). Sie wurde früher viel auf Dächer und Mauergesimse gepflanzt, weil man dadurch den Gott freundlich zu stimmen hoffte. Daher stammt die namentlich auf dem Lande noch viel geübte Sitte, auf Torsäulen, Dachsimsen usw. Hauswurz und ähnliche Gewächse anzupflanzen.

Da Donar unsern Ahnen das Sinnbild höchster körperlicher Kraft war, so weihten sie ihm auch das stärkste unter allen Tieren des Waldes, den Bären. Nur zu oft hatten sie Gelegenheit, die Riesenkraft dieses Tieres kennen zu lernen. Einen weiteren Beweis ihrer Verehrung glaubten sie dem geliebten Gott dadurch zu geben, daß sie den ihm geweihten Bären als Sternbild an den Sternhimmel versetzten. Unbewußt folgten sie dabei dem Beispiel der alten Griechen und Römer, die gleichfalls dem Bären dasselbe Sternbild weihten.

Donar, der Wettergott, war den Germanen zugleich auch der Bringer des Frühlings. War er es doch, der mit unwiderstehlicher Gewalt die Winter- und Frostriesen verjagte und milde, freundliche Witterung ins Land brachte. Und wagte sich ja ein Frostriese noch einmal als Reif in den erwachenden Frühling hinein, da flehten die Germanen inbrünstig zu dem menschenfreundlichen Donar. Riesige Opferfeuer wurden allerorten angezündet und aus dem Feuer brennende Scheite gerissen, die sie über den bedrohten Fluren hin und her schwenkten. Solches Tun rührte Donars Herz. Als milder Tauwind zog er nun über die Fluren und verscheuchte den grimmigen Feind.

So ward den Germanen überall das Walten Donars sichtbar.

Wie sehr sie ihn liebten und verehrten, das zeigte sich deutlich bei dem großen Dankopferfest, das im Frühjahr zu seinen Ehren abgehalten ward. Colshorn schildert solch ein Opferfest wie folgt:

„Auf allen Bergen und Hügeln erheben sich große Holzstöße von Eichen, Ellern, Vogelbeeren und Bocksdorn, und hell auflodern die Feuer und flammen dem Gott zur Ehre. Und geweihte Ziegenböcke, mit Laub und Blumen bekränzt, werden, nachdem sie im Kreise der Versammlung umhergeführt sind, unter heißem Seufzen und Flehen auf dem glatten Opferstein geschlachtet, das warme, dampfende Blut rinnt in eine Grube, und nachdem der Priester laut und eifrig gebetet hat, taucht er seine Finger in Blut und besprengt zuerst die heilige, mit Blumenschnüren umwundene Eiche Donars und hierauf das ehrfurchtsvoll harrende Volk. Jetzt befestigt er an dem heiligen Baum die Häupter der Böcke, und nachdem das übrige Fleisch in großen Kesseln auf dem heiligen Feuer, das von dem Volke unter Gesang und Jubel umtanzt wird, gesotten ist, verteilt er die Stücke unter die Teilnehmer, für sich des Tieres Herz, Leber und Zunge zurückbehaltend; und nachdem man eine große Kufe voll Bier unter das hochgewölbte Dach der Eiche gestellt hat für Donar und seine Priester, ißt man zu des Gottes Ehre und trinkt seine Minne. Und aufs neue werden die Feuer genährt und aufs neue geschürt,

daß hoch auf die Flammen lodern; und hinein in die wirbelnden Gluten wirft man rothaarige Eichhörnchen, hölzerne Hämmer und sorgsam gebrochene und in Bündel gefaßte Kräutlein, deren Geruch dem Donnerer wohlgefällig ist; und die letzten Scheite, eichene sind's, nimmt man aus den zusammengesunkenen Feuern und trägt sie schwingend über die Felder, zum Schutz gegen die Frost und Hagel sendenden Riesen. Und nachdem die Asche in Donars Bäche gestreut oder auf den Bergen den verwehenden Winden überlassen ist, bringt man die erloschenen Brände in die Häuser und Hütten, um auch sie gegen feindliche Blitze und Wetters Ungestüm sicher zu stellen."

Die Osterfeuer, die noch heute an vielen Orten angezündet werden, und die „Maien", mit denen wir zur Pfingstzeit unsre Häuser schmücken, sie gelten gleichermaßen dem Gotte, den unsre Ahnen als Vernichter des Winters verehrten.

Die christlichen Priester setzten an Stelle Donars den heiligen Petrus. Dieser gilt wenigstens beim Volke noch jetzt als der himmlische Wettermacher. Auch in der Gestalt des Propheten Elias, der Feuer vom Himmel herabrief, sah das germanische Volk seinen Donnergott wieder.

Daß dieser von Natur so friedfertige und gutherzige Gott zugleich der grimmigste Feind und Bekämpfer der Riesen war, ist wieder ein echt germanischer Zug. Donar, der Verteidiger der Götter und Beschützer der Menschen, konnte es doch nicht ruhig mit ansehen, wenn die heimtückischen Riesen fortwährend neue Anschläge gegen seine Schützlinge ausführten. Sobald die Weltfeinde, die Riesen, im Anzuge waren, griff er nach seinem Hammer und trieb sie von dannen oder vernichtete sie. Darum war er bei den Riesen der am meisten gefürchtete von allen Göttern.

Thialfi

Einst fuhr Donar in Gestalt eines schlichten Bauern auf seinem mit zwei Steinböcken bespannten Wagen im Lande umher. Als es Abend ward, hielt er vor einem Bauernhause an und fragte, ob er nicht hier übernachten könnte. Der Bauer gestattete ihm das. Da er aber nichts Ordentliches zum Abendbrot vorsetzen konnte, so schlachtete Donar seine beiden Böcke, bereitete sie zu und forderte dann den Bauer und seine Familie auf, an seinem Mahle teilzunehmen. Er bat sie aber, die Knochen sorgfältig aufzuheben und auf die am Boden liegenden Felle zu legen.

Das taten sie auch, nur Thialfi, des Bauern Sohn, konnte es sich nicht versagen, heimlich den einen Schenkelknochen zu knicken, um sich an dem darin befindlichen wohlschmeckenden Mark zu laben. Ungesehen warf er dann den geknickten Knochen zu den übrigen.

Als am andern Morgen Donar die Häute und Knochen mit seinem Hammer weihte, waren die Böcke sogleich wieder lebendig; aber der eine hatte ein lahmes Hinterbein.

Donar erriet sofort, wie das zugegangen war, und darüber erfaßte ihn solch ein Zorn, daß er nach dem Hammer griff, um den Übeltäter zu vernichten.

Von Todesschrecken erfaßt, baten der Bauer und seine Frau um Gnade und erboten sich, alles zur Sühne zu tun, was in ihren Kräften stehe.

Da verlangte Donar, daß sie ihm ihre beiden Kinder Thialfi (Arbeit) und Röskwa (die Rasche) gäben. Das war freilich eine harte Bedingung, aber sie willigten darein. Hatten sie doch, als Donar wieder in den Wagen stieg, in dem einfachen Bauern plötzlich den allmächtigen Donnerer erkannt. Bei ihm waren ihre Kinder wohl aufgehoben.

Thialfi begleitete nun seinen Herrn auf seinen weiteren Fahrten, und er stand bald so gut bei ihm, daß er die Trennung

von den Eltern schnell überwand. Dasselbe war bei seiner Schwester der Fall, die sich im Hause Donars durch emsige Tätigkeit bald unentbehrlich zu machen wußte.

Des Hammers Heimholung

Der Hammer Miölnir, Donars alles zermalmende Waffe, war bei den Riesen außerordentlich gefürchtet. Sie würden sonst etwas darum gegeben haben, wenn sie den Hammer hätten in ihre Gewalt bringen können; aber der Gott ließ ihn nie von sich und war ängstlich darauf bedacht, daß er ihm nicht abhanden kam.

Einst begab sich aber doch das Schreckliche, daß ihm der Hammer gestohlen wurde. Donar war auf einer Wanderung sehr müde geworden und legte sich deshalb nicht weit vom Wege ins Gras nieder, um ein wenig auszuruhen. Nun wollte es das Unglück, daß gerade der Riesenkönig Thrym vorüberkam. Er sah den Gott in tiefem Schlummer liegen und bemerkte auch, daß Miölnir, der gefürchtete Hammer, dicht an Donars Seite lag. Sogleich griff er nach dem Hammer, barg ihn in seine Tasche und eilte, so schnell er konnte, davon. Zu Hause ließ er von seinen Leuten ein tiefes, tiefes Loch in die Erde graben. Steine, Sand und Erde flogen dabei so massenhaft umher, daß es schien, als ob ein feuerspeiender Berg sich aufgetan habe. In die Tiefe des so entstandenen Schachtes ward der Hammer geborgen und die Öffnung mit Sand und Steinen wieder zugeschüttet.

Groß war natürlich der Schrecken Donars, als er aufwachte und das Verschwinden des Hammers bemerkte. Wutentbrannt blies er in seinen Bart, daß dieser sich wie eine feurige Lohe wild aufsträubte und Himmel und Erde davon erzitterten. Aber der Hammer blieb verschwunden.

Als sich Donar aufmachte, um nach Asgard zurückzukehren und den Göttern seine Not zu klagen, da begegnete ihm der kluge, aber nie Gutes sinnende Loki.

„Du kommst mir gerade recht!“ rief ihm Donar entgegen. „Komm und hilf mir meinen Hammer suchen!“

Und nun erzählte er dem Genossen, was ihm soeben begegnet war.

Loki hörte nachdenklich zu. Dann sprach er:

„Wenn man nur erst wüßte, wer den Hammer gestohlen hat und wo er verborgen ist, dann ließe sich vielleicht etwas tun!“

Nun stürmte Donar so lange mit Bitten auf Loki ein, bis dieser versprach, den Hammer, wenn es irgend möglich sei, herbeizuschaffen.

Loki sagte sich, daß er das vermißte Kleinod zuerst da zu suchen habe, wo es am meisten gefürchtet wurde: bei den Riesen. Er lieh sich deshalb das Federkleid der Göttin Freya (Frouwa) und flog dann hinab nach Riesenheim. Hier kundschaftete er sehr bald aus, daß der Riesenkönig Thrym den Hammer gestohlen und tief in die Erde vergraben habe. Sogleich suchte Loki den Räuber auf und verlangte den Hammer zurück.

„Den Hammer habe ich,“ sagte der König, „aber ich gebe ihn nicht heraus, wenn mir nicht die Götter die holde Freya zur Gemahlin geben!“

Als Donar durch Loki diese Botschaft empfing, begab er sich sofort zu der Göttin und bat sie, daß sie, um ihm seinen Hammer wieder zu verschaffen, des Riesenkönigs Braut werden sollte. Freya, die sanfte, milde, geriet bei diesem Ansinnen in heftigen Zorn und weigerte sich so entschieden, Donars Verlangen zu erfüllen, daß dieser es aufgeben mußte, auf diese Weise seinen Hammer wieder zu erlangen.

Rat- und trostlos saßen die Götter beisammen. Was sollte denn werden, wenn Donar, der Riesenfeind und Beschützer der Götter, waffenlos blieb?

Da machte Heimdall, der Himmelswächter, den Vorschlag, Donar solle sich als Braut verkleiden und so nach Riesenheim hinabgehen, denn nur durch List sei hier etwas zu erreichen.

Donar war anfangs entrüstet über die Zumutung, Weiberkleider an seinen Leib zu bringen. Da sich aber kein andrer Aus-

weg fand und sein Verlangen nach dem Hammer immer unbezwinglicher ward, so entschloß er sich endlich, dem Rate zu folgen.

„Das bräutliche Linnen legten sie Donar an,
Ihn schmückte das schöne, schimmernde Halsband,
Auch ließ er erklingen Geklirr der Schlüssel,
Und weiblich Gewand umwallte seine Knie,
Es blinkte die Brust ihm von blitzenden Steinen,
Und hoch umhüllte der Schleier sein Haupt."

Donar fügte sich leichter in das Unvermeidliche, als Loki sich bereit erklärte, mit ihm, als Magd verkleidet, das Abenteuer bestehen zu wollen.

Als Donar mit Loki vor der Burg des Riesen erschien, glaubte dieser wirklich, daß er Freya und ihre Dienerin vor sich habe. Mit unbändiger Freude begrüßte er die beiden und rief alle seine Mannen herbei, um die Braut so festlich als möglich zu empfangen. Feierlich führte er dann die Braut in den Saal der Burg, wo ein glänzendes Festmahl schon gerüstet stand.

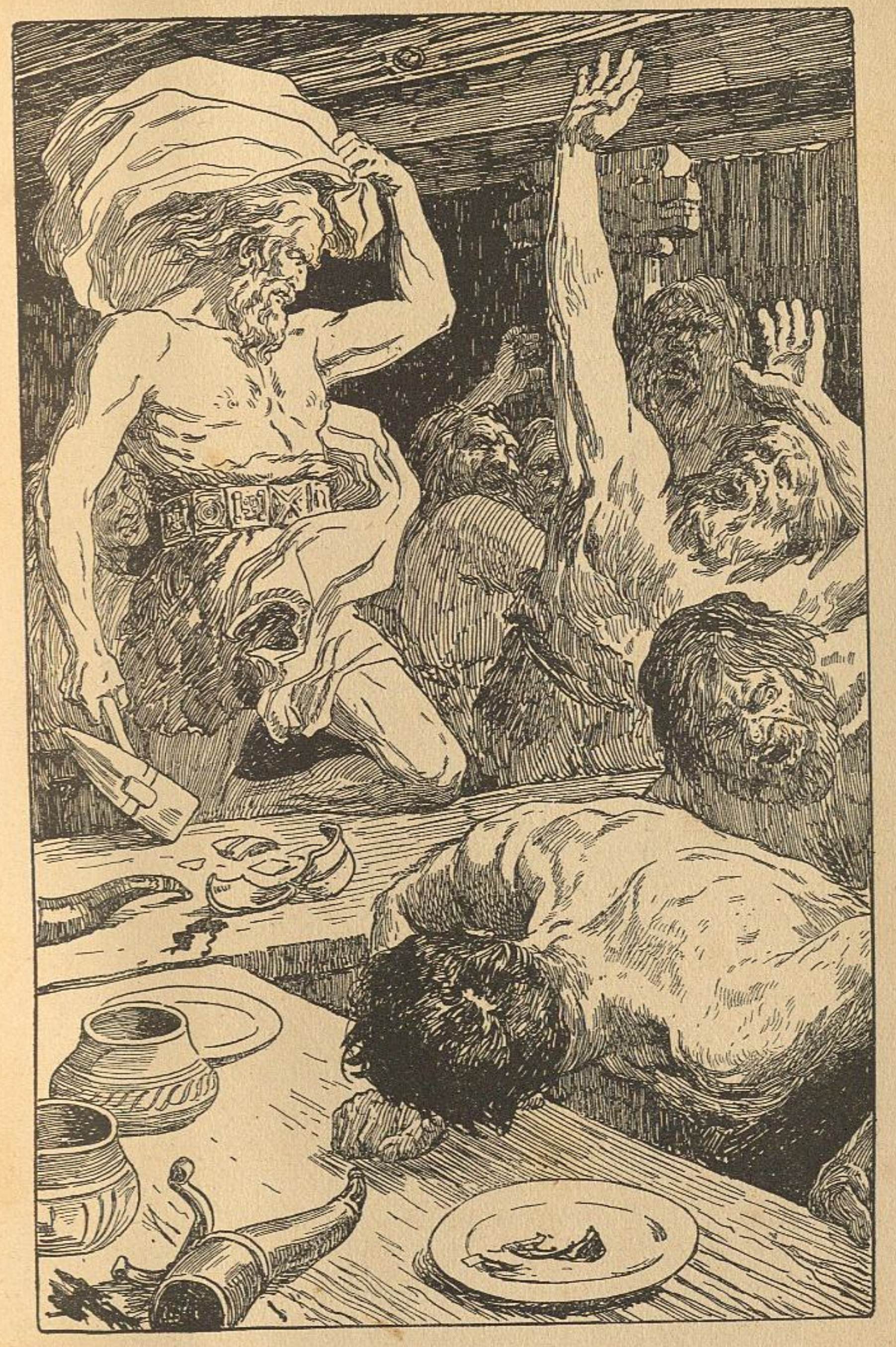
Wohl staunte Thrym nicht wenig, als die vermeintliche Braut einen ganzen Ochsen verspeiste und noch acht Lachse dazu und all die Süßigkeiten, die für die Frauen aufgetafelt waren; der drei Tonnen Met, die sie dazu trank, noch gar nicht zu gedenken. Loki wußte jedoch die Sache so zu deuten, daß Thrym nicht bloß beruhigt, sondern sogar sehr erfreut über diesen Appetit wurde. Loki sprach:

„Freya hat vor lauter Sehnsucht nach dir acht Tage und acht Nächte gefastet. Nun ihre Sehnsucht durch deinen Anblick gestillt ward, muß sie doch das Versäumte wieder einbringen."

Sehr geschmeichelt durch diese Auskunft, wollte der Riesenkönig nun vor der festlichen Versammlung die Verlobung mit der lieblichen Göttin feiern und ihr den Brautkuß geben. Wie erschrak er aber, als er den Schleier der Braut ein wenig zurückschlug! Da blitzten ihm ein Paar so feuriger Augen entgegen, daß er entsetzt ausrief:

„Wie furchtbar flammen die Augen Freyas!"

Loki war aber schnell mit der Ausrede bei der Hand:



Donar: Des Hammers Heimholung

„Ist das ein Wunder? Acht Nächte hat Freya vor Sehnsucht nach Riesenheim die Augen nicht geschlossen!“

Nichts konnte Thrym mehr erfreuen als solche Botschaft. Er bat darum, daß die Verlobung sogleich stattfinden möge. Da sprach die Braut mit verstellter Stimme die Bitte aus, daß erst der Hammer Donars herbeigeholt werden solle, denn nur mit diesem möchte sie ihren Bund geweiht sehen.

In wenigen Augenblicken war der Hammer zur Stelle, und der Riesenkönig legte ihn, wie es der hochzeitliche Brauch erforderte, auf die Knie der Braut.

Wer beschreibt das Entzücken, das Donar erfaßte, als er das geliebte Kleinod wieder in seiner Gewalt sah! Mit raschem Griff erfaßte er den Hammer und warf die Weiberkleider von sich. Hoch aufgerichtet stand er vor den Riesen und schwang Miölnir, den Zermalmer. Im nächsten Augenblick erbebte der Saal von heftigem Donner, und ehe die Riesen an Gegenwehr denken konnten, lagen sie zerschmettert am Boden. Kein einziger lebte mehr, als Donar und Loki den Saal verließen, um nach Asgard zurückzukehren.

Warum sich in den acht Wintermonaten kein Gewitter zeigt, das erklärt diese Sage von des Hammers Heimholung auf sehr einfache Weise. Der Fürst der Winterriesen hat Donar den Hammer geraubt und ihn acht Meilen tief in die Erde gegraben. Das sind die acht Monate, während welcher kein Donner laut wird. Jetzt wird es Frühling; Donar erwacht zürnend und sucht nach seiner Waffe. Es ist dieselbe Zeit, in welcher der Riesenfürst seine Wolkenherde wieder eintreibt und Freyas reiner, wolkenloser Frühlingshimmel sichtbar wird. Loki, der immer mehr zu den Riesen als zu den Göttern hält, bringt die harte Bedingung, daß Freya hingegeben werden müsse, um den Hammer zurückzuerhalten, daß also der strahlende blaue Himmel Freyas verschwinden müsse, wenn Donars Regiment beginnen solle. Darauf fährt Donar als Freya selbst nach Riesenheim; die Sommerkraft hüllt sich in das erste Frühlingsgewitter und beginnt den Kampf mit den winterlichen Elementen. Schon beim Brautmahl zeigt sich des Donnergottes verzehrende Gewalt: er verschlingt die Speise des Sturm- und Winterkönigs, die Eis- und Schneemassen der Berggipfel. Aus seinen Augen sprüht erschreckende Glut, und als ihm zur Vermählungsweihe der Hammer auf die Knie gelegt wird, da fährt plötzlich der zerschmetternde Streich nieder, ein Wetterstrahl aus blauem Himmel, und vernichtet gründlich die rauhe Macht des Winters. Donar erschlägt die Riesen alle: der erste milde Gewitterregen lockt die Pflanzen aus dem schon aufgetauten Boden und macht also der Winternot ein Ende.

Donars Kampf mit dem Riesen Hrungnir

Wodan ward einmal auf einer seiner Fahrten von dem Riesen Hrungnir gastfreundlich aufgenommen. Dabei rühmte sich dieser, daß sein Roß Gullfaxi (Goldmähne) schnellfüßiger sei als Wodans achtfüßiges Roß Sleipnir. Um zu sehen, wer das schnellste Roß besitze, begannen die beiden sofort einen Wettlauf. Wodan jagte mit Sturmeseile nach Asgard zurück, und Hrungnir folgte ihm so dicht auf den Fersen, daß er gar nicht darauf achtete, wie er hinter dem Gotte über die Brücke Bifröst hinwegsprengte und durch das Tor Asgards eintritt. Als er erkannte, wohin er geraten war, erschrak er nicht wenig; denn er wußte recht gut, was einem Riesen bevorstand, der sich nach Asgard hineinwagte. Wodan aber forderte ihn auf, daß er in die Halle eintreten und an dem Mahle teilnehmen solle, da er nun einmal die Grenzen Asgards überschritten habe. Das Gastrecht war dem Gotte so heilig, daß er es auch dem Feinde ohne Zaudern gewährte.

Hrungnir ließ es sich wohlschmecken, trank sich aber bald einen starken Rausch an und prahlte infolgedessen den Göttern gegenüber so unausstehlich, daß diese voller Zorn nach Donar riefen, damit er den ungezogenen Gast hinauswerfe.

Als Donar kam und den trunkenen Riesen sah, schrie er denselben so zornig an, daß er aus seinem Rausche erwachte. Der Anblick des hammerschwingenden Gottes ernüchterte ihn vollends

und jagte ihn so sehr in Angst, daß er kläglich um sein Leben flehte. Er sei doch Wodans Gast, und Donar habe keine Ehre davon, wenn er ihn, den Unbewaffneten, totschlage. Wenn Donar mit ihm kämpfen wolle, dann sei er bereit, sich ihm zu stellen.

Donar ging auf diesen Vorschlag ein, und so wurden Zeit und Ort für den Zweikampf festgestellt. Die Genossen Hrungnirs wollten diesem den Sieg verschaffen. Deshalb bauten sie aus Lehm eine Riesengestalt, die dem Hrungnir beistehen sollte. Das Herz einer Stute setzten sie diesem Lehmriesen ein. Das nützte aber gar nichts, denn schon bei dem Herannahen Donars wurde der Unhold von der schmählichsten Furcht erfaßt.

Hrungnir sah dem Kampfe mit größerem Mute entgegen. An ihm war alles aus Stein: sein Haupt, sein Herz, sein Schild und ebenso die Keule, die er auf seiner Schulter trug. Was sollte ihm Donar anhaben können? Er sollte nur kommen; an seinem Schild, den er gerade vor sich hinhielt, würde Donars Hammer zerschellen.

Endlich kam der Gott auf seinem Steinbockwagen dahergefahren. Sein Diener Thialfi, der schnellfüßige, lief aber voraus und rief dem Riesen zu, warum er den Schild vor sich hinhalte. Der Gott werde jedenfalls von unten auf ihn losgehen. Schnell hielt Hrungnir mit der Linken den Schild vor seine Füße, während er mit der Rechten seine Keule dem heranstürmenden Gotte entgegenschleuderte. Aber auch Donar warf seinen Hammer. Hoch in der Luft traf er mit der Keule des Riesen zusammen, zerschmetterte diese und schlug dann Hrungnirs Haupt in Stücke. Ein Splitter der Keule fuhr jedoch in Donars Stirn, und gleichzeitig kam der Gott so unglücklich zu Falle, daß er unter ein Bein des toten Riesen zu liegen kam.

Thialfi hatte unterdessen dem unförmigen Lehmriesen völlig den Garaus gemacht. Als er diese Heldentat vollbracht und das Ungetüm in kleine Stücke zerschlagen hatte, sah er sich nach seinem Herrn um und erblickte diesen unter dem Beine des toten Riesen. Mit allen Kräften bemühte er sich, ihn aus dieser peinvollen Lage zu befreien, aber vergebens. Da rief Thialfi die

übrigen Asen herbei, aber sie brachten die Riesenlast ebensowenig wie er von der Stelle. In dieser Not trat Donars erst dreijähriger Sohn Magni hervor und hob mit einem Ruck das Bein des Riesen in die Höhe. Dabei sprach er lächelnd:

„Wenn ich nur hier gewesen wäre! Ich hätte dem Riesen mit einem Schlage meiner Faust den Schädel zerschmettert!“

Voll inniger Freude dankte Donar dem Knaben und schenkte ihm als Belohnung Hrungnirs Roß Gullfaxi. Dann begab er sich heim in seine Burg.

Noch steckte aber der Steinsplitter von der Keule des Riesen in Donars Stirn. Vergebens suchte er ihn zu entfernen: der Stein war nicht von der Stelle zu bewegen. Seine Gemahlin Sippia und seine Tochter Thrud mühten sich unsäglich, die Schmerzen Donars zu lindern; aber auch das war vergeblich.

Da kam von ungefähr die Zauberin Groa daher. Sippia bat sie sogleich, ihre Künste zu versuchen, damit der Stein aus Donars Stirn weiche. Groa war dazu bereit und begann sofort ihre Zauberweisen zu singen und ihre Kreise zu ziehen. Es gelang ihr wirklich, den Stein zu lockern, und es fehlte nur noch wenig, dann war der Gott von ihm befreit. Da fing Donar in der Dankbarkeit seines Herzens an, der Zauberin zu erzählen, daß er ihren so lange vermißten Sohn Örwandil aus dem Riesenreich befreit und in einem Korbe heimlich über den Eisstrom getragen habe. Dabei habe Örwandil eine Zehe erfroren, die aus dem Korbe herausgeragt habe. Er, Donar, habe sie abgebrochen und an den Himmel geworfen, wo sie nun als Sternbild glänze. Bald werde ihr Sohn zu ihr zurückkehren.

Groa geriet bei dieser Botschaft vor Freuden ganz außer sich. Dabei vergaß sie aber ihre Zaubersprüche so vollständig, daß sie nicht imstande war, dieselben zu wiederholen. So blieb der Splitter für alle Zeiten in Donars Stirn haften. „Darum soll man Steine nicht zum Wurfe brauchen, sonst rührt sich schmerzend der Stein in Donars Haupt.“

Der den Lehmriesen vernichtende Diener des Gottes stellt hier den emsigen Bauer dar, der unverdrossen daran arbeitet, den leh-

migen und steinigen Boden urbar zu machen. Mit diesem kann Menschenkraft fertig werden, nicht so mit dem Gebirge. Hier muß ihm die Gewalt Donars hilfreich zur Seite stehen. Mit ihrem Wetterstrahl spaltet sie denn auch Steine und Felsen, die dem Ackerbau nicht dienstbar werden wollen. Der stürzende Riese vernichtet beinahe den Gott selbst: das sind die Bergstürze, die das Ackerland bedrohen. Die Kraft des eignen Sohnes, also die eigene Kraft, befreit Donar. Drum, Landmann, hilf dir selbst! — Der Splitter, der in Donars Stirn stecken blieb, deutet auf die Steine, die der Bauer mit seinem Pfluge auch aus dem längst bebauten Lande noch immer heraus bringt.

Donars Fahrt zu dem Riesen Skrymir

Donar wanderte einst mit Loki und Thialfi über ein Gebirge. Als es Abend ward, kamen sie an ein Gebäude, das sie für eine Hütte hielten. Sie gingen hinein und fanden, daß die Räume unbewohnt waren. Das war ihnen nicht lieb, denn sie hatten gehofft, hier ein Nachtmahl zu erhalten.

Hungrich legten sich die Genossen zur Ruhe. Um Mitternacht erhob sich aber ein so fürchterliches Brausen, daß sie dachten, ein Erdbeben mache die Erde erzittern. Da das Haus in allen Fugen krachte, so krochen die drei in einen kleinen Nebenraum, wo sie sich geschützt glaubten. Das Brausen währte jedoch die ganze Nacht hindurch.

Als sie sich am Morgen im Freien umschauten, fanden sie in der Nähe der Hütte einen riesigen Mann, der in tiefem Schlafe lag und entsetzlich schnarchte. Daher kam also das furchtbare Geräusch!

Donar war eben im Begriff, den Störenfried mit seinem Hammer zu wecken, da wachte der Schläfer auf und schaute verdutzt auf die vor ihm Stehenden. Er erkannte Donar sogleich und sagte, er selber heiße Skrymir. Dann erhob er sich und

suchte nach seinem Handschuh. Mit Staunen bemerkte Donar, daß das Gebäude, in welchem er mit seinen Genossen übernachtet hatte, der Handschuh des Riesen gewesen war. Der Winkel, in den sie sich verkrochen, war der Daumenfinger des Riesen gewesen!

Skrymir beachtete die drei Reisenden wenig. Er nahm sein Frühstück vor, und als er es verzehrt hatte, schnürte er seine Sachen in ein Bündel und ging den anderen voran in den Wald hinein. Als sie am Abend rasteten, legte sich der Riese schlafen und überließ den Reisegefährten seinen Speisevorrat. Das Bündel war aber so fest zugeschnürt, daß Donar es nicht zu öffnen vermochte. Vergebens versuchte er auch, den Riesen zu wecken, indem er mit aller Kraft seinen Hammer auf die Stirn des Schläfers niederschlug. Dieser rieb sich nur die Stirn im Schlafe und meinte, es sei ihm wohl ein Blatt oder eine Eichel auf die Stirn gefallen.

Als sie sich am Morgen trennten, zeigte ihnen Skrymir noch den Weg zu der Burg des Königs Utgardloki. Sie sollten sich aber dort recht bescheiden betragen, sagte er, sonst werde es ihnen schlecht ergehen.

König Utgardloki nahm die Fremdlinge ziemlich geringschätzend auf. Ja, er sprach sogar, als er sie näher betrachtete und dabei Donar erkannte, seine Verwunderung darüber aus, daß dieser so klein sei. Seine Kraft und Geschicklichkeit sei hoffentlich dafür um so größer.

Am nächsten Tage fanden nun verschiedene Wettkämpfe statt. Loki vermaß sich, daß ihn im Essen niemand übertreffe. Er aß einen Trog voll Fleisch leer; der Koch des Königs aß aber dieselbe Portion und auch noch die Knochen dazu. Das hatte Loki nicht vermocht.

Thialfi begann mit einem jungen Menschen namens Hugin um die Wette zu laufen, ward aber trotz seiner unglaublichen Schnellfüßigkeit von seinem Gegner besiegt.

Nun kam Donar an die Reihe. Er sollte ein Trinkhorn leeren, das die Leute des Königs auf einen oder höchstens auf drei

Züge austranken. Donar trank und trank — aber trotzdem nahm die Flüssigkeit in dem Trinkhorn nicht ab.

Dann sollte er die graue Katze des Königs aufheben, er brachte sie aber kaum um Fingersbreite in die Höhe.

Zuletzt mußte er mit des Königs alter Amme ringen; aber auch hier unterlag er.

Dieser Mißerfolg betrübte Donar und seine Gefährten sehr; sie beschlossen daher, am andern Morgen weiterzuziehen. Beim Abschied sprach nun der König zu ihnen:

„Jetzt sollt ihr es wissen, daß ihr gestern bei dem Wettstreit nur einem Blendwerk unterlegen seid. Skrymir — das war ich selbst. Als du die Schläge auf mein Haupt führtest, schob ich einen Berg vor als Schutz. In diesen hast du mit deinem Hammer drei tiefe Täler eingeschlagen. Der alles verschlingende Koch war das verzehrende Wildfeuer, dem nichts widersteht, und Hugin, der Wettläufer, war mein Gedanke, mit dem selbst du, schnellfüßiger Thialfi, nicht wetteifern kannst. Das Trinkhorn war das Weltenmeer, und du, Donar, hast so kräftig davon getrunken, daß das Wasser weit von den Ufern zurückwich und eine große Ebbe eintrat. Die graue Katze war die Midgardschlange; du sahest es bloß nicht, daß du sie bis zum Himmel emporgeschleudert hast, so daß sie sich beinahe losgerissen und großes Unglück angerichtet hätte. Die alte Amme war das schleichende Alter, gegen welches niemand auf die Dauer ankämpfen kann. Nun kehret glücklich in eure Heimat zurück!"

Sprach's und verschwand so schnell im Nebel, daß Donar seinem heißen Verlangen, den Riesen mit seinem Hammer unschädlich zu machen, nicht folgen konnte.

Diesmal kehrten die drei nicht so befriedigt wie sonst nach Asgard zurück und namentlich Donar konnte den Groll über den Ausgang seiner Fahrt nach Utgard lange nicht verwinden.

Donars Fahrt nach Geirrödsgard

Loki, der hinterlistige Ase, brachte seine Genossen oft in recht unangenehme Lagen.

Einst hatte er sich zum Zeitvertreib Freyas Federkleid geliehen und flog nun als schmucker Falke in der Welt umher. Da sah er aus einer großen Esse dichte Rauchwolken emporsteigen. Neugierig flog er näher und erkannte, daß die Esse zu der Burg des Riesen Geirröd gehörte. „Vielleicht gibt es hier ein Gastmahl", dachte Loki und flog auf den Fenstersims, um einen Blick in das Haus zu tun. Als der Riese den schönen Falken erblickte, gab er sogleich den Befehl, das seltene Tier zu fangen. Ehe sich's Loki versah, war er in der Gewalt des Riesenkönigs.

Kaum hatte dieser dem Vogel in die Augen gesehen, so wußte er auch, daß das kein gewöhnlicher Falke, sondern ein höheres Wesen war. Da Loki aber auf keine Frage nach seiner Herkunft antwortete, so sperrte ihn der König in eine Kiste und ließ ihn hungern. Trotzdem währte es noch drei Monate, ehe Loki gestand, woher er stamme. Der König war sehr erfreut, daß er endlich einmal ein Pfand gegen die Asen in seine Hand bekommen hatte, und er beschloß, diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Als daher Loki um seine Freilassung bat, erwiderte ihm der König, daß er nur nach Asgard zurückkehren dürfe, wenn er gelobe, Donar ohne seinen Hammer und seine sonstigen Waffen nach Geirrödsgard zu bringen.

Um seine Freiheit wiederzugewinnen, versprach Loki in solchen Lagen alles, was von ihm verlangt wurde. Auch in diesem Falle gab er Geirröd das verlangte Versprechen, und siehe da, seiner Schlauheit gelang es auch, den gutmütigen Donar waffenlos nach Geirrödsgard zu locken. Unterwegs hatte aber die Riesin Grid, die Geirröds Absichten durchschaute, dem arglosen Gotte drei Waffen eingehändigt: einen Stärke verleihenden Gürtel, ein Paar Eisenhandschuhe und einen Stab.

Bald sollten die beiden Asen erkennen, wie tückisch die Pläne Geirröds waren. Sie kamen zuerst an den breiten Strom Wimur, den sie zu durchschreiten hatten. Donar schnallte den Stärkegürtel um, stemmte den Stab der Riesin gegen die Wogen und schritt auf gut Glück ins Wasser hinein, den Gefährten am Gürtel nach sich schleppend. Als sie in der Mitte des Stromes waren, schwoll das Wasser zu ungeahnter Höhe empor. Mit seiner Donnerstimme schrie da der Gott in die Wogen hinein:

„Wachse nicht, Wimur, nun ich waten muß hin zu des Riesen Hause! Wisse: wenn du wachsest, wächst mir die Asenkraft bis hoch in den Himmel!"

Da sah Donar, daß Geirröds Tochter Gialp am Ufer stand und das Schwellen des Stromes verursachte. Rasch hob er einen Felsblock vom Grunde des Strombetts auf und vertrieb damit die tückische Jungfrau. Darauf gelang es ihm, die Zweige eines am Ufer stehenden Vogelbeerbaumes zu erfassen und ans Land zu kommen. Daran erinnert ein altes Sprichwort: Der Vogelbeerbaum ist Donars Rettung.

Nach kurzer Wanderung kamen nun Donar und Loki in die Burg des Riesen. Ermüdet ließ sich Donar auf dem einzigen Stuhle nieder, der in der Vorhalle vorhanden war. Kaum hatte er jedoch auf demselben Platz genommen, so bemerkte er, daß er immer höher und höher gehoben ward. Endlich fehlte nur noch ein kurzes Stück, und Donar wurde an der Decke zermalmt. Da besann er sich nicht lange. Mit voller Kraft stemmte er seinen Stab an die Decke und drückte dadurch den Stuhl wieder auf den Fußboden nieder. Ein eigentümliches Krachen und lautes Wehegeschrei belehrten den Gott, daß er unter dem Stuhle etwas zusammengedrückt habe. Er sah nach und fand auch wirklich unter dem Stuhle die beiden Töchter des Riesen, aber leblos und mit gebrochenem Genick.

Da ward Donar von einem Diener zu Geirröd selbst gerufen. Als er in den Saal eintrat, sah er rings an den Wänden und Säulen Flammen emporzüngeln. Ehe er sich noch weiter umschauen konnte, kam, von Geirröds Hand geschleudert, ein glühender Eisenkeil ihm entgegen geflogen. Jeden anderen hätte derselbe vernichtet; Donar aber fing ihn mit seiner eisenbehandschuhten Hand auf und warf ihn mit solcher Wucht zurück, daß der Keil nicht bloß den Pfeiler durchbrach, hinter den sich Geirröd schleunigst geflüchtet, sondern auch dem Riesen mitten durchs Herz und dann noch durch die Mauer fuhr und sich draußen in den Erdboden einwühlte.

Der Riese lag tot am Boden. Donar aber richtete den zu Stein Gewordenen auf, und so stand er noch jahrhundertelang und ward von den Germanen als ein Denkmal der gewaltigen Kraft des Donnergottes angestaunt.

Nach Uhlands Deutung soll Geirröd der Riese der Gluthitze und des Hochsommers sein. Seine beiden Töchter sind die Überschwemmungen der Bergströme nach den schweren Gewittern des Hochsommers. Diese verderblichen Gewitter gehen nicht von Donar, sondern von den bösen Riesen aus, darum bekämpft sie der Gott und macht sie unschädlich.

Donar bei dem Riesen Hymir

Donar war, wie wir wissen, bei dem König Utgardloki arg gefoppt worden. Das schmerzte ihn sehr, deshalb faßte er den Entschluß, sich zu rächen, und zwar vor allem an der Midgardschlange, die ihn als „graue Katze" so betrogen hatte.

Am Ende des Himmels wohnte ein mächtiger Eisriese Namens Hymir (Dämmerer). Zu diesem begab sich Donar und lud sich selber bei ihm zu Gaste. Es war freilich ein furchterregender Gastfreund, den sich Donar ausgesucht hatte, denn schon sein wilder, struppiger Bart, der zu Eis gefroren war, gab ihm ein schauriges Aussehen. Donar sah den Riesen erst am Abend, als er von der Jagd zurückkam. Der Blick, mit welchem er den Götterjüngling musterte, war so scharf, daß die Säule, an welcher Donar lehnte, davor auseinander barst. Trotzdem nahm Hymir

den Gast freundlich auf und setzte ihm eine reichliche Mahlzeit vor. Wie staunte er aber, als Donar von drei Ochsen, die Hymir geschlachtet, sogleich zwei verzehrte, und dazu eine Kufe Met leer trank!

Als Hymir diesen Hunger gewahrte, beschloß er, am andern Morgen auf den Fischfang zu gehen. Sonst wäre es vielleicht zu schwer geworden, den hungrigen Gast zu sättigen.

Donar erbot sich, mit dem Riesen aufs Meer hinauszufahren, wenn dieser ihm zuvor einen Köder für den Fischfang verschaffen wolle. Als Hymir meinte, dafür solle er nur selbst sorgen, riß Donar einem Ochsen, der in der Nähe weidete, den Kopf ab und nahm diesen als Köder für die Fische mit.

Nun ruderten die beiden weit in die See hinaus. Hymir hatte das nicht beabsichtigt, wohl aber der Gott, der recht gut wußte, daß sie da draußen in die Nähe der Midgardschlange kommen mußten, jenes scheußlichen Ungetüms, das die Welt umlagerte und ihn einst so arg genarrt hatte.

Der Riese begann alsbald nach Walfischen zu angeln, denn mit kleineren Fischen hätte er einen so hungrigen Gast wie Donar nicht satt machen können. Dieser aber hatte das Stierhaupt an seine Angel gehängt und suchte damit nach der Schlange. Es dauerte auch nicht lange, so schnappte das Untier nach dem Stierkopf und biß sich dabei den Angelhaken tief in den Rachen hinein. Mit aller Macht zog nun Donar an der Angelschnur, um das Scheusal über das Wasser zu bringen und mit seinem Hammer zu töten. Endlich hatte er den Kopf der Schlange über das Wasser gezogen. Es war grauenhaft anzusehen, wie das Scheusal den giftgeschwollenen Rachen aufriß und seinen Verfolger mit stieren Augen anglotzte.

Donar hielt seinen feuersprühenden Blick unverwandt auf das Ungetüm gerichtet, und mit der Rechten griff er nach dem Hammer. In demselben Augenblick stürzte der Riese, der natürlich mit allem im Bunde war, was den Göttern schaden konnte, von hinten auf den Donnerer los und schnitt mit einem Ruck die Fischleine los, die Donar in seiner Linken hielt. Unter schrecklichem Getöse sank die Schlange in das Meer zurück.

Donar sandte ihr zwar in zornigem Wurf den Hammer nach, er traf sie auch auf den Kopf damit, aber zu töten vermochte er sie nicht. Da wandte er sich wuterfüllt nach dem Riesen um, der ihm sein Rachewerk so hinterlistig vereitelt. Mit einem Schlage seiner kräftigen Faust traf er den ungeschlachten Gesellen so mächtig ans Ohr, daß er schwer getroffen über den Rand des Kahnes ins Wasser stürzte.

Dann watete der Gott ans Land und kehrte nach Asgard zurück, als ob nichts vorgefallen sei.

Auch diese Sage schildert uns den Kampf des Hochsommers mit den winterlichen Elementen. Der Riese, vor dessen Blick die Säule barst, gemahnt uns an die „sprengende Gewalt des Frostes“. In der Midgardschlange verkörpert sich der Haß aller götterfeindlichen Gewalten, die als Winter-, Frost-, Sturm- und Feuerriesen die Welt bedrohen. Donar bändigt sie, wie der Sommer den Winter vertreibt. Nach seinem Verschwinden kehrt aber der alte Widerstreit zurück, denn nur gebändigt, aber nicht getötet sind die Feinde der Welt. Sie kehren wieder, um von neuem dasselbe Schicksal zu erleiden.

Der Zwerg Allweis

Der Zwerg Allweis, der ebenso reich an Kenntnissen wie an Gold und Edelsteinen war, hatte es verstanden, die Gunst der Tochter des Donnerers, der schönen und kraftvollen Thrud, in so hohem Maße zu gewinnen, daß sie entschlossen war, ihm als Gattin in sein unterirdisches Reich zu folgen.

Dies alles war geschehen, als Donar einmal längere Zeit von seinem Hause fern gewesen war. Zum Glück kehrte er gerade in der Nacht nach Hause zurück, als Allweis die Braut heimführen wollte. Höchster Zorn erfaßte den Donnerer. Seine stolze Thrud das Weib eines häßlichen, kleinen Alben — das durfte nicht sein! Doch nicht mit seinem Hammer, sondern auf

andre, aber ebenso sichere Weise sollte der verhaßte Bewerber beseitigt werden.

Zunächst fragte er den Zwerg in barschem Tone:

„Wie konntest du, winziger Kerl, der du wie eine Leiche aussiehst, es überhaupt wagen, dein Auge verlangend auf meine Tochter zu richten?"

Der Zwerg versetzte hierauf:

„Mein Name ist Allweis, und was meinen guten Namen und meinen Reichtum betrifft, so dürftest selbst du daran nichts auszusetzen finden. Nicht durch List, sondern auf ehrlichem Wege habe ich die Gunst deiner Tochter gewonnen. Darum gebe ich dir zu bedenken, daß es ein Frevel ist, der nicht ungestraft bleiben wird, wenn du deiner Tochter wehrst, ihr Wort zu halten."

„Verlöbnisse haben nur dann Gültigkeit," sagte Donar, „wenn der Vater seine Zustimmung dazu ausgesprochen hat."

„Nun gut," erwiderte Allweis, „so bitte ich dich hiermit feierlich um die Hand deiner Tochter. Ich würde mein Lebtag unglücklich sein, wenn du sie mir versagtest."

Nach einiger Überlegung sprach Donar:

„Unter einer Bedingung will ich meine Einwilligung geben, wenn du nämlich alle meine Fragen richtig beantworten kannst."

Der Zwerg war über diesen Bescheid sehr erfreut, denn nun konnte ihm nach seiner Meinung der Sieg nicht entgehen. Darum sagte er:

„Frage nur zu, damit du siehst, daß ich alles weiß, was die Götter und die Menschen wissen."

Nun begann Donar und fragte:

„Weißt du, wie die Erde in den andern Welten genannt wird?"

„Nichts leichter als das!" antwortete Allweis schnell. „Die Götter nennen sie Feld, die Wanen sagen Weg, bei den Riesen heißt sie Allgrün und bei den Zwergen Wuchs."

Die Namen des Himmels gab der kluge Zwerg also an:

„Bei den Göttern heißt er Dach, bei den Wanen Windwirker, bei den Riesen Überwelt, bei den Lichtalben Glanzhelm und bei den Zwergen Tautröpfler."

Auch die verschiedenen Namen des Mondes kannte er.

„Scheibe nennen ihn die Götter, Rad heißt er in Hellias Reich, Eilender bei den Riesen und Schein bei den Zwergen."

Die Namen der Sonne gab er folgendermaßen an:

„Allklar heißt sie bei den Göttern, Lichtauge bei den Riesen, Glanzkreis bei den Lichtalben, bei uns Zwergen aber die Zwergenfeindin."

Allweis hatte bei dem Eifer, mit dem er sich bemühte, Donars Fragen zu beantworten, gar nicht darauf geachtet, daß die Nacht im Schwinden begriffen und der Sonnenaufgang nahe war. Das sollte ihm verhängnisvoll werden.

Als er eben im Begriff war, eine neue Frage Donars zu beantworten, traf ihn der erste Strahl der aufgehenden Sonne. Mit einem Male ward er stumm und bleich, und in wenigen Augenblicken hatte ihn das Licht der Morgensonne für immer in Stein verwandelt.

So war der arglose Zwerg der List des beleidigten Donnergottes erlegen.

Sippia (Sif), Donars Gemahlin

Die Gemahlin des Donnergottes war Sippia, die Göttin des Friedens und der Früchte. Aller Erntesegen, vornehmlich die Getreidefelder, waren ihr heilig, ebenso alle fruchttragenden Bäume und Sträucher, als Eichen, Obstbäume, Weinstöcke usw. Sie war wie ihr Gemahl bemüht, die Witterung günstig zu lenken. Als Opfergaben wurden ihr in der Sommerszeit Blumen und Früchte dargebracht.

Es ist ein sinniger Zug, daß unsre Vorfahren gerade dem Gott des Ackerbaues die Göttin des Friedens und des Erntesegens zur Gemahlin gaben; denn nur mit dem Frieden im Bunde kann der Ackerbau gedeihen.

Der Name Sippia lebt noch heute in den Worten „Sippe" und „Sippschaft". Er bedeutet Freundschaft und Verwandtschaft.

„Eine größere Sippschaft ist in der Tat nicht denkbar als das zahllos wuchernde Geschlecht von Halmen, Ähren und Körnern, als die unermeßliche Fülle von Äpfeln, Eicheln, Weinbeeren usw."

Der holden Sippia hatte einst Loki den schändlichen Streich gespielt, ihr schönes, goldblondes Haar heimlich abzuschneiden. Donar wollte ihn dafür aufs strengste bestrafen; Loki entzog sich aber der Strafe durch das Versprechen, der Göttin dafür goldene Haare zu verschaffen, die auch abgeschnitten werden könnten und dann immer wieder von neuem wachsen würden. Der Schlaue eilte sofort zu den kunstreichen Zwergen und kam auch wirklich bald mit wunderschönem Goldhaar zurück, das an Sippias Haupt anwuchs.

Die Sage deutet damit auf den goldenen Ährenglanz des Getreidefeldes hin, den die Göttin alle Jahre aufs neue spendet.

Aus der Ehe Donars mit Sippia war nur eine Tochter, die schon erwähnte Thrud, entsprossen. Sippia hatte aber einen Stiefsohn in die Ehe mitgebracht, den schnellen Bogenschützen Uller, der während des Winters in Schneeschuhen sehr oft auf die Jagd ging und, wenn Wodan in die Ferne gezogen war, in Asgard und auf der Erde an Stelle des Göttervaters die Aufsicht führte.

Donar hatte noch aus einer Ehe mit der Riesin Jarnsaxa zwei Söhne: Magni (Stärke) und Modi (Mut), von denen wir den ersteren in dem Kampfe Donars mit dem Riesen Hrungnir als den Erben der Asenkraft des Vaters auftreten sahen.

Ostara

Eine überaus anmutige Gestalt ist Ostara, die Göttin des Frühlings und des aufsteigenden Morgenlichtes. Die nordische Mythologie kennt sie nicht, einige germanische Stämme in Mitteldeutschland weihten ihr aber hohe Verehrung. Sie versinnbildlicht gleichsam die Auferstehung der Natur aus tiefem Winterschlafe. Eine Tochter Wodans und Frickas, begleitete sie ihren Bruder Donar stets bei dem festlichen Einzuge, den er nach Besiegung der Winterriesen im Frühling hielt. Sie ward auch „Maienkönigin" genannt, und die Gestalten des „Maigrafen" und der „Maigräfin", die noch heute in manchen Gegenden bei den Oster- und Frühjahrsumzügen die Hauptrolle spielen, sind ganz bestimmt auf Donar und Ostara zurückzuführen.

Die Verehrung der Göttin wurzelte so tief in dem deutschen Volke, daß es dem in die gleiche Zeit fallenden Auferstehungsfest der christlichen Kirche den Namen Ostaras gab und auf keine Weise davon abzubringen war. „Ostar" bedeutet „Morgen", d. h. die Richtung, aus welcher das Licht, der Frühling kommt. Der „Ostermonat" ist der April, in welchem das Erwachen der Natur mit unserm christlichen Auferstehungsfest zusammenfällt*).

Drei Freudensprünge tut am Ostersonntagsmorgen die Sonne — aus Wonne über die Wiederkehr des Frühlings, wie unsre Vorfahren sagten. Die Priester deuteten ihnen diesen Glauben anders: sie tut es aus Freude über die Auferstehung des Herrn.

Noch heute holt sich das Volk am Ostermorgen bei Sonnenaufgang das „Osterwasser". Es muß aber von „fließendem Wasser" genommen werden, und derjenige, welcher es holt, darf, bis er das Wasser zu Hause wohl geborgen hat, seinen Lippen keinen Laut entschlüpfen lassen. Vergißt er das, so wird das Osterwasser zu — „Plapperwasser" und hat dann keine der heilkräftigen Eigenschaften, die dem Osterwasser zugeschrieben werden. Man muß es auch schöpfen in dem Augenblick, da die Sonne aufgeht, und sich dreimal dabei vor dem aufgehenden Gestirn verneigen. An dunklen Orten in festverkorkten Flaschen aufbewahrt, diente das Osterwasser dem Volke das ganze Jahr hindurch als Heilmittel bei Augenkrankheiten und andern Leiden.

*) Den übrigen Monaten gaben unsre Ahnen die Namen: Januar = Eismond, Februar = Hornung, März = Lenzmond, Mai = Wonnemond, Juni = Brachmond, Juli = Heumond, August = Erntemond, September = Herbstmond, Oktober = Weinmond, November = Windmond, Dezember = Wintermond.

Als Lieblingstier Ostaras galt wegen seiner Fruchtbarkeit der Hase. Da nun das Ei schon damals als das Sinnbild des keimenden Lebens angesehen und deshalb, wie der Hase, der Göttin geweiht wurde, so verbanden sich diese beiden Vorstellungen schließlich in dem Denken der Germanen miteinander. Auf diese Weise entstand der Glaube, daß der Hase an dem heiligen Gründonnerstag in der Osterzeit die „Ostereier" lege. Sie waren natürlich mit den Farben Donars und Ostaras, rot und gelb, gefärbt. Solche bunte Eier opferte man den beiden Gottheiten des Frühlings, und man beschenkte sich auch gegenseitig in der Osterzeit damit. Diese Sitte ist bis auf unsre Tage gekommen. Wißt ihr sie nun zu deuten?

Der Göttin Ostara war besonders die erste Nacht des wonnigen Frühlingsmonats Mai geweiht. Riesige Feuer, als Wahrzeichen Donars, wurden entzündet, und Maiblumen und Frauenschühlein, die Lieblingsblumen der Göttin, hineingeworfen. Es wurden feierliche Umzüge gehalten; an vielen Orten ward auch eine riesige Puppe, die den durch Donars Gewalt vertriebenen Winterriesen darstellte, auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, zum Zeichen, daß des Winters Macht gebrochen und neuer Frühling und neue Wonne ins Land eingezogen seien.

Die Natur ist erwacht — Christ ist erstanden!

Das sind die Gefühle von einst und jetzt, die in der Osterfreude jubelnd zusammenklingen und auch jetzt noch an vielen Orten bei den Oster- und Freudenfeuern in hellen Flammen zum Himmel emporlodern.

Die Priester versuchten es, an Stelle der leidenschaftlich verehrten Ostara die heilige Walpurgis zu setzen, und als auch das mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, nannten sie die Osterfeuer — Teufelsspuk und die Priesterinnen Ostaras — Hexen. So ward aus der herrlichen Maifeier der Göttin der Hexensabbat auf dem Blocksberge, und aus der lieblichen Ostara und ihren Genossinnen jene Schar von Hexen, die sich in der ersten Maiennacht auf jenem Berge zu schauerlichen Festen zusammenfinden soll. Um sich vor diesen Unholdinnen zu schützen, macht

der Bauer noch heute am ersten Mai an seine Stalltür drei Kreuze und legt einen Besen auf die Schwelle; denn vor dem Zeichen des Kreuzes und vor einem Besen weichen die bösen Geister zurück. Wer keine solchen Vorsichtsmaßregeln trifft, der kann es erleben, daß ihm am Morgen die Kühe mit bösen Krankheiten behext sind, oder daß sie rote Milch, statt weißer, geben.

Unter dem Blocksberg ist der Brocken, der höchste Berg des Harzes, gemeint. Dieses Gebirge ist überhaupt mit der germanischen Sagenwelt eng verknüpft, ebenso der Teutoburger Wald. Im Harz gibt auch noch der Hexentanzplatz Kunde von dem heidnischen Glauben unsrer Vorfahren. Jene erste Maiennacht aber, in welcher die Hexen auf feurigen Besen durch die Luft nach ihrem Sammelplatz reiten, haben die Germanen nach der Heiligen benannt, die ihnen die Göttin ersetzen sollte. Die erste Maiennacht heißt in deutschen Landen noch immer die „Walpurgisnacht".

Ostara, die milde Göttin des Frühlings, zeigt so viele verwandte Züge mit Fricka und Freya, daß sie einst bei der Sagenbildung in den Vorstellungen unsrer Ahnen sehr oft an die Stelle dieser beiden Göttinnen getreten ist.

Ziu (Tyr)

Unter den Söhnen Wodans nahm nach Donar den höchsten Rang ein der Kriegsgott Ziu (nordisch Tyr). Schon seine äußere Erscheinung, noch mehr aber sein Wirken, machten ihn zu einem gefürchteten Gotte. Wie Donar war er von gewaltiger Gestalt; aber die Locken, die sein Haupt umwallten, waren blutig; seine Augen sprühten Blitze, und der Hauch seines Mundes brachte Tod und Vernichtung. Das Schwert trug er in der Linken, weil seine rechte Hand durch den Fenriswolf verstümmelt worden war. Der Weg, den Ziu nahm, war stets durch Blut gezeichnet, und sein Gefolge bildeten schaurige Gestalten: Hunger, Seuchen, Flüche, Jammer, Elend, Laster, Mord und Totschlag. Der Beiname, den er trug, bezeichnet besser als alles andere sein Wirken in dieser Welt: er hieß der „Würger".

Wodan war der Gott des Krieges im weiteren Sinne, d. h. er erklärte den Krieg, lenkte die Schlachten und verlieh den Sieg. Ziu dagegen stürzte sich voller Mordlust persönlich in den Kampf und richtete da, wo er erschien, ein fürchterliches Blutbad an. Den Seinen war er der siegreiche Beistand und Führer, dem Feinde erschwerte er den Kampf auf alle nur mögliche Weise. Bald fuhr er wie eine Windsbraut in seine Reihen, bald blendete er ihn durch allerlei Trug und List, das Ende war immer Tod und Verderben.

Ziu war also der eigentliche Schlachtengott der Germanen, dessen Sinnbild das Schwert war. Ihm zu Ehren wurden Schwertertänze aufgeführt und Schlachten- und Schwertlieder

gesungen, welche die Kriegsbegeisterung zur hellen Flamme anfachten. Unsern Ahnen, den kampfesmutigen Recken, erschien die Mordlust Zius durchaus nicht als ein Fehler, sondern eher als eine Tugend, die selbstverständlich war wie Gastlichkeit in Friedenszeiten.

Dem Ziu war eine besondere Rune geweiht (↑), die große Ähnlichkeit mit dem Zeichen hat, welches dem römischen Kriegsgott Mars heilig war (♂). Dieses Zeichen ritzten die Germanen in ihre Schwerter und glaubten sich dadurch den Beistand des Gottes zu sichern.

Es sei nun berichtet, wie es zugegangen, daß Ziu nicht imstande war, „dem Gastfreund die gastliche Rechte zu reichen", wie es die Sitte erforderte. Wir müssen dabei wieder auf Loki, den Unheilbringer, zurückkommen.

Loki hatte aus seiner Ehe mit der Riesin Angurboda drei Kinder, von denen eins immer scheußlicher war als das andere. Das erste war der Abgrunds- oder Fenriswolf, das zweite die Midgardschlange, Donars grimmige Feindin, und das dritte die Göttin der Unterwelt, Hellia oder Hel (die Schreckliche) genannt.

Diesen dreien war prophezeit worden, daß sie einst beim Weltenuntergang das Werk der Vernichtung vollbringen helfen sollten. Auch Wodan wußte das seit jenem Trunk aus Mimirs Born. Er hatte viel darüber nachgesonnen, wie er dem drohenden Unheil vorbeugen könne, und dabei war er zu dem Entschluß gekommen, die Kinder Lokis unschädlich zu machen.

Zu diesem Zweck sandte er eines Tages die Götter mit dem Auftrag aus, die drei Kinder Lokis nach Asgard zu bringen.

Als Loki die Götter herankommen sah, ahnte er sogleich, was sie herführte. Er warf darum die Midgardschlange schleunigst ins Meer, wo sie bald so ins Riesengroße anwuchs, daß sie sich schließlich um die Erde legen und die Spitze ihres eigenen Schwanzes mit den Zähnen erfassen konnte. Seine Tochter Hellia warf Loki ebenso rasch in die Tiefe der Unterwelt, wo sie fortan die Geister der Abgeschiedenen und die Riesen der Unterwelt beherrschte.

Den Fenriswolf konnte Loki nicht schnell genug verbergen. Deshalb nahmen ihn die Götter fest und brachten ihn zu Wodan nach Asenheim. Wodan befahl, daß der Wolf eingesperrt und unter steter Beobachtung gehalten werde. Die Götter hatten aber ihre liebe Not mit ihm, denn der Wolf war so wild, daß nur Ziu es wagte, zu ihm zu gehen und ihm Futter zu bringen. Sein schnelles Wachsen bestimmte die Götter, eine starke Kette machen zu lassen, mit der sie ihn fesseln wollten. Der Wolf ließ sich die Kette auch ruhig anlegen; als er aber das erstemal seine Glieder von sich strecken wollte, brach die Kette in tausend Stücke, und der Wolf war frei!

Mit einer zweiten, viel stärkeren Kette ging es den Göttern ebenso. Nun gaben sie den Zwergen Auftrag, aus allerlei Zaubermitteln ein Band herzustellen, das völlig unzerreißbar sei.

Dies geschah. Das Band, welches die Zwerge nach einigen Tagen brachten, schien nur ein einfaches, weiches Seidenband zu sein. Das kam dem Wolf recht sonderbar vor. Er wußte ja recht gut, was die Götter mit ihm vorhatten, wenngleich sie ihn glauben machen wollten, daß er die Ketten nur probieren sollte, um seine Stärke zu zeigen, die sie gern überall rühmen möchten. Als daher die Götter das Band brachten und ihn damit fesseln wollten, sagte er sich gleich, daß hinter dem harmlosen Bande jedenfalls eine List verborgen sei, durch die er sich fangen solle. Er sprach darum, ehe er sich binden ließ:

„Wer bürgt mir denn dafür, daß ihr mich nicht hintergeht? Wenn nicht einer von euch seine rechte Hand als Pfand in meinen Rachen legt, während ihr mich bindet, so tue ich nicht, was ihr verlangt. Betrügt ihr mich, dann ist die Hand mein!"

Keiner von den Göttern wollte zu solchem Wagestück seine Hand hergeben; nur Ziu war schließlich bereit, das Verlangen des Wolfes zu erfüllen. Ohne mit der Wimper zu zucken, legte er seine Rechte in den Rachen des Ungetüms.

Nun versuchte der Wolf, das Band, mit dem man ihn gefesselt, zu zerreißen. Je mehr er aber daran zog, desto fester und unzerreißbarer wurde es. Die Götter brachen in ein unbändiges

Gelächter aus, als sie sahen, wie sich der Wolf vergebens anstrengte, die Fesseln zu sprengen. Ziu aber lachte nicht mit ihnen, denn mit jedem Augenblick ward es ihm mehr zur Gewißheit, daß seine Rechte verloren war. Von den vergeblichen Anstrengungen erschöpft, sank der Wolf endlich zu Boden. Da knebelten ihn die Götter noch fester mit dem Bande und zogen dieses durch einen mächtigen Felsen, den sie tief im Innern der Erde anketteten und noch mit einem riesigen Felsstück beschwerten. Ihre List war geglückt, aber Zius Rechte war verloren.

Als nun der Wolf Zius Hand verschlungen, wollte er in seiner Wut auch nach den andern Göttern schnappen. Da sperrten sie ihm mit einem Schwert den Rachen so weit auseinander, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Alles Wutgeheul half ihm nichts; er mußte in diesen Banden schmachten bis an der Welt Ende.

Mit besonderem Eifer waren die christlichen Priester bemüht, das Andenken Zius im Volke auszurotten. Die Religion der Liebe und des Friedens mußte sich von einer Göttergestalt, welche die rohe Mordlust verkörperte, noch mehr als von anderen abgestoßen fühlen. Daß es ihr im Laufe der Zeit gelang, den kriegerischen Gott aus dem Glauben des Volkes zu drängen, hatte seinen Grund vornehmlich darin, daß spätere germanische Geschlechter nicht so von Kriegsleidenschaft erfüllt waren wie die früheren. Heute lebt sein Name noch in unserm dritten Wochentage fort. Der Dienstag*) hieß ursprünglich Zies-tag, Ziuwes-tag (Tag des Ziu). Die englische Bezeichnung Tuesday weist die alte Form noch deutlicher auf. Die streitbaren Schwaben hatten früher den Beinamen Ziuwari, d. h. Männer des Ziu, und ihre ehemalige Hauptstadt, das jetzige Augsburg, hieß in alten Zeiten Zies-buri, Stadt (Burg) des Ziu.

*) Die alten Germanen waren durch die Römer auf die Einteilung der Zeit in Abschnitte von 7 Tagen (Wochen) gekommen. Den 1. Tag weihten sie der Sonne = Sonntag, den 2. dem Mond = Montag, den 3. dem Ziu = Dienstag, den 4. (mittelsten) dem Wodan = Wodanstag, den 5. dem Donar = Donnerstag, den 6. der Fricka = Freitag, der 7. galt als Vorbereitungstag für den Sonntag = Sonnabend.

Die alten Sachsen verehrten den Schwertgott unter dem Namen Sahs-not (später Saxnot), d. h. Schwertgenoß. Davon erhielten sie wiederum den Namen Sachsen.

Sachsen und Cherusker waren vermutlich ein und dasselbe Volk: Cherusker kommt von Cheru = das Schwert. In dem Wappen der alten Sachsenherzöge sind zwei gekreuzte Schwerter zu sehen. Mit Recht durften sie dieses Zeichen des Schwertgottes führen, denn sie waren allezeit treue Genossen Zius. Daß der Kurfürst von Sachsen dem deutschen Kaiser das Reichsschwert vorantragen durfte, geschah auch auf Grund uralter Überlieferungen, die, wie wir nun wissen, bis auf Ziu, den Schwert- und Schlachtengott der Germanen, zurückreichen.

Neuere Forschungen scheinen die Annahme zu bestätigen, daß Ziu und der von Tacitus erwähnte Gott Tuisko ein und dieselbe Göttergestalt sind. Tuiskos Sohn Mannus und dessen Söhne Inguio, Irmino und Istio wurden, wie wir wissen, von den Germanen als ihre Stammväter verehrt.

Auf Irmino deuten die Irminsäulen hin, die von den Germanen aus riesenstarken Baumstämmen errichtet wurden. Einige Völkerschaften hatten diesen Gott zu ihrem besonderen Beschützer erwählt, und sie glaubten seinen Segen zu empfinden, wenn er auf dem Himmelswagen (Große Bär) die Milch- oder Irminstraße am Himmel entlang fuhr.

Freyr (Fro)

Dem Geschlechte der Wanen entstammte Freyr (Fro), der Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, der treuen Liebe und der Ehe und vor allem auch des Sonnenlichtes. Er war mit seinem Vater Niörd und seiner Schwester Freya (Frouwa) von den Wanen als Geisel zu den Asen geschickt worden. Die beiden holden Kinder wurden so sehr die Lieblinge der Götter,

daß sie von diesen schließlich als gleichberechtigt unter die Asen aufgenommen wurden.

Freyr ist der hellstrahlende Gegensatz zu dem düsteren Ziu. Erfüllt von Güte und Milde, freundlich und klar wie der Sonnenschein, war er der „frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr", wie ihn ein alter Sang bezeichnet. Vielseitig war die Verehrung, die ihm dargebracht ward. Die Liebenden, namentlich die Mädchen, beteten zu ihm, daß er ihnen den „Zukünftigen" erscheinen lasse. Das geschah vornehmlich in der Weihnachtszeit, in welcher der Gott mit seinen Genossen nächtlichen Umzug hielt. Bei dieser Gelegenheit pflegte er auch den Viehstand zu segnen, dessen Gedeihen er ebenso eifrig förderte wie Donar. Die Bauern legten in den zwölf Nächten Futter ins Freie, damit es der Gott im Vorüberziehen segne. Von diesem Futter gedieh das Vieh dann ganz besonders, und es blieb auch frei von Seuchen und Unglück. Brachen aber dennoch Seuchen aus, so zündete man Notfeuer an und trieb das kranke oder das zu schützende Vieh hindurch.

Wie Donar besaß auch Freyr drei wertvolle Kleinode, die ihm von den kunstfertigen Zwergen Schlackensprüher und Zischer hergestellt worden waren. Das erste war ein Eber (Gulliborsti), dessen Borsten aus blankem Golde waren und einen Glanz verbreiteten wie die Strahlen der Sonne. Dieser Eber zog den Wagen des Gottes mit der Schnelligkeit eines feurigen Rosses, und seine Borsten erleuchteten dabei das tiefste Dunkel mit Tageshelle. Dann besaß Freyr ein Schiff (Skidbladnir), das so groß war, daß es alle Götter mit ihren Waffen gleichzeitig aufnehmen konnte. Es bewegte sich im Nu nach dem Ort, welchen Freyr ihm nannte, und wenn es nicht mehr gebraucht wurde, so konnte es wie ein Tuch zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt werden. Als drittes Kleinod besaß er ein schneidiges Schwert, das in jedem Kampfe siegreich blieb, denn es kämpfte von selbst aus eigener Kraft.

Freyrs Gemahlin war die strahlende Gart (Gerda), eine Tochter des Nordlichtriesen. Er hatte viele Hindernisse zu über-

winden, ehe er die Riesin als Gattin heimführen durfte. Wie das alles zugegangen, das sei in Kürze berichtet.

Wodan hatte streng verboten, daß einer der übrigen Asen in seiner Abwesenheit seinen Hochsitz Hlidskialf in Walhall einnehme. Freyr benutzte aber, als Wodan einmal nicht im Saale war, die Gelegenheit, um hinaufzusteigen und in die Welt hinauszuschauen. Da erblickte er außer vielem andern auch hoch im Norden eine holdselige Maid, die ihm außerordentlich gefiel. Von nun an hatte er keinen andern Gedanken als den, die Holde für sich als Braut zu gewinnen. Als er aber den Göttern diese Absicht aussprach, da verboten sie ihm ein für allemal, solchen Gedanken nachzuhängen, denn eine Riesin dürfe nie das Weib eines Asen werden. Die Maid war nämlich die Tochter des Nordlichtriesen Gymir.

Das war die Strafe dafür, daß er den Götterthron fürwitzig bestiegen.

Freyr lebte nun in tiefster Schwermut dahin. Er aß nicht und trank nicht, mied alle seine Genossen und tat in der Nacht kein Auge zu. Das betrübte seine Eltern sehr; sie sandten deshalb seinen Jugendfreund Skirnir zu ihm, damit er erforsche, was dem Sohne fehle. Nach langem Bitten erfuhr Skirnir von dem Freunde, daß ihn die Sehnsucht nach der schönen Riesentochter fast verzehre. Wenn er sie nicht sein nennen dürfe, dann könne er nie wieder froh werden.

Skirnir ward so ergriffen von dem Schmerz des Freundes, daß er sich erbot, die Maid für ihn zu erringen, vorausgesetzt, daß Freyr ihm sein Roß und sein Schwert abtrete. Dieser war zu jedem Opfer bereit, und so zog Skirnir, mit des Freundes Schwert und Roß versehen, dem Norden zu.

Über Berg und Tal ging sein Weg, durch grausige Schluchten, durch Nebel und Eis: nichts schreckte ihn zurück. Aus Liebe zu dem Freunde überwand er alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, und furchtlos ritt er auch durch die Waberlohe (Feuermauer), welche die Burg des Nordlichtriesen Gymir umgab.

Die junge Riesin hatte den kühnen Reiter schon lange beobachtet. Als er auch das letzte Hindernis, die Waberlohe, überwunden hatte, befahl sie ihren Dienern, daß sie den Eindringling zu ihr in die Halle führen sollten. Skirnir wußte sogleich, wen er vor sich hatte, als die junge Riesin ihn nach seinem Begehren fragte. In wohlgesetzten Worten brachte er für seinen Freund die Werbung an. Gart erklärte darauf kurz und bündig, daß sie überhaupt nicht zu heiraten gedenke, auch nicht einen Gott, wenn er auch noch so liebenswürdig sei und sie zu lieben glaube. Skirnir bot ihr hierauf als Geschenk zwölf goldene Äpfel dar, das war ihr aber höchst gleichgültig. Jetzt brachte er einen Wunderring zum Vorschein, von dem wie von Wodans Ring Draupnir in jeder neunten Nacht acht neue Kleinodien abtropften, aber auch diesen lehnte sie ab, denn sie habe im Hause ihres Vaters an Gold schon mehr als genug. Nun wurde Skirnir zornig und drohte, ihr mit Freyrs Schwert den Kopf abzuschlagen, wenn sie sich noch länger weigere. Aber auch das machte keinen Eindruck auf sie. Durch diese Gleichgültigkeit geriet Skirnir in solche Wut, daß er die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen gegen die Maid ausstieß und ihr androhte, daß er sie in ein grauenerregendes Scheusal verwandeln werde.

Diese Drohung war der jungen Riesin doch zu stark. Sie willigte deshalb endlich ein, nach neun Nächten Freyrs Gemahlin zu werden.

Hocherfreut geleitete Skirnir die endlich Gewonnene nach Asgard, wo sie von dem beglückten Freyr mit Jubel empfangen wurde. Nach den ausbedungenen neun Tagen führte er Gart als seine Gemahlin in sein Schloß Albenheim. In reinem, ungetrübtem Glück lebten sie dort miteinander, und auch die Götter gewannen die Riesentochter so lieb, daß sie ihr freudig Aufnahme in den Kreis der Asen gewährten.

Ist es nicht bezeichnend, daß gerade der Gott der Liebe und Sehnsucht sich sein Glück so mühsam erringen muß?

In den Besitz des Ebers Gulliborsti war Freyr durch einen Streich Lokis gekommen. Dieser hatte, wie wir wissen, Sippia·

Haar gestohlen und ließ dafür von den Zwergen goldenes herstellen. Bei dieser Gelegenheit schufen die Zwerge auch Freyrs Schiff und Wodans Speer Gungnir. Da wettete Loki mit dem Zwerge Zischer, daß sein Bruder Schlackensprüher nicht imstande sei, noch einmal drei ebenso kostbare Kleinode anzufertigen.

Das verdroß Schlackensprüher, und er ging sogleich ans Werk, um den spöttischen Loki durch die Tat zu widerlegen. Er legte eine Schweinshaut ins Feuer, und Zischer trat dazu mit größtem Eifer den Blasebalg. Und siehe da, ein großer, goldborstiger Eber ging aus dem Feuer hervor, und diesem folgten noch der Ring Draupnir und Donars Hammer. Der letztere bekam allerdings, wie wir wissen, durch Lokis Tücke einen kleinen Fehler, trotzdem blieb er ein Meisterstück des kunstreichen Zwerges.

Da der Eber Gulliborsti Freyrs ständiger Begleiter war, so betrachteten die Germanen die Eber und die denselben so ähnlichen Schweine als dem Gott geheiligte Tiere. Neben Pferden und Stieren wurden ihm deshalb auch Eber und Schweine geopfert.

Die Pferde, die übrigens auch Wodan und Donar heilig waren, waren ihm geweiht, weil er der Beherrscher der Sonne war, die von feurigen Rossen gezogen wurde, deren Lenkerin Sol wir bereits kennen gelernt haben. Der eigentliche Sonnengott war Wodan; er spendete das Himmelslicht und seine Segnungen. Wie wir aber verschiedene Seiten seines Wesens in einzelnen Göttern besonders ausgebildet finden, so galt Freyr als derjenige, welcher den Segen des Himmelslichts zu verwalten und in die richtigen Bahnen zu lenken hatte. Sein Zeichen als Sonnengott war das rollende Rad ⊙, das noch heute im Kalender als Zeichen der Sonne zu finden ist.

Wie Donar im Frühjahr und Wodan im Herbst, so wurde Freyr zu Anfang des Winters, am Tage der Wintersonnenwende (21. Dezember), gefeiert. An diesem Tage beginnt die Sonne einen neuen Jahreslauf und wendet sich der Erde wieder zu. Die das Licht leidenschaftlich verehrenden Germanen begingen natürlich

dieses Fest mit besonderem Glanze. Freudenfeuer wurden entzündet und Opfermahle gehalten, und weit und breit herrschte an diesem Tage „Julfriede", d. h. Gottesfriede. An dem „Jultage" durften keine Waffen getragen werden, und wer es wagte, einen dem Gott geweihten Raum im Waffenschmuck zu betreten, der mußte schwerer Strafe gewärtig sein. Für das Julfest wurden das ganze Jahr hindurch Eber und Schweine gemästet, die dann bei festlichem Mahle verzehrt wurden.

Auch unsre Bauern schlachten zu Anfang des Winters gern ein gemästetes Schwein, und in vielen Gegenden unsres Vaterlandes wird am Weihnachtsfest als unentbehrliche Festspeise Schweinskopf mit Grünkohl auf den Tisch gebracht.

In den Heiligtümern des Gottes wurden stets eine Anzahl Pferde für ihn gehalten. Dieselben durften aber nie von Menschen geritten werden; sie hatten nur manchmal den Wagen des Gottes zu ziehen und dienten sonst nur zu Weissagungen und als Opfertiere. Die weißen Pferde galten als besonders heilig, weil ihre Farbe der des Sonnenlichts am nächsten kam. Wenn die Pferde geopfert wurden, schnitt man ihnen das Haupt ab und weihte es dem Gotte. Auch befestigte man hölzerne Pferdeköpfe an den Giebeln der Häuser. In altertümlichen Städten, z. B. in Lüneburg, sieht man noch heute an vielen Gebäuden Pferdeköpfe aus Holz oder Stein angebracht, ebenso aber auch an Bauernhäusern in den verschiedensten deutschen Gegenden.

Unter den Pflanzen war namentlich der Rosmarin Freyr geweiht. Die Bräute in Hessen tragen noch jetzt statt des in andern Gegenden üblichen Myrtenkranzes ein Rosmarinzweiglein im Haar. Deshalb pflegen dort die jungen Mädchen ein Rosmarinstöckchen für ihren Brautschmuck groß zu ziehen.

In vielen Orten gibt es noch Straßen, die den Namen „Rosmaringasse" führen. Dort waren, wie dies z. B. in Dresden geschichtlich nachgewiesen ist, die Verkaufsstellen der Händlerinnen, welche den zur Kirche gehenden Frauen und Mädchen Sträußchen von der Lieblingsblume des Gottes der Liebe anboten.

Da die Zahl 9 Freyr heilig war, so mußten auch neun Blumen in jedem Brautkranze vorhanden sein, und am heiligen Christabend wurde wie am Gründonnerstag als Festspeise Suppe oder Salat aus neun Kräutern verzehrt.

Als die Germanen Christen wurden, legten die Priester den Jultag und den Geburtstag Christi zusammen. Ist doch dieser Tag im altgermanischen wie im christlichen Sinne ein Tag des Friedens und der Freude! In einer norddeutschen Sitte ist sogar noch ein Anklang an den heidnischen Namen des Festes vorhanden. Dort heißt das Weihnachtsfest noch Julfest, und am Weihnachtsabend ruft man sich bei dem gegenseitigen Beschenken zu: „Julklapp!"

An Stelle Freyrs als Gott der Liebe und Ehe setzten die Priester den heiligen Andreas. An dessen Festtag (30. November) werden noch an vielen Orten von den jungen Leuten zur Erforschung der Zukunft allerlei Bräuche ausgeübt, die mit Sicherheit auf altgermanische Sitten und die Verehrung Freyrs zurückgeführt werden können.

Freya (Frouwa)

Freya, die liebliche Schwester des Sonnengottes Freyr, ist in ihrem Wesen dem Bruder sehr verwandt. Sie glich einem sonnenhellen, wolkenlosen Frühlingstag, und was sie tat, war eitel Liebe und Güte. Als Göttin der Schönheit und der Liebe ward sie von den Germanen hoch verehrt. Kam ihr doch auch an Schönheit keine andere Göttin gleich.

Ein hartes Los hatte die allezeit Gütige betroffen. Sie war nicht eines Gottes, sondern eines irdischen Mannes Weib geworden, und dieser Mann hatte sie heimlich verlassen. Voller Wehmut suchte sie ihn nun; aber das Schicksal war grausam gegen sie. Kaum hatte sie den Entschwundenen einmal gefunden, so war er ihr auch schon wieder verloren. Die Tränen, die sie um ihn weinte, tropften von ihren Augen als Gold und Perlen hernieder. Darum bedeuten Perlen noch heute Tränen.

Freyas größter Schatz war ein kunstvolles Halsband, Brisingamen genannt, das ihr die Zwerge angefertigt hatten. Nur einmal hat man die milde Freya zornig gesehen, als nämlich Donar ihr die Zumutung stellte, daß sie, um ihm seinen Hammer wieder zu verschaffen, die Braut des Riesen Thrym werden sollte. Da ward sie von so heftigem Zorn erfaßt, daß sie sich ihr kostbarstes Kleinod, jenes herrliche Halsband, so hastig vom Halse losriß, daß die Perlen auf dem Fußboden umherrollten.

Die schönste Hoffnung der germanischen Frauen ging dahin, nach dem Tode in Freyas „selige Gefilde" zu kommen. So hieß der himmlische Palast, in welchem die Göttin den braven Frauen eine Freistatt gewährte.

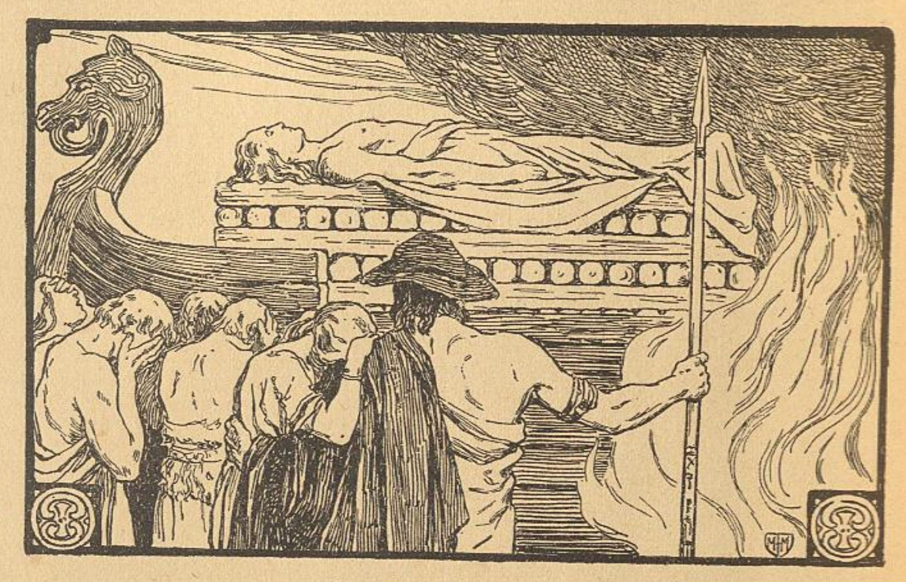
Wenn Freya mit den übrigen Göttern in den „Zwölf Nächten" Umzug hielt, ritt sie gleich ihrem Bruder Freyr einen goldborstigen Eber. Für gewöhnlich fuhr sie aber auf einem Wagen, der von Katzen gezogen wurde. Vor allen andern Tieren waren ihr nämlich die Katzen heilig. In ihren Heiligtümern gab es deshalb stets eine große Anzahl Katzen, die sorgfältig gepflegt wurden und von niemand berührt werden durften.

Als besonderer Liebling der Göttin galt auch das Sonnenlämmchen, jener kleine Käfer mit den schwarzen Punkten auf den roten Flügeldecken, der auch Kornwürmchen genannt wird. Mit letzterem Namen hängt der Glaube zusammen, daß der Scheffel Korn im nächsten Jahre so viele Taler kosten werde, als das Tierchen schwarze Punkte auf seinen Flügeldecken zeigt. Die christlichen Priester setzten an Stelle Freyas die heilige Jungfrau Maria, der die Göttin in ihrer Reinheit und Güte am meisten glich. Dadurch hat das Sonnenlämmchen auch den Namen Marienkäfer oder Marienwürmchen erhalten.

Die Katzen der Göttin wurden von den Priestern in Hexen und Teufelinnen verwandelt, was bei der Natur dieser Tiere keine Schwierigkeiten hatte. So wurden aus den Lieblingen der Göttin die scheußlichen Gestalten, welche Fricka und Freya bei ihren nächtlichen Umzügen begleiten.

Außer diesen beiden Tieren war auch der Schwan der Freya heilig. War sie doch die Führerin der Walküren, jener herrlichen Frauengestalten, die aus Schwanenjungfrauen zu Dienerinnen der Götter geworden waren. Wie diese, so besaß auch sie solch ein wunderbares Schwanenhemd, das sie in den Stand setzte, Luft und Wasser nach Belieben zu durchmessen. In allem Tun war Freya den Genossinnen ein leuchtendes Vorbild. Wenn sie als Schild- und Schlachtjungfrauen oder als Wunschmädchen Wodans Befehle ausführten; wenn sie als liebliche Schenkinnen den Göttern und den Einheriern in Walhall aufwarteten; wenn sie als holde Schwanenjungfrauen ihre göttliche Natur einmal abstreiften und sich wie irdische Mädchen in klaren Wasserfluten badend ergötzten; wenn sie Fricka als „selige Fräulein" auf ihren

Umzügen begleiteten und geknickte Halme aufrichteten und der Göttin halfen, Segen verbreiten: immer war ihr Tun edel und gut und erfüllt von echter Weiblichkeit. Freya, als die vornehmste unter ihnen, vereinigte in sich alle diese Vorzüge im höchsten Maße, und darum darf sie als das Ideal gelten, das sich unsre Vorfahren von einer echten Frau geschaffen. Zum Danke dafür lebt ihr Andenken in dem Worte „Frau" noch heute fort, denn „Frouwa" hieß die Göttin bei den südgermanischen Stämmen, die ihr besondere Verehrung weihten.



Baldurs Bestattung

Baldur (Balder)

Die ergreifendste der germanischen Göttersagen ist die von dem Wodanssohne Baldur, dem gütigsten und gleichzeitig auch unglücklichsten aller Götter. „Der beste der Asen" wurde er genannt, und so licht und schön wie seine Gestalt, so rein und schuldlos war sein Wesen. Götter und Menschen liebten ihn, nur Loki nicht. Gerade um seiner Schuldlosigkeit willen war Baldur dem bösen Loki verhaßt, obgleich Baldur der einzige gewesen war, der sich an der Fesselung des Fenriswolfes nicht beteiligt hatte.

Baldur war gleichsam das Gewissen der Götter. Ihm, als dem mildesten und gerechtesten unter ihnen, legten sie ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vor, und er fällte das Urteil stets so, daß niemand es tadeln konnte. „Silberblick" hieß sein Palast, über dessen Schwelle sich nichts Unreines wagen durfte. Als

Gemahlin hatte Baldur die kühne Nanna heimgeführt, die ihm einen Sohn geschenkt, der des Vaters Gerechtigkeitssinn geerbt hatte. Er hieß Forseti und waltete als Gott des Rechtes mit nie schwankender Gerechtigkeit seines Amtes.

So sanft und mild Baldur war, so scheute er sich doch nicht, mit in den Krieg zu ziehen, wenn die Seinen der Hilfe bedurften. Es wird von ihm auch erzählt, daß er, als es auf dem Schlachtfeld einmal an Wasser mangelte, mit seinem Speer heftig auf den Erdboden stampfte. Sogleich sprudelte an dieser Stelle ein klarer Quell hervor, der allen Durstigen reichliche Labung gewährte. Aus diesem Grunde waren ihm die Brunnen heilig. Von den Pflanzen war ihm die bleiche Kamille geweiht, die in Island noch jetzt seinen Namen führt.

Baldur hatte einst einen schweren Traum, der ihn sehr beunruhigte. Er träumte nämlich, daß seinem Leben ernstliche Gefahr drohe; woher sie aber komme, das ward ihm nicht bewußt. Die Götter, vor allem Wodan, erschraken unbeschreiblich, als sie von diesem bösen Traume hörten. Baldur, ihrem Liebling, ohne den sie nicht leben zu können meinten, sollte Unheil begegnen — dieser Gedanke erfüllte sie mit quälender Angst. Wodan, der „grübelnde Ase", sann und sann, welcher Art die drohende Gefahr sein könnte. Er beriet mit seinen Genossen darüber und befragte seine beiden Raben, die doch weit in der Welt herumgekommen waren, aber niemand konnte ihm Auskunft geben. Da bestieg er sein feuriges Roß und eilte hinab zu den Schicksalsschwestern, um ihren Rat einzuholen. Aber auch diese wußten ihm keine Aufklärung zu geben. Kurz entschlossen begab er sich nun hinab in die Unterwelt, um die Göttin Hellia zu sprechen. Dort sah er, daß Hellia schon allerlei Vorbereitungen traf, um Baldur würdig zu empfangen. Diese Wahrnehmung erfüllte Wodan mit unaussprechlichem Schmerz; denn nun wußte er, daß Baldurs Schicksal unabänderlich entschieden war. Heiße Tränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte noch, als er nach Asgard zurückkam und in die Versammlung der Götter eintrat. Von neuem wehklagend, saßen sie nun beisammen, denn keine Mög-

lichkeit, Baldurs Schicksal abzuwenden, schien mehr vorhanden. Frickas Mutterherz war es, das auf einen rettenden Gedanken kam. Sie sprach:

„Wir wollen Eide nehmen von Feuer und Wasser, von Eis und allen Erzen, von Steinen und Erden, von Krankheiten und Giften, von Bäumen und Vögeln, von Schlangen und vierfüßigen Tieren, daß sie Baldur nichts zuleide tun wollen."

Und schnell liefen die Abgesandten der Götter nach allen Himmelsrichtungen aus und nahmen allem, was in und auf der Erde ist, den feierlichen Schwur ab, daß niemand Baldur etwas Böses tun sollte. Als dies geschehen war, kehrten sie nach Asgard zurück und meldeten den Göttern, daß ihr Auftrag ausgeführt sei.

Die Götter atmeten auf, als sei eine schwere Last von ihnen genommen. Nun konnte doch dem geliebten Baldur nichts geschehen! Um aber doch sicher zu sein, daß nichts in der Natur dem Genossen schaden könnte, stellten sie Baldur in die Mitte des Saales und versuchten, ob Waffen ihn verletzten könnten. Aber so viel sie nach ihm schossen, warfen und hieben, ihn verletzte nichts. Da brachen die Götter in hellen Jubel aus, denn jetzt war Baldur nach ihrem Glauben vor jedem Unheil geschützt.

Loki ärgerte sich, daß der ihm verhaßte Gott nun wirklich gegen alles Unglück gefeit sein sollte. Schnell verwandelte er sich in ein altes Weib und schlich zu Fricka hin.

Die Göttin erkannte ihn wirklich nicht in seiner Verkleidung. Als er sie daher fragte, warum denn die Götter gar so lustig seien, sprach sie ohne Arg:

„Sie freuen sich, daß Baldur nun unverwundbar geworden ist. Ich habe alle Dinge vereidet, daß sie ihm nichts anhaben können."

„Haben denn auch alle Dinge den Eid geleistet?" fragte Loki.

„Ja — alle! Nur einen kleinen Mistelsproß draußen auf der Wiese vor den Toren Walhalls ließ ich frei, weil er mir zum Schwören noch gar zu jung erschien."

Nun wußte der schlaue Loki genug. Er ging sogleich hinaus auf die Wiese und holte den Mistelsproß. Die kleinen Zweiglein und die Blätter streifte er ab und spitzte das untere stärkere Ende scharf zu. Und in seiner Hand wuchs der kleine Mistelzweig durch Zauberkraft zu einem gefährlichen Geschoß.

Eiligst begab sich Loki nach Walhall zurück, wo sich die Götter noch immer damit beschäftigten, die Unverletzbarkeit Baldurs zu prüfen. Da sah Loki Baldurs Bruder, den blinden Hödur, untätig beiseite stehen. Rasch ging er auf ihn zu und fragte ihn:

„Warum schießest du denn nicht mit?"

„Wie kann ich denn schießen, wenn ich nicht sehen kann, wo Baldur steht!" antwortete Hödur.

Da sprach Loki teilnahmsvoll:

„Das würde aber Baldur sicher kränken, wenn du ihm nicht auch die Ehre gäbest, mit ihm zu kämpfen. Komm, ich will dir beistehen! Nimm dieses Geschoß und wirf mit aller Macht; ich werde ihm die Richtung geben."

Hödur nahm willig den Mistelsproß und tat, wie Loki ihm geheißen. Gerade auf sein Ziel los flog das Geschoß — und Baldur sank entseelt zu Boden.

Erstarrt vor Schrecken standen die eben noch so frohen Götter. Unmöglich schien ihnen, was vor ihren Augen geschehen war. Als sie aber erkennen mußten, daß es Wirklichkeit war, daß ihr heißgeliebter Genoß, der niemals jemand ein Leid getan, tot vor ihnen lag, da erfaßte sie ein maßloser Schmerz, und sie begannen so laut zu jammern und zu wehklagen, daß der Himmel und die Erde widerhallten von ihrem Klaggeschrei.

Alsbald richtete sich aber ihr Augenmerk auf den, der dieses Unheil vollbracht. Der blinde Hödur konnte diese Heimtücke nicht ersonnen haben. Loki war es, der den Anschlag erdacht und Hödurs Hand gelenkt. Am liebsten hätten sie den Bösewicht auf der Stelle getötet, aber das durften sie nicht, denn das Gastrecht schützte ihn. Zu seinem Glück zog er es vor, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Seine Rache war ihm ja gelungen.

Endlich beruhigten sich die Götter so weit, daß sie darüber nachdenken konnten, was nun geschehen sollte. Fricka setzte die

höchste Belohnung aus für den, der hinab zur Unterwelt ginge und Hellia ein Lösegeld für Baldur anböte. Der Diener Wodans, der schnelle Hermodur, erbot sich, diesen Auftrag auszuführen, und Wodan überließ ihm zu dieser Reise sein Roß Sleipnir.

Die Götter trafen inzwischen die Zurüstungen für Baldurs Bestattung. Der treubeweinte Genoß sollte mit allen erdenklichen Ehren zur ewigen Ruhe gebracht werden.

Auf seinem Schiffe Hringforn errichteten sie einen mächtigen Scheiterhaufen und legten allerlei köstliche Kräuter und Geschenke darauf, die sie dem Genossen zum Abschied weihten. Von neuem flossen ihre Tränen, als sie den Leichnam des Geliebten zum Strande hinabtrugen. Die Gemahlin Baldurs, die treue Nanna, ward bei diesem Anblick von ihrem Schmerz so heftig ergriffen, daß sie tot zu Boden fiel. Nun trug man auch sie zu dem Schiffe hinab und errichtete noch einen Scheiterhaufen neben dem für Baldur bestimmten und legte Nanna darauf.

Als aber das auf dem Strande befindliche Schiff ins Wasser hinabgeschoben werden sollte, da zeigte es sich, daß die Götter von dem vielen Weinen so erschöpft waren, daß sie nicht vermochten, das Schiff von der Stelle zu bringen. Es blieb ihnen nichts andres übrig, als bei den Riesen Hilfe zu suchen. Auf ihren Ruf kam denn auch alsbald eine Riesin Namens Feuerrauch dahergejagt. Sie ritt auf einem Wolf, der mit Nattern aufgezäumt und unbändig wild war. Höhnisch lachte sie auf, als sie vernahm, um was es sich handelte; ihr war das, was die Götter nicht zu vollbringen vermochten, eine Kleinigkeit.

Nachdem die Riesin ihr schauerliches Reittier den Göttern in Verwahrung gegeben, schritt sie auf das Schiff zu und stieß es mit einem einzigen Ruck so kräftig hinab, daß die Erde erbebte und Funken aus den Walzen sprangen, auf denen das Totenschiff hinabrollte. Wieder stieß die Riesin ein schauerliches Lachen aus. Darüber ward Donar, der Riesenfeind, so zornig, daß er nach dem Hammer griff, um das Ungetüm zu töten. Die Götter fielen ihm aber in den Arm und baten ihn inständig, daß er diese Stunde des Leides und der Trauer nicht durch

seinen Rachedurst entweihen sollte. Da ließ er den erhobenen Arm wieder sinken und gab der Riesin den Weg frei. Sein Zorn machte sich aber wenigstens dadurch Luft, daß er den kleinen Zwerg Lit, der ihm gerade zwischen die Füße geriet, aufhob und auf den Scheiterhaufen warf.

Nun wurden die Holzstöße angezündet, und Donar weihte sie mit seinem Hammer. Bald schlugen die Flammen hoch empor, und langsam trieb das Schiff hinaus auf das Meer. Der Widerschein der lodernden Flammen erfüllte aber alles, was da war, Luft, Wasser und Erde, mit purpurner Glut. Am Strande standen tränenden Auges die Götter und sahen dem schwindenden Schiffe nach, voran der unglückliche Wodan, der dem geliebten Sohne noch den kostbaren Ring Draupnir auf den Scheiterhaufen gelegt hatte. Neben ihm standen die trostlose Fricka mit ihren Dienerinnen, sowie Donar, Freyr, Freya und die andern Götter; ja selbst viele Riesen hatten sich eingefunden, um dem traurigen Schauspiel beizuwohnen.

Als die Feuersglut draußen auf dem Meere endlich erlosch, breitete sich tiefes, unheimliches Dunkel über den Erdkreis, die Götter aber kehrten in unsagbarer Wehmut nach Asenheim zurück.

Das war das größte Unglück, das die Götter je betroffen. Wodan allein wußte, daß es nur der Anfang war von dem Verhängnis, welches unaufhaltsam heranzog und sie alle ins Verderben reißen würde.

Hermodur war indessen neun Tage und neun Nächte ununterbrochen geritten, um Frickas Auftrag auszuführen. Sein Weg führte immer durch tiefe, dunkle Täler, bis er endlich auf die hohe, mit Gold belegte Brücke kam, die in das Totenreich hinüberführte. Die Wächterin der Brücke rief ihn also an:

„Wer bist du? Gestern sind fünfmal fünftausend Männer über die Brücke geritten, da hat sie nicht so gebebt wie unter den Hufen deines Rosses. Du bist doch kein Toter, was willst du also hier?"

„Ich suche Baldur", gab Hermodur zur Antwort. „Ist er nicht hier vorbeigekommen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen. Wenn du ihn finden willst, mußt du nordwärts in das Totenreich reiten."

Und weiter ging der Ritt in rasender Schnelle, bis Hermodur an das eiserne Gittertor kam, das zu Hellias Reich führte. Ohne erst abzuwarten, ob ihm das Tor geöffnet werde, setzte der kühne Reiter, das Roß zu einem mächtigen Sprunge anspornend, über das Tor hinweg in das Totenreich hinein. Nachdem er sein Pferd an einen Pfahl gebunden, begab er sich sogleich nach der Halle, wo die Toten wohnten. Da sah er denn Baldur und Nanna, wie sie auf erhöhtem Throne beisammensaßen, beide bleich und elend. Die ganze Nacht blieb Hermodur an dem Orte des Todes; am Morgen ging er sogleich zu Hellia und trug ihr die Bitte der Götter vor, indem er gleichzeitig in Frickas Namen jedes Lösegeld anbot, das Hellia zu haben wünschte.

Hellia hörte ihm nachdenklich zu, dann sprach sie:

„Du sagst, die Trauer um Baldur sei gar zu groß. Nun gut, wenn wirklich alle Dinge auf der Welt, die lebendigen und die leblosen, um ihn weinen wollen, dann soll er den Göttern wiedergegeben werden. Wenn aber irgend etwas nicht mit weint oder der Trauer widerspricht, dann bleibt Baldur wo er ist, und kehrt niemals zu euch zurück."

Hermodur war zufrieden, daß er wenigstens keine abschlägige Antwort erhielt, und begab sich sofort auf den Heimweg. Baldur gab ihm beim Abschied den Ring Draupnir, damit er ihn Wodan zurückbringe, und Nanna sandte Fricka ein köstliches Gewand und noch andre Geschenke.

Schneller noch, als er gekommen, kehrte Hermodur aus der Unterwelt nach Asgard zurück nnd brachte den Göttern Hellias Bescheid. Sogleich sandten diese wiederum nach allen Himmelsgegenden Boten aus und befahlen allen Dingen, daß sie um Baldur weinen sollten, damit er aus der Unterwelt zurückkehre. Und sie taten es auch alle, denn sie hatten den milden, liebreichen

Gott alle gekannt und geliebt. Nur ein Riesenweib, das Frickas Boten in einer Höhle am Wege sitzen fanden, weigerte sich. Höhnisch grinsend sprach das Weib:

„Mit trockenen Augen weine ich um Baldurs Tod! Weder im Leben, noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm; darum behalte Hellia, was sie hat!"

Das alte Riesenweib war aber niemand anders als der böse Loki, der diese Gestalt angenommen hatte, um die Wiederkehr Baldurs zu verhindern. Nun mußte der Gott mit seiner Nanna in der Unterwelt bleiben bis zu jenem Tage, an dem durch den Weltenuntergang alle Schuld der Götter gesühnt und eine neue, schönere Zeit anbrechen würde.

Felix Dahn deutet die Sage von Baldur wie folgt:

Baldur ist die Verkörperung des Frühlings; er ist das aufsteigende Licht des Jahres und muß daher sterben, wenn das Jahr sich neigt und die Tageslänge nicht mehr zu-, sondern abnimmt: also zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht, um dann langsam, aber stetig wieder abzunehmen. Die Sonnenwendfeuer, welche in dieser Nacht in Oberdeutschland noch auf den Gipfeln der Berge angezündet werden, bedeuten den Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche Baldurs verbrannt wird. Das Gewand, welches Nanna aus der Unterwelt an Fricka sendet, ist das grüne Frühlingskleid, in welches sich die Natur bei ihrem Erwachen hüllt.

Iduna

Iduna, die „Immergrüne", ward verehrt als Göttin der Gesundheit, der ewigen Jugend und der Unsterblichkeit. Sie war die Gemahlin Bragis, des Gottes der Dichtkunst, der durch seine herrlichen Gesänge die Götter gar oft erfreute. Den Göttern war Iduna geradezu unentbehrlich, denn sie bewahrte in ihrer Wohnung die kostbaren goldenen Äpfel auf, welche den Göttern

als Speise dienten und ihnen ewige Jugend und immer neue Kraft gaben. Ohne diese Äpfel waren sie dem Altwerden ausgesetzt. Die Riesen waren unausgesetzt bemüht, Iduna in ihre Gewalt zu bekommen, denn sie sagten sich: „Wenn Donars Hammer unschädlich gemacht und Iduna samt ihren Äpfeln geraubt werden könnte, dann wären die Götter schutzlos unsrer Rache preisgegeben.“

Eines Tages zog Wodan mit Loki und noch einem Genossen über Land. Da sie von der langen Wanderung hungrig waren, gingen sie daran, ein Mahl für sich zu bereiten. Aus einer Rinderherde, die in der Nähe weidete, holten sie sich einen Ochsen, schlachteten ihn und taten ihn in einen Kessel, den sie über ein schnell entzündetes Feuer hingen. So lange sie aber auch kochten, das Fleisch ward nicht weich. Sie sprachen eben darüber ihre Verwunderung aus, da rief ihnen eine Stimme aus der Höhe zu:

„Wenn ihr mir versprecht, daß ich von eurer Mahlzeit mitessen darf, dann soll das Fleisch weich werden.“

Erstaunt schauten die Genossen auf. Da sahen sie in dem Wipfel der Eiche, unter welcher sie saßen, einen mächtigen Adler sitzen, der mit seinen Flügeln so heftig schlug, daß die Äste des Baumes im Sturme ächzten. Der Sturmriese Thiassi war es, der sich in ein Adlergewand gehüllt hatte, um einen Anschlag gegen die Götter auszuführen.

Wodan und seine Gefährten waren so hungrig, daß sie in das Verlangen des Adlers willigten. Gleich darauf war das Fleisch wirklich weich; der Adler nahm sich aber als Lohn die größten und besten Stücke aus dem Kessel und wollte mit ihnen davonfliegen.

Erzürnt stieß Loki dem Adler seinen Speer in den Leib. Als er die Waffe wieder zurückziehen wollte, steckte sie so fest, daß er sie nicht herausbrachte. Der Adler aber flog auf, und Loki ward, da er den Speer nicht los ließ, von dem Adler mit durch die Lüfte getragen. Dieser flog grausamerweise so niedrig über der Erde hin, daß Loki sich fortwährend die Füße an den Felsen wund stieß, über welche der Adler seinen Flug nahm. Loki hätte gern den Speer im Stiche gelassen, wenn seine Hände nicht mit Zaubergewalt daran festgebannt gewesen wären. Da bat er endlich den Riesen, daß er ihn freigeben möge.

„Nur unter der Bedingung, daß du mir Iduna und auch die von ihr bewahrten Äpfel zuführst“, antwortete der Riese.

Wir wissen, daß Loki das Unmöglichste versprochen hätte, wenn es galt, sich aus einer schlimmen Lage zu befreien. So gelobte er auch hier, die Göttin dem Riesen zuzuführen, und gleich darauf war er frei und konnte zu seinen Genossen zurückkehren. Er hütete sich wohlweislich, ihnen zu sagen, was er dem Riesen versprochen hatte. Als aber der Tag gekommen war, an welchem er dem Riesen die Göttin bringen sollte, lockte er die arglose Iduna in einen Hain, wo es nach seiner Aussage Äpfel geben sollte, die ebenso schön, ja fast noch schöner seien als die ihrigen. Wenn sie das nicht glaube, solle sie nur ihre Äpfel mitnehmen; dann könne sie an Ort und Stelle vergleichen, ob er recht habe oder nicht.

So sprach der falsche Loki, und die harmlose Iduna glaubte seinen Worten und folgte ihm. Kaum hatte sie aber den Hain betreten, so rauschte der Riese Thiassi als Adler hernieder und entführte die Göttin samt ihren Äpfeln nach seinem Hause.

Die Folgen dieser Übeltat machten sich in Asgard sehr bald bemerkbar. Die Götter, ihrer verjüngenden Speise beraubt, wurden alt; ihr Haar ergraute, und ihr Angesicht ward fahl und voller Falten. Donar vermochte kaum noch seinen Hammer zu erfassen, und Sonne und Mond schienen so matt, daß man fürchten mußte, sie würden nächstens verlöschen.

Da rief Wodan die Götter zusammen und fragte sie, wo denn Iduna eigentlich hingeraten sei. Niemand wußte das, nur soviel ward erkundet, daß sie zuletzt mit Loki gesehen worden sei, der sie zu einem Spaziergang aufgefordert habe. Loki ward herbeigerufen und, da er durchaus nichts eingestehen wollte, mit dem Tode bedroht, wenn er nicht sofort angebe, wohin er die Göttin gebracht habe.

Von dieser Drohung eingeschüchtert, gelobte der Ungetreue,

die Göttin aufzusuchen, falls Freya ihm dazu ihr Federgewand borgen wolle. Als dies geschehen war, verwandelte er sich sogleich in einen Falken und flog nach Riesenheim. Dort traf er zum Glück Iduna allein zu Hause, denn Thiassi war auf den Fischfang gegangen. Sie war natürlich bereit, dem Befreier zu folgen, und so verwandelte Loki sie rasch in eine Nuß, die er bequem im Fluge durch die Lüfte tragen konnte.

Kurze Zeit darauf kam Thiassi nach Hause. Als er die Flucht Idunas bemerkte, hüllte er sich sogleich in sein Adlerkleid und eilte hinter den Flüchtlingen her.

Die Götter standen unterdessen auf den Zinnen Walhalls und schauten voller Erwartung nach Loki aus. Als sie den Falken und den ihn verfolgenden Adler sahen, wußten sie sogleich, wer die beiden Vögel seien. Schnell richteten sie vor den Toren Walhalls einen riesigen Scheiterhaufen aus Hobelspänen auf und entzündeten denselben in dem Augenblick, als Loki mit seiner Beute glücklich das Innere des Burghofes erreicht hatte. Thiassi, der Adler, schoß in solch rasendem Fluge hinter Loki drein, daß er dem emporlodernden Feuer nicht schnell genug ausweichen konnte. Die Flammen sengten ihm die Flügel so sehr, daß er ächzend niederstürzte. Die Götter fingen ihn ein, und Donar streckte ihn mit einem Schlage seines Hammers nieder.

Iduna spendete nun von neuem den Göttern ihre kostbare Speise, und bald erstrahlten sie alle wieder in jugendlicher Schöne.

Fast gleichzeitig mit Baldurs Tod betraf Iduna ein neues Unheil, das die Götter wieder in schwere Besorgnis versetzte.

Iduna bewohnte mit ihrem Gemahl einen herrlichen Palast, der bis in den Gipfel der Weltesche hineinragte. Eines Tages fiel nun Iduna von dem Weltenbaume herab und zwar bis in einen finsteren Raum unter dem Stamm, welcher den Töchtern des Nachtriesen Nörwi gehörte. Nichts war imstande, die Göttin aus dieser trostlosen Lage zu befreien. Da es sehr kalt dort unten war, schickten ihr die Götter ein Wolfsfell, in das sie sich hüllen konnte. Wodan sandte auch drei Boten hinab, den Himmelswächter Heimdall, Loki und Bragi, den Gemahl Idunas.

Diese sollten sie befragen, ob sie wisse, was für Unheil ihr Herabfallen von dem Weltenbaume den Göttern bringen könnte.

Iduna aber war stumm vor Schmerz. Sie weinte nur und konnte den Sendboten keine Auskunft geben. Heimdall und Loki kehrten unverrichteter Sache nach Asgard heim, Bragi blieb jedoch bei der Trauernden zurück.

So war nun Iduna gleich Baldur den Göttern für immer verloren. Dieser neue Schlag vermehrte ihre trübe Stimmung, und das dumpfe Gefühl bemächtigte sich ihrer, daß die Stunde des Verderbens unaufhaltsam näher rücke.

Hellia

Hellia (nordisch Hel), die Göttin der Unterwelt, war die Tochter Lokis und einer Riesin. Ihr Reich lag tief unter den Wurzeln der Weltesche, und schauerlich waren die beiden Wege, die zu ihm hinabführten. Als Wodan sich zu der Göttin begab, um über Baldurs Schicksal Aufschluß zu erhalten, ritt er auf dem südlichen Pfade, den der grausige Höllenhund unsicher machte. Hermodur dagegen benutzte den nördlichen Weg, der so lange durch dunkle Täler führte, daß der Reiter neun Nächte brauchte, ehe er an die Eingangspforten der Unterwelt gelangte. Die Burg der Göttin hieß „Elend", ihr Saal „Eiseskälte" und die Schwelle „Einsturz". Die Schüssel, aus der Hellia speiste, hieß „Hunger", ihr Messer „Mangel", ihr Knecht „Müßiggänger", ihre Magd „Faulheit". Das Antlitz der Göttin war halb schwarz, halb menschenfarbig, ein grauenvoller Zug lagerte um ihren Mund.

In Hellias Reich gelangten zunächst die Seelen aller bösen Menschen, aber auch derjenigen, welche auf dem Krankenlager oder vor Altersschwäche gestorben waren. Sie alle mußten hier bleiben bis in alle Ewigkeit, denn Hellia gab keins ihrer Opfer wieder heraus.

Als die Germanen Christen wurden, übertrugen sie ihre Vorstellungen von Hellias Reich auf die biblische Hölle. Auch der Name „Hölle“ dürfte von der Göttin, die das düstere Reich des Todes beherrschte, abzuleiten sein.

Loki

Die bisher genannten Götter und Göttinnen (Hellia ausgenommen) waren gute, segenbringende Gewalten. Im Gegensatz zu ihnen verkörpert Loki, der Gott des wilden Feuers und der Finsternis, in der germanischen Götterwelt die bösen, unheilvollen Mächte. Loki ist der Bösewicht unter den Göttern.

Dem Riesengeschlecht entstammend, hatte er schon in frühester Zeit mit Wodan Blutsbrüderschaft getrunken. „Freunde ritzten sich in eine Ader ihrer Arme, fingen das Blut in einem Becher auf, vermischten es und tranken beide davon, wodurch ein unverbrüchlicher Verband hergestellt ward, so eng wie unter wirklichen Brüdern.“ (Dahn.)

Seitdem wurde Loki in der Gesellschaft der Götter gelitten, und er wußte sich diesen so oft gefällig zu erweisen, daß sie sich, wie wir gesehen haben, in schwierigen Lagen gern um Beistand an ihn wandten. Aber zweideutig und doppelsinnig war sein Wesen immer. So oft er den Göttern nützlich war, so oft brachte er sie auch in Schuld und Verlegenheit. Wurden sie dann manchmal ernstlich böse auf ihn, so wußte er ihren Zorn doch bald wieder zu besänftigen, sei es durch schöne Worte, sei es durch allerlei wertvolle Geschenke. Als er z. B. Sippia um ihr herrliches Haar gebracht, ersetzte er es ihr durch viel prächtigeres goldenes Haar und schenkte gleichzeitig dem beleidigten Donar, dem Gemahl Sippias, den „alles zermalmenden“ Hammer, Miölnir und Freyr das wunderbare Zauberschiff. Und während es den Anschein hatte, als ob er das begangene Unrecht

wieder gutmachen wollte, übte er neue Heimtücke aus, indem er das Gelingen des Hammers zu vereiteln suchte.

So war sein Wirken zu gleicher Zeit nützlich und schädlich. Daß es immer mehr das letztere wurde, daran waren die Götter zum großen Teile selbst schuld. Sie hatten ihn zu lange unter sich geduldet und seine Dienste zu oft in Anspruch genommen, als daß sie ihn nun so ohne weiteres abschütteln konnten. Loki ward dadurch immer kühner und verstrickte die Götter schließlich so tief in seine Schuld, daß sie das Recht verloren, ihn zu strafen. Mochten sie es noch so sehr als eine schwere, drückende Schmach empfinden, sie waren und blieben seine Mitschuldigen. Die Sage von dem Riesenbaumeister beleuchtet das Verhältnis zwischen Loki und den Göttern recht deutlich.

Eines Tages erschien bei den Göttern ein Baumeister, der sich anheischig machte, um die Götterburgen einen Wall aufzuführen, der uneinnehmbar sei. Als Belohnung dafür wollte er aber die Göttin Freya und Sonne und Mond haben.

Die Götter hätten nun fürs Leben gern den festen sicheren Burgwall gehabt; aber die holde Freya und Sonne und Mond dafür hinzugeben, das war ihnen zu viel. Da war es wieder Loki, der einen Ausweg fand. Er riet, daß man dem Baumeister die Bedingung stelle, daß er bis zum ersten Sommertage fertig werde und sich von niemand helfen lasse als von seinem Hengst Swadilfari.

Die Götter nahmen diesen Vorschlag an, und auch der Baumeister hatte nichts dagegen einzuwenden. Sofort ging er ans Werk. Wie erstaunten aber die Götter, als sie sahen, mit welcher Schnelligkeit und Kunstfertigkeit der Baumeister zu bauen verstand! Mit Hilfe seines Hengstes schleppte er riesige Erdmassen aus dem Baugrund fort und noch umfangreichere Felsblöcke herbei. Spielend baute er sie auf, und so wuchs die Mauer ordentlich zusehends in die Höhe.

Den Göttern ward bange, als sie das sahen, denn bei diesem raschen Arbeiten mußte der Bau noch vor dem festgesetzten Tage fertig werden. Was aber tun? Sie wußten sich keinen Rat; deshalb

riefen sie endlich Loki herbei, der sie erst zu dem Eingehen auf die Pläne des Baumeisters bestimmt hatte. Drei Tage fehlten noch bis zum Eintritt der Sommersonnenwende; allem Anschein nach wurde aber der Baumeister noch vor diesem Tage fertig. Freya und Sonne und Mond schienen verloren.

Da war es wieder Loki, der aus der Verlegenheit half. Als der Riese am Abend mit seinem Hengst aus dem Walde kam, lief plötzlich eine schöne, weiße Stute über den Weg. Kaum sah dies der Hengst, so riß er das Geschirr entzwei, mit dem er vor den schweren Steinwagen gespannt war, und jagte der Stute nach. Bald waren die beiden Tiere im Waldesdickicht verschwunden. Fluchend und schimpfend suchte der Riese den Wagen allein von der Stelle zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Nun eilte er in den Wald, um den Hengst wieder einzufangen; das war jedoch vergeblich. Die Zeit verstrich, ohne daß der Baumeister den Burgwall hätte vollenden können. Wutschäumend warf er die Felsblöcke wieder auseinander und stieß gegen die Götter die schrecklichsten Verwünschungen aus. Er nannte sie treulos und wortbrüchig und rief ihnen zu, daß diese Falschheit sich an ihnen rächen werde.

Das war dem Riesenfeinde Donar doch zu arg. Er ergriff seinen Hammer und schmetterte damit den Riesen zu Boden.

So hatte Loki die Götter durch seinen Rat in neue Schuld gestürzt. Immer frecher ward nun sein Auftreten. Schließlich tat er das Böse mit Absicht und versetzte nach all den bösen Streichen den Göttern den schwersten Schlag, indem er Baldur durch Hödurs Hand tötete. Auch da wagten sie es nicht, den Bösewicht gebührend zu strafen und unschädlich zu machen. Loki ging unbehelligt von dannen. Er hielt es zwar für angebracht, sich einige Zeit von den Göttern fernzuhalten; lange währte das aber nicht.

Die Götter saßen bei einem großen Festmahle, da erschien Loki plötzlich wieder unter ihnen. Wohl zeigten ihm die finsteren Blicke der Götter, daß er nicht gern gesehen war, doch er stieß sich nicht daran, sondern mahnte Wodan frech an die Blutsbrüderschaft, die sie vor alten Zeiten getrunken.

„Hältst du so deine Eide?" rief er ihm zu.

Da befahl Wodan, daß dem Gaste an der Tafel Platz gemacht werde. Mit kecker Miene ließ sich Loki nieder und trank von dem köstlichen Met, der ihm gereicht ward. Als er sich aber umschaute und auf den Gesichtern der Asen deutlich die Gefühle las, welche diese gegen ihn beseelten, da ward jeder Tropfen des genossenen Göttertrankes in ihm zu bitterer Galle. Er begann die Götter zu schmähen und schonte dabei auch nicht einen von ihnen. Wodan sei ein ganz parteiischer Siegspender und Ziu ein Krüppel, der sich nur vor dem Fenriswolf in acht nehmen solle; denn dieser lebe noch und werde den Göttern einst fürchterlich werden. Dem Freyr warf er vor, daß er sein Weib durch Gold erkauft und auch noch sein gutes Schwert dabei hingegeben habe, das er doch bei dem Weltenuntergang recht gut würde brauchen können. Den Sangesgott Bragi nannte er einen Bänkelsänger, und die übrigen Götter bedachte er mit nicht minder schmeichelhaften Bezeichnungen. All den Niederträchtigkeiten setzte er dadurch die Krone auf, daß er sich rühmte, Baldurs Tod herbeigeführt zu haben.

Sippia wollte Loki durch einen frischen Trunk besänftigen; aber er ward nur noch übermütiger und beschimpfte sie, die Holde, Reine, auf die schmählichste Weise. Zum Glück trat in diesem Augenblick Donar in den Saal. Als Loki diesen höhnisch daran erinnerte, daß sein Ende nahe sei, und daß er einst in dem Däumling des Riesenhandschuhs genächtigt habe, da griff Donar nach seinem Hammer, um den Bösewicht für immer unschädlich zu machen.

Loki zog es vor, sich so schnell als möglich zu entfernen. Im Verschwinden rief er aber dem Donnerer noch zu:

„Dir weich' ich, denn ich zweifle nicht, daß du zuschlägst. Übrigens habe ich doch einmal mein Herz so recht gründlich ausschütten können."

Mehr als er sich merken ließ, fürchtete Loki die Rache des Donnergottes. Er verbarg sich deshalb schleunigst in einem Berge und richtete sich dort eine Wohnung ein, die nach jeder Him-

melsrichtung eine Tür hatte. In diesem Schlupfwinkel saß er nun und flocht Netze.

Die Götter entdeckten aber seine Wohnung gar bald, und Wodan machte sich mit Donar und noch einigen Genossen auf, um ihn zu fangen.

Kaum sah Loki die Götter daherschleichen, so warf er das Netz, an welchem er gerade strickte, ins Feuer und schlüpfte in Gestalt eines Lachses behende in den Wasserfall, der sich in der Nähe seines Aufenthaltsortes befand.

Als die Götter in der Asche das halbverbrannte Netz fanden, kam ihnen der Gedanke, Loki könnte sich in einen Fisch verwandelt und in den nahen Wasserfall gerettet haben. Sie nahmen deshalb ein Netz und begannen nach dem Entwichenen zu suchen. Donar hielt das Netz auf der einen Seite, die übrigen Götter auf der andern; so zogen sie es nun durchs Wasser. Loki war jedoch schnell zwischen zwei Steine geschlüpft und entging auf diese Weise seinen Verfolgern. Diese waren das zweite Mal klüger und beschwerten das Netz mit einem Steine, damit es dicht auf dem Grunde hinstreiche.

Loki schwamm erst dem Netze voraus. Als es an den Wasserfall kam, schnellte er jedoch mit kühnem Schwunge über das Netz in das ruhige Wasser oberhalb des Wasserfalls zurück.

„Diesmal sollst du mir nicht wieder entkommen!" rief der Donnerer, als sie das Netz nun zum dritten Male auswarfen. Loki versuchte es, seine List zu wiederholen, Donar faßte aber mit raschem Griff nach dem Lachse und hielt ihn trotz seines Sträubens fest.

Nun brachten die Götter den Bösewicht in eine Höhle und stellten drei scharfkantige Felsstücke auf. Dann riefen sie die beiden Söhne Lokis, Wali und Närfi, herbei und verwandelten Wali in einen grimmigen Wolf, der sogleich seinen Bruder Närfi zerriß. Mit den Gedärmen des Getöteten banden sie Loki auf den Felsen und zwar so, daß das eine Felsstück unter die Schultern, das zweite unter die Hüften und das dritte unter die Kniehöhlen zu liegen kam. Die Gedärme wurden aber fester als Eisenbande.

Zuletzt holten die Götter noch eine große Schlange herbei und hingen sie so über dem Haupte des Gefesselten auf, daß das Gift, das aus ihrem Rachen floß, ihm gerade ins Gesicht träufelte. Nun kam zwar Lokis Gattin, die treue Sigyn, herbei und hielt eine Schale so unter den Kopf der Schlange, daß das Gift hineinfloß. Wenn Sigyn aber die Schale ausgießen mußte, so floß das Gift auf Lokis Antlitz herab. Dann wand er sich in den schrecklichsten Schmerzen, so daß Himmel und Erde davon erbebten. Das nannten die Menschen Erdbeben.

So muß der Missetäter schmachten bis zum Tage des Weltunterganges.

Bei der Darstellung dieser zwölf Götter und Göttinnen sind uns noch mehrere Gestalten begegnet, die teils göttlichen, teils riesischen Ursprungs sind, im Verkehr mit den Göttern aber eine mehr oder weniger große Bedeutung erlangten. Wir sahen Heimdall, den Himmelswächter, der an der Himmelsbrücke Bifröst Wache hält; an Idunas Seite lebte als ihr Gemahl Bragi, der Gott der Dichtkunst, der in Walhall oftmals seine Gesänge vortrug und Wodan Rat erteilte; Uller, der Meisterschütze, regierte in Wodans langer Abwesenheit an Frickas Seite; Hermodur unternahm, um Baldur zu retten, den neuntägigen Ritt nach der Unterwelt; Widar, der tapfere Wodanssohn, rächte beim Weltenuntergang den Göttervater u. a. m. Eine Gestalt, die mehr der nordischen Sagenwelt angehört, ist Ägir, der Gott des Meeres. Da er in veränderter Gestalt auch in den südgermanischen Sagen auftaucht, sei seiner schließlich noch etwas ausführlicher gedacht.

Auf einer Insel hoch im Norden hauste er als mächtigster aller Wassergeister und regierte das sturmbewegte Meer. Zu ihm flehten die Schiffer, wenn sie in den hochgehenden Wogen unterzugehen drohten, und sie gelobten ihm die köstlichsten Opfer, wenn er sie retten würde. Er half ihnen aber nicht immer, denn sein Sinn war eher grausam als menschenfreundlich. Ebenso schrecklich waltete sein Weib, Ran, die Rafferin, die alle im Meere

Ertrinkenden in die Tiefe hinabzog, wobei die neun Töchter, die das Ehepaar besaß, hilfreiche Hand leisteten. Auf den friesischen Inseln gehen noch heute schaurige Sagen um, die von dem unheimlichen Walten des „Meergreises" berichten.

Die Götter kehrten gern als Gäste in Ägirs Halle ein, denn er vermochte sie immer wohl mit Speis und Trank zu bewirten. Nach einer nordischen Sage weigerte er sich aber doch einmal, sie gastlich aufzunehmen, weil er keinen Kessel habe, der groß genug sei, um Met für sie zu bereiten. Als Donar hörte, daß der Riese Hymir einen solchen Kessel besitze, machte er sich sofort auf den Weg, um ihn herbeizuschaffen. Auf der Fahrt zu Hymir erlebte er nun alle die Abenteuer, die wir bereits kennen*). Nur kehrte er nicht nach Asgard zurück, ohne den erwünschten Kessel mitzubringen.

Bei einem Mahle in Ägirs Halle kurz nach Baldurs Tod war es auch, wo Loki sich dreist zu den Göttern gesellte und sie durch höhnende Reden schwer beleidigte. Damit war aber für ihn das Maß voll geworden. Jetzt endlich entschlossen sich die Götter, den Bösewicht unschädlich zu machen, und damit war der erste Schritt getan, der den Stein ins Rollen brachte und das Verhängnis über die ganze Götterwelt hereinbrechen ließ.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was bisher über die religiösen Anschauungen unsrer Vorfahren gesagt worden ist.

Die Grundlage ihres Götterglaubens bildete eine wahrhaft großartige und tiefsinnige Naturanschauung. Sie liebten die Natur und beobachteten sie mit innigem Verständnis. Dabei ward ihnen klar, daß die Schöpfung nicht Menschenwerk sein konnte. Eine höhere Macht mußte es sein, die dies alles geschaffen hatte und nun die Welt und das Leben des einzelnen Menschen lenkte. Sie bemühten sich, diese Macht zu erkennen, aber den Gedanken eines einigen Gottes vermochten sie noch

*) Donar bei dem Riesen Hymir (Seite 71 ff.).

nicht zu fassen. Die verschiedenartigen Äußerungen dieser weltregierenden Macht brachten sie vielmehr auf den Gedanken, mehrere solcher Gewalten anzunehmen. Sie schufen sich also ihre Gottheiten nach den Erscheinungen der Natur. Anfangs waren diese Götter rein und ohne Fehl. Sie lebten im Stande der Unschuld und hatten keine Ahnung von dem Werte des Goldes. Hatte doch Muspelheims Feuersglut solche Unmasse davon ausgeworfen, daß die Götter damit schalten und walten konnten, als sei es Sand am Meere. Dies war das sogenannte goldene Zeitalter.

Es kam aber die Zeit, in der das Gold zu Ende ging. Bestürzt gaben die Götter den Auftrag, daß in und auf der Erde nach Golde gesucht werde, damit kein Mangel daran eintrete. Als dies die Menschen gewahr wurden, begannen sie gleichfalls nach Golde zu suchen. Darüber erzürnten sich die Götter so sehr, daß sie den Menschen Krieg ansagten. Sie wollten verhüten, daß der Menschen Sinn durch das Trachten nach Gold verdorben würde, und wurden nicht gewahr, daß sie selbst schon von dieser Sucht ergriffen waren.

Auf die Kriegserklärung Wodans nahmen die Wanen den Kampf mit den Göttern auf. Wir wissen, daß die Kämpfenden bald Frieden schlossen, aber der Mord um des Goldes willen war durch die Götter in die Welt gekommen, und dadurch nahm das schuldlose oder goldene Zeitalter sein Ende.

Der ersten Schuld folgte bald die zweite, und Loki, der Götterfeind, war eifrig bemüht, die Götter in immer neue Vergehen zu verstricken. Konnte es auch anders sein? Nach menschlichem Bilde waren die germanischen Götter geschaffen; so hafteten ihnen auch menschliche Schwächen an, und sie führten schließlich ein Dasein wie sündige Menschenkinder.

Das konnte aber nach dem innersten Empfinden der Germanen nicht das Rechte sein. Sie stellten nun das allgewaltige Schicksal noch über die Götter und machten sie demselben untertan. Dadurch ward jedoch die Schuld der Götter nicht gesühnt. Nach dem unerbittlichen Gerechtigkeitsgefühl der Germanen durfte aber eine Schuld nicht ohne Sühne bleiben. Nun blieb ihnen

kein anderer Ausweg. Die Götter waren schuldig, sie konnten nicht mehr als die Ideale alles Hohen und Edlen gelten: folglich mußten sie untergehen. Das Gewissen unsrer Vorfahren fand keine andre Lösung des Zwiespalts zwischen ihren sittlichen und religiösen Anschauungen.

Wie liebten sie ihre Götter, das herrliche Leben in Walhall und all die Wonnen, welche ihnen ihre Einbildungskraft bei dem Gedanken an ihren Götterhimmel vorzauberte! Aber ihre Sittenstrenge war größer als die leidenschaftlichen Gefühle ihres Herzens. Mit tiefem Weh, aber ohne zu wanken, opferten sie die ganze Götterwelt ihren sittlichen Anschauungen, und darin liegt die hohe Bedeutung der Götterdämmerung. „Sie ist eine unerreicht großartige sittliche Tat des Germanentums; sie ist das teuerste aller Opfer und unerreicht von allen andern Völkern.“ (Dahn.)

Dritter Teil

Die Götterdämmerung

Wie ein großartiges Trauerspiel zieht das Leben und das Ende der alten Germanengötter an uns vorüber. Durch eigenes Verschulden waren sie aus dem Zustande der Unschuld und Reinheit in die Sünde gefallen, und das goldene Zeitalter war für sie unwiederbringlich dahin.

Es stellten sich nun auch allerhand Zeichen ein, welche auf das Nahen des Weltenunterganges hindeuteten. Die Götter verstanden diese Zeichen; sie bemühten sich auch, durch Bekämpfung der weltfeindlichen Riesen das Verhängnis aufzuhalten. Da sie aber dabei oft neue Schuld auf sich luden, so sank die Wagschale immer mehr zu ihren Ungunsten. Wie sie den Baumeister, der ihnen den Burgwall baute, um seinen Lohn betrogen, so brachten sie den Fenriswolf durch Hinterlist in ihre Gewalt. Und wieviel Schuld trugen sie nicht an den Taten Lokis! Daß dieser sich immer frecher gebärdete, mußten sie als Strafe dafür hinnehmen, daß sie seinen unlauteren Beistand so oft in Anspruch genommen hatten. Baldurs Tod und Idunas Hinabfallen von der Weltesche waren die ersten Zeichen, welche den Göttern sagten, daß sie ihrem Schicksal nicht mehr entrinnen konnten.

Mit ihrer Gemütsruhe war es jetzt vorbei. Ihr Gewissen sagte ihnen, daß sie das drohende Unglück selbst verschuldet hatten. Und wenn sie auch die Verheißung empfangen hatten, daß dem Untergang ein Auferstehen zu schönerem Leben folgen werde, so war das zwar ein Trost, aber die vorhergehende Vernichtung konnte ihnen nicht erspart bleiben.

Und wie bei den Göttern, so war es auch bei den Menschen. Die Unsittlichkeit nahm zu und wuchs endlich so riesengroß, daß „das Laster das Alltägliche" ward. Gesprengt waren „die Bande frommer Scheu", der Bruder mordete den Bruder, Mord, Ehebruch und Diebstahl waren nichts Übles, und der Sinn für Recht und Wahrheit schwand immer mehr. Wie die Menschen in sittlichen Verfall gerieten, so ereignete sich auch in der Natur Schauerliches. Drei harte, kalte Winter folgten einander, ohne daß ein Sommer dazwischen gekommen wäre (Fimbulwinter). Die Erde erstarrte in Schnee und Eis, und kalte Winde jagten darüber hin, denn der auf der Weltesche in Adlergestalt sitzende Sturmriese schlug unablässig mit den Flügeln. Sonne und Mond erblaßten, weil die sie verfolgenden Wölfe sie zu verschlingen drohten. Und endlich trat auch ein Zeichen ein, von dem die Götter wußten, daß es den Anfang der großen Weltenzerstörung anzeigen würde: das Totenschiff war fertig!

Dieses Schiff wurde aus den Finger- und Zehennägeln gebaut, welche den Toten aus irgendwelchem Grunde nicht abgeschnitten worden waren. Dieses Schiff sollte so groß werden, daß einer, der ins Takelwerk als Knabe hinaufstieg, so viele Jahre zu klettern hatte, daß er erst als uralter Mann auf der andern Seite wieder herunterkam. Da nun Göttern und Menschen sehr daran gelegen sein mußte, daß dieses Schiff nie fertig wurde, so war es bei den Germanen strenges Gesetz, daß den Toten die Nägel abgeschnitten wurden. Viele Toten blieben allerdings unbestattet, weil sie auf dem Schlachtfelde blieben oder verunglückten. Diese waren es, welche die Nägel zu dem Totenschiff lieferten.

Trotzdem mußte eine unendlich lange Zeit vergehen, ehe das Schiff fertig werden konnte. Jetzt war es vollendet.

Wie wird sich nun der Weltenuntergang vollziehen?

Die Frostriesen besteigen das Totenschiff, um auf demselben an dem Weltenkampfe teilzunehmen. Thrym, ihr König, steht am Steuer und leitet das Schiff selbst.

Loki, der schon unablässig an seinen Ketten gerüttelt, sieht diese Vorgänge und bäumt sich in wildem Zorne auf, um sich

von den Fesseln zu befreien. Und es gelingt ihm. Ein fürchterlich gellendes Lachen erschüttert die Luft — Loki ist frei!

Und ihm schließt sich seine scheußliche Brut an. Die Midgardschlange kommt hervor aus der See und stößt ein entsetzliches Geheul aus. Mit ihrem Körper schlägt sie die Wellen so stark, daß die Wasser aus den Ufern treten und alle Lande überschwemmen.

Der Fenriswolf endlich reißt sich, als er die götterfeindlichen Elemente sich erheben sieht, von den Banden los, die ihn fesseln, und zerbeißt das Schwert, mit dem ihm die Götter den Rachen auseinandergesperrt haben. Weit umher fliegen die Stücke des Schwertes, und schwarzes Blut spritzt hinter ihnen drein.

Loki holt die Riesen Hellias aus der Unterwelt herbei, und von Muspelheim her kommen die Feuerriesen, von dem rotglänzenden Surtur geleitet, der an Muspelheims Pforten bisher Wache gehalten.

Während so alle Mächte, die den Göttern feindlich gesinnt waren, sich rüsten, um die Asen zu vernichten, ruhen diese in seligem Schlummer, nicht ahnend, wie nahe ihnen das Verhängnis ist.

Aber einer wacht! Heimdall, der Himmelswächter, der in weite Fernen sehen und auch da noch das leiseste Geräusch vernehmen kann, hat die drohende Gefahr bemerkt. Er stößt in sein mächtiges Horn und ruft die Götter zum Kampfe herbei. Erschreckt kommen diese zum Vorschein und greifen zu den Waffen, um den Feind gebührend zu empfangen.

Wodan wirft sich schnell auf sein Roß und eilt nach dem Brunnen Mimirs, um sich Rat zu holen. Nachdem er angehört, was Mimir zu berichten wußte, jagt er zurück, um die Götter in den Kampf zu führen. Sie harren seiner schon, wohlgerüstet und bereit, ihm in den Tod zu folgen. Und mit tiefem Weh im Herzen, aber stolz das Haupt erhebend, das mit dem goldenen Strahlenhelm bedeckt ist, setzt sich Wodan an die Spitze der Seinen. In seiner Hand hält er den Speer Gungnir zum Wurfe bereit, und um sein Haupt schweben, ihm Kunde zurau-

nend, seine beiden Raben. Dem Göttervater folgt zunächst Donar, den todbringenden Hammer schwingend, dann Ziu, der einhändige Gott des Krieges, hierauf kommen die andern Asen. Und sie ziehen hinaus auf die große Ebene Wigrid (Kriegsritt), wo die Entscheidungsschlacht geschlagen werden soll.

Die Götter haben nicht lange auf die Feinde zu warten. Von allen Seiten kommen sie herbei: von Osten die Reifriesen, von Norden Loki mit den Riesen der Unterwelt und von Süden Surtur mit seinen Feuerriesen.

Bisher konnte außer den Göttern niemand die Brücke Bifröst überschreiten, denn ihr mittelster, roter Streifen brannte in hellem Feuer. Die Feuerriesen stört aber das Feuer nicht; furchtlos reiten sie auf die Brücke. Unter dem Stampfen ihrer Rosse bricht jedoch das leichte Bauwerk zusammen, und der Himmel stürzt ein. Dumpfes Geschrei und Wehklagen tönt von der Erde herauf.

Die Riesen gehen nun zum Angriff über. Allen voran stürzt der Fenriswolf auf die Götter los, die, von den Einheriern umgeben, den Feind erwarten. Wodan will dem scheußlichen Tiere mit seinem Speer den Garaus machen; ehe er aber zum Wurf kommt, hat ihn der Wolf verschlungen. Mit Entsetzen gewahren die übrigen Götter diese Tat. Da springt Widar, ein Sohn Wodans, auf den Wolf zu, faßt das Scheusal am Rachen und stemmt seinen Fuß auf den Unterkiefer desselben. Nun ergreift er mit beiden Händen den Oberkiefer und reißt so heftig daran, daß der Rachen und mit ihm das ganze Tier mitten voneinander reißt.

Donar wählt sich die Midgardschlange, seine alte Feindin, als Opfer aus. Mit voller Kraft schleudert er seinen Hammer auf das Ungetüm, und diesmal trifft er sie tödlich. Wild bäumt sie sich noch einmal auf, dann sinkt sie tot nieder. Aber der Gifthauch, den sie dabei ausstößt, wird ihrem Feinde tödlich. Neun Schritte tritt Donar zurück, dann fällt er entseelt zu Boden.

Ziu kämpft verzweifelt mit dem Höllenhund und tötet ihn; die Wunde, die er von dem Tier erhalten, läßt jedoch auch ihn nach wenigen Augenblicken tot zu Boden fallen.

Freyr bereut es nun bitter, daß er sein gutes Schwert dem Skirnir abgetreten. Er kämpft zwar äußerst tapfer, wird aber von dem Feuerriesen Surtur getötet.

Dem fürchterlichen Loki hat sich Heimdall, der Himmelswächter, entgegengeworfen, und sie kämpfen beide mit unglaublichem Heldenmute, aber keiner wird des andern Herr, bis sie sich gegenseitig die Waffen in den Leib rennen und beide fallen.

Und wie die Führer, so kämpfen auch die beiden Heere gegeneinander. Auf der einen Seite die Einherier, die mit stolzer Freude in den sichern Tod gehen, auf der andern die Riesen und was sich ihnen kämpfend angeschlossen. Ein allgemeiner Vernichtungskampf ist entbrannt.

Da schleudert Surtur Feuerbrände ins Weltall; der Himmel geht in Flammen auf und verschwindet; die Sterne fallen vom Himmel, und Sonne und Mond werden von den Wölfen verschlungen, die ihnen schon seit dem ersten Tage auf den Fersen waren. In den Wogen des Flammenmeeres stirbt alles, was nicht im Kampfe Vernichtung gefunden, die Walküren, Zwerge, Elben und auch die Menschen. Und die Erde sinkt unter, und das Weltall verbrennt — „ein ungeheures Brandopfer sittlicher Läuterung".

Neues Leben

„Die alte Welt und der alte Himmel sind in Feuer und Rauch untergegangen. Aber den Gedanken der völligen Vernichtung vermag das religiöse Bewußtsein nicht zu ertragen: es findet darin keine Versöhnung; deshalb hat es an die Weltvernichtung ein paradiesisches Nachspiel von harmonischer Verklärung gefügt. Aus der Asche, in welcher die alte, schuldbewußte Welt versunken, hebt sich nämlich, verjüngt und makelfrei, eine neue

Welt, eine neue Erde.“ (Dahn.) Und — fügen wir hinzu — auch ein neuer Glaube!

Der Winter der Götterdämmerung ist einem ewigen Frühling gewichen; die Riesenwelt mit ihren unheilvollen Wesen ist verschwunden, und eitel Friede und Freude herrscht allenthalben. Ein Höherer lenkt nun die Geschicke der Welt, und jung und frisch ersteht sie aufs neue in nie gekannter Pracht. Ein neuer Himmel wölbt sich über der Erde, und neue, herrliche Sterne strahlen vom Himmel herab. Eine Tochter der alten, untergegangenen Sonne leuchtet nun am Himmelszelt und weckt neues Leben überall.

Sommer und Winter folgen einander friedlich, und Licht und Finsternis liegen nicht mehr im Kampf miteinander.

Und auch ein Menschenpaar ist durch ein Wunder beim Weltenuntergang verschont geblieben. In den Zweigen der Weltesche, die vom Feuer wohl umtost, aber nicht vernichtet wurde, hatten sich Lif (Leben) und Lifthrasir (Lebensmut) gerettet. Von ihnen stammt das neue Menschengeschlecht.

In den lichten Himmelshöhen glänzt aber ein neuer, viel herrlicherer Saal, als Walhall einst gewesen. Dorthin kommen die Guten, wenn sie zu ewiger Seligkeit eingehen, während die Bösen, nach wie vor, in die Unterwelt in die ewige Finsternis gehen müssen.

In jenem herrlichen Saale wohnt auch Baldur, der unvergeßliche Liebling der Götter, der fern von dem Getöse des Weltunterganges im Totenreiche auf seine Auferstehung wartete. Bei ihm sind sein unfreiwilliger Mörder Hödur und auch Widar, der Rächer Wodans, und Wali, Widars Bruder, ebenso die beiden Söhne Donars, Modi und Magni, die den Hammer des Vaters geerbt haben. In Baldur, dem reinen, fleckenlosen Gotte, der ohne Schuld in den Tod gehen mußte, ahnten unsre Vorfahren den Weltheiland voraus, der eine neue Herrschaft, die Herrschaft der Liebe, auf dieser Erde aufrichten würde.

Deutsche Heldensagen

Wieland der Schmied

Der Riese Wate, ein Sohn des in grauer Vorzeit an der Ostsee herrschenden Königs Wilkinus und der Meerfrau Waghilde, wollte nicht, daß sein Sohn Wieland sich dem rauhen Kriegshandwerk widmete, deshalb gab er ihn schon als Knaben zu dem Zwerg Mime in die Lehre und später zu zwei anderen Zwergen, die noch besser als Mime das Schmieden von Waffen, Helmen und Panzern verstanden und Meister in der Herstellung von kunstvollen Geschmeiden und Schmuckgegenständen aus Gold und Edelsteinen waren. Wieland war so gelehrig, daß er schließlich seine Lehrmeister an Kunstfertigkeit übertraf. Darüber wurden die Zwerge so neidisch, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. Als Wieland dies erkannte, schlug er ihnen kurz entschlossen die Köpfe ab, nahm die in der Schmiedewerkstatt vorhandenen Werkzeuge und Schätze mit und begab sich in der Richtung nach Norden auf die Wanderschaft. Nach etlichen Tagen kam er ans Meer. Um auf diesem seine Fahrt fortsetzen zu können, fällte er einen riesigen Baum und höhlte ihn aus, so daß darin ein Raum entstand, in dem er samt seinen Schätzen und Werkzeugen Platz fand. Als er das so entstandene Fahrzeug gegen das Eindringen des Wassers geschützt und es hinab in die Fluten geschleppt hatte,. barg er sich darin und setzte es in Bewegung. Die Meereswogen trugen ihn alsobald von dannen.

Nach achtzehn Tagen trieb das wunderliche Fahrzeug an der Küste von Jütland an, wo es von einigen Bewohnern auf den

Strand gezogen wurde in dem Wahne, daß es nur ein riesengroßer Baumstamm sei, der von geschickten Händen schön zugehauen war. Sie staunten nicht wenig, als ein Mensch daraus hervortrat, der gar schmuck und stattlich anzusehen war. In ihrem Schrecken riefen sie König Neiding, den Beherrscher des Landes, herbei, und dieser gestattete dem Fremdling, sich im Lande niederzulassen. Er nahm ihn sogar nach kurzer Zeit in seine Dienste, da er sich wohlgesittet und sehr anstellig erwies. So mußte er drei kostbare Messer, die der König bei Tafel brauchte, waschen und putzen. Eines Tages fiel ihm dabei eins ins Meer, und zwar so tief, daß er es nicht wieder herausholen konnte. In seiner Angst ging er zu dem Schmied Amelias, der für den König arbeitete, und wollte ihn bitten, ihm ein Messer wie das verlorene zu schmieden. Amelias war aber mit seinen Gesellen eben zum Mittagessen gegangen. Da machte sich Wieland rasch selber ans Werk, und ehe noch Amelias zurückkam, war in seiner Werkstatt das Messer fertig geworden und Wieland verschwunden.

Bei der nächsten Mahlzeit geschah es, daß der König ahnungslos das neue Messer nahm, um ein Stück Brot zu zerschneiden. Wie staunte er, als das Messer nicht bloß durch das Brot, sondern auch noch ein großes Stück in den Tisch fuhr! Amelias wollte auf des Königs Frage zwar behaupten, daß er dieses Messer gefertigt habe, doch der König glaubte das nicht, er erriet vielmehr, daß Wieland es getan und so mußte dieser die Wahrheit bekennen. Erzürnt über den plötzlich entdeckten Nebenbuhler verlangte Amelias, daß durch einen Wettstreit entschieden werde, wer von ihnen der geschicktere Schmied sei. Wieland solle ein Schwert schmieden, und er, Amelias, wolle eine volle Rüstung anfertigen. Wenn Wielands Schwert vermöge, diese Panzerrüstung zu durchschneiden, dann dürfe er ihm das Haupt abschlagen; wenn nicht, dann sei Wielands Kopf ihm verfallen. Ein Jahr sei jedem zur Arbeit Frist gegeben. Wieland ging darauf ein und Amelias begab sich sofort mit seinen Gesellen ans Werk.

Wieland hatte es nicht so eilig. Es verging ein halbes Jahr und er machte noch keine Anstalten, die Arbeit zu beginnen. Besorgt fragte ihn der König, wie er denn die Wette gewinnen wolle, wenn er so lange zögere. Da ging er endlich hinab an den Meeresstrand, wo er nach seiner Landung in aller Heimlichkeit seine Werkzeuge und Schätze in der Erde vergraben hatte. Wie erschrak er aber, als er jetzt entdecken mußte, daß nichts davon mehr vorhanden war. Gestohlen war alles! Wer konnte aber der Dieb gewesen sein? Bei längerem Nachdenken entsann er sich, daß damals, als er sein Eigentum unbeobachtet in Sicherheit zu bringen suchte, danach in der Nähe ihm doch ein Mann begegnet war. Nur der konnte der Dieb gewesen sein.

Als Wieland dem König seinen Verlust mitteilte, ließ dieser sofort alle seine Mannen zusammen rufen, damit Wieland den Missetäter herausfinden sollte. Keiner glich aber dem, den Wieland damals gesehen hatte. Da wurde der König ärgerlich und schalt Wieland einen Toren, der ihn zum Narren halten möchte. Darauf fertigte Wieland im geheimen das Bild eines Mannes an, das einen lebenden Menschen ganz täuschend darstellte; er gab ihm sogar natürliche Haare. Dieses Standbild trug er eines Abends in des Königs Haus und stellte es an der Schlafkammertür auf. Als der König bald darauf zu Bett gehen wollte, sah er an der Kammertür das Standbild stehen. Da rief er erfreut: „Willkommen, Freund Regin! Bist du aus Schweden zurück? Wann kamst du denn?“

Das Bild antwortete aber nicht. Wieland jedoch erklärte dem König, das sei das in Erz geschaffene Bild des Mannes, der ihm seine Habe gestohlen hätte. Dem König erschien das ja anfangs unglaublich, als aber Regin aus Schweden zurückkehrte und gestehen mußte, daß er der Übeltäter war, säumte der König auch nicht, die Vorwürfe zurückzunehmen, die er Wieland gemacht.

Der König hatte für Wieland ein Haus bauen lassen, in dem er das Schwert für die Wette schmieden konnte. Endlich ging er ans Werk und nach sieben Tagen war ein Schwert

fertig, das dem König Neiding außerordentlich gefiel. Wieland hielt es in die Strömung eines Flusses und ließ eine Wollflocke, die einen Fuß dick war, dagegen treiben. Diese wurde von der scharfen Schneide sofort glatt durchschnitten. Der König wollte das Schwert sogleich für sich behalten, doch Wieland sagte, es müßte noch viel besser werden. Er zerfeilte es in feine Späne und gab diese, mit Mehl gemischt, Gänsen zu fressen. Aus dem Kote der Tiere entfernte er alles, was nicht Metall war, und fertigte aus dem Übriggebliebenen ein neues Schwert, das eine Wollflocke, die noch einmal so dick war, mit größter Leichtigkeit durchschnitt. Da ihm auch dieses Schwert noch nicht gut genug war, zerfeilte er es noch einmal und tat genau so wie am vorigen Male. Das nun entstandene Schwert, das nicht so groß wie die ersten, aber äußerst kunstvoll gearbeitet und mit Gold verziert war, übertraf alles, was der König bisher gesehen. Er wollte es gleich mit sich nehmen, doch Wieland sagte, er müsse erst noch Scheide und Gehänge dazu anfertigen.

Als der König gegangen war, barg Wieland das Schwert, das er Mimung nannte, sofort unter seinen Herd und schmiedete ein anderes, das diesem äußerlich ganz ähnlich, aber lange nicht so gut war. Dies bestimmte er für den König.

Endlich kam der Tag, an dem die Wette ausgetragen werden sollte. Amelias zeigte sich schon am Morgen auf der Straße, angetan mit seiner Rüstung, die doppelt so stark war wie man sie sonst arbeitete. Der Sieg schien ihm sicher zu sein. Nach dem Mittagessen sollte auf einem freien Platze die Prüfung der Waffen stattfinden. Amelias nahm, den dicken Helm auf dem Kopfe, auf einem Stuhle Platz und Wieland, der rasch sein gutes Schwert Mimung herbei geholt hatte, trat hinter den Stuhl und legte die Klinge, ohne zu drücken, auf den Helm auf. Dabei fragte er den Gegner, ob er etwas spüre. Doch dieser rief hochmütig, er solle nur kräftig zuschlagen, er würde sonst nichts merken. Da drückte Wieland auf das Schwert und dieses durchschnitt den Helm und das Haupt und fuhr durch Panzer und Brust bis an die Hüften. Als Wieland wieder fragte, ob er nichts spüre, antwortete Amelias, es sei, als ob kaltes Wasser über ihn rinne. „Schüttele dich, dann weißt du es!" rief da Wieland. Als sich aber Amelias schüttelte, fiel er in zwei Hälften gespalten vom Stuhle herab.

Als der König nun das Schwert verlangte, lief Wieland unter dem Vorwand, erst Scheide und Gehänge holen zu müssen, schnell in seine Werkstatt, verbarg Mimung unter seinem Herde und brachte dem König das andere Schwert. Von Stund an galt er weit und breit als der berühmteste aller Schmiede und er ward nicht müde, für König Neiding Waffen und kostbare Kleinode aller Art zu schmieden.

Einige Jahre später ward dem König Krieg angesagt und er zog mit allen seinen Mannen dem Feinde entgegen. Als er ihn fast erreicht hatte, bemerkte er, daß er seinen Siegstein zu Hause gelassen hatte. Der Besitz eines solches Steines sollte nämlich seinem Inhaber bestimmt den Sieg sichern. Trotzdem der König dem, der ihm den Stein vor Tagesanbruch herbeischaffte, die Hälfte seines Reiches und die Hand seiner Tochter Badhilde versprach, wollte niemand diesen Auftrag übernehmen, bis sich Wieland endlich von dem König dazu bestimmen ließ. Auf seinem Hengst Skemming, der schnell wie ein Vogel war, führte er den Auftrag noch vor Ablauf der gestellten Frist aus. Als er in die Nähe des Lagers zurück kam, sah er den Truchseß des Königs mit sechs Männern ihm entgegenreiten. Als ihm der Truchseß aber zumutete, daß er ihm für reichlich Gold und Silber den Siegstein überlassen solle, damit er, der Truchseß, ihn dem König überbringe, da rief Wieland:

„Warum hast du ihn nicht selber geholt? Von mir bekommst du ihn nicht."

Darauf der Truchseß:

„Glaubst du denn, daß der König dir, einem gemeinen Schmied, seine Tochter geben wird, um die schon so viele edle Ritter vergeblich gefreit haben? Her mit dem Stein! Vorwärts, ihr Mannen, er soll Stein und Leben zugleich verlieren!"

Im Nu war Wieland umringt, aber er zog sein gutes

Schwert und spaltete dem Truchseß wie einst Amelias Helm und Haupt mit einem Schlage, so daß er tot vom Pferde sank. Da ergriffen die andern schleunigst die Flucht.

Als Wieland nun dem König den Siegstein überreichte, mußte er auch berichten, was soeben geschehen war. Da vergaß der König alle Dankbarkeit und überschüttete Wieland mit den heftigsten Vorwürfen. Ja, er verbannte ihn aus seiner Nähe und drohte ihm, daß er ihn würde aufhängen lassen wie einen Dieb, wenn er sich wieder zeige. Wieland aber sprach zu ihm:

„Ich weiß wohl, warum du mich so behandelst: du willst nicht halten, was du mir versprochen hast. Mich ärgert das nicht weiter, aber die Untreue, die du jetzt an mir begehst, wird sich an dir noch rächen."

Damit wandte er sich und ging von dannen, niemand wußte, wohin. Der König aber besiegte noch an diesem Tage seine Feinde und kehrte dann in sein Land zurück.

In einem Tale, Wolfstal geheißen, lebten Eigil und Slagfinder, die beiden Brüder Wielands. Dorthin wandte der Verbannte seine Schritte, als König Neiding ihn verstieß, denn in der Einsamkeit dieses Tales wußte er sich sicher vor der Begegnung mit den Menschen, die ihm so viel Leid angetan. Er baute sich ein Haus und richtete sich eine Werkstätte ein, denn ohne Arbeit konnte er nicht leben. Hier arbeitete er nun fleißig und schuf kostbare Waffen aller Arten. Eines Tages wollte er mit seinen Brüdern an den Ufern des nahen Wolfssees jagen, da sahen sie im Grase drei Schwanenhemden liegen. Und als sie näher kamen, erblickten sie, im See badend, drei wunderschöne Jungfrauen. Das mußten Walküren sein, Dienerinnen Wodans und Genossinnen Freyas. Rasch nahmen die drei Brüder die Schwanenhemden an sich und verbargen sie so gut, daß die holden Jungfrauen sie nicht finden konnten, als sie den Wogen des Sees entstiegen. Ihr Schrecken war unbeschreiblich, denn nun mußten sie in Menschengestalt auf der Erde bleiben und den Männern, die ihr Schwanengewand geraubt, als Gattinnen in ihre Behausungen folgen.

Die drei Jungfrauen hatten aber ihr Schicksal nicht zu bereuen, denn sie lebten mit ihren Männern sehr glücklich. Namentlich Wielands Frau, die liebliche Allweiß, fühlte sich an der Seite ihres Gatten unendlich glücklich, denn er liebte sie zärtlich und bereitete ihr ein Leben, wie sie es sich nicht angenehmer wünschen konnte. Eines Tages gab sie ihm einen kostbaren Ring, der große Zauberkraft besaß. Dabei sagte sie zu ihm:

„Wenn ich einst mein Schwanenhemd wiederfinden und mich dann das Verlangen überwältigen sollte, dich zu verlassen, so wird mich dieser Ring hoffentlich davon zurückhalten."

Wieland nahm den Ring und schmiedete sofort eine große Anzahl Ringe, die diesem ganz ähnlich waren. Als es siebenhundert waren, reihte er sie mit dem echten auf eine Bastschnur, die er an der Decke seiner Wohnung aufhing. Jeden Abend zählte er, ob sie noch alle da waren.

So vergingen acht Jahre, in denen sich die drei Ehepaare eines ungetrübten Glückes erfreuten. Im neunten Jahre wollte es der Zufall, daß die Frauen, während ihre Männer auf der Jagd waren, ihre Schwanengewänder auffanden. Als sie diese erblickten, war es um ihre Ruhe geschehen. Die Erinnerung an die herrliche Zeit, da sie als Walküren Wodan dienen durften, ward so mächtig in ihnen, daß sie ihr Verlangen, nach Walhall zurückzukehren, nicht zu zügeln vermochten. Sie schlüpften in ihre Schwanenkleider und flogen von dannen. Welcher Schreck für die Männer, als sie ermüdet heimkehrten und ihre Häuser verlassen fanden! So sehr sie überall suchten, die drei Frauen waren und blieben verschwunden. Alsbald machten sich Eigil und Slagfinder auf, um die Verlorenen zu suchen. Wieland schloß sich ihnen nicht an. Er vertraute der Liebe seiner Frau und der Zauberkraft des Ringes so sehr, daß er daheim blieb, um die Rückkehr der Geliebten zu erwarten. Fleißig arbeitete er in seiner Werkstatt und zählte am Abend die Ringe. Allweiß mußte ja kommen, sie wußte doch, wie er sie liebte und wie unentbehrlich sie ihm war. So dachte er — aber es verging ein Tag nach dem andern und sie kam nicht. Tiefe Traurigkeit

zog da in sein Herz ein, die Hoffnung gab er darum aber noch nicht auf.

Eines Abends, als er jagen gegangen war, erschien plötzlich König Neiding mit etlichen Mannen vor Wielands Haus. Als sie es leer fanden, gingen sie hinein und der König fand, als er drinnen Umschau hielt, die Schnur mit den Ringen. Obgleich einer wie der andere aussah, gefiel ihm doch nur der eine, dessen Zauberkraft auf ihn wirkte. Darum löste er ihn von der Schnur und nahm ihn mit sich. Dann verbarg er sich mit seinen Mannen in dem dichten Gebüsch in der Nähe des Hauses.

Bald danach kam Wieland beutebeladen heim. Er hatte eine Bärin erlegt und zündete nun ein Feuer an, um sich einen Braten zu bereiten. Beim Scheine des Feuers zählte er dann seine Ringe und bemerkte natürlich, daß einer fehlte. Hatte er sich verzählt — oder war Allweiß zurückgekehrt und hatte den Ring an sich genommen? Er sann und sann — und darüber schlief der müde Mann ein — —

Durch ein Geräusch in seiner Nähe erwachte er plötzlich aus seinem tiefen Schlummer. Aber was war denn das? Er konnte kein Glied rühren, gefesselt war er an Händen und Füßen. Was war mit ihm geschehen? Zornig rief er:

„Wer hat es gewagt, mich zu fesseln?"

Da stand plötzlich König Neiding vor ihm und sprach:

„Ich bin es gewesen. Diesen Ring hier habe ich mir genommen und will ihn meiner Tochter Badhilde geben. Jetzt frage ich dich aber: Wo hast du all die Schätze hergenommen, aus denen du so viele Kleinode geschmiedet hast? Du hast sie doch nur in meinem Lande gewonnen."

„Da ist kein Gold zu finden," rief Wieland verächtlich aus. „In den Fluten des Rheins ist dies Gold von Elfen gefunden worden. Da ich aus Elfengeschlecht stamme, bringen sie es mir. Du aber wirst nimmer welches erhalten."

Darauf befahl der König seinen Dienern, daß sie alles, was sich an Wertvollem in der Schmiede befand, mitnahmen, und dann zogen sie davon, Wieland gefesselt auf dem Boden liegen

lassend. Er mühte sich lange vergebens, die Bande zu sprengen, endlich gelang es ihm aber doch, sich zu befreien. Traurig setzte er sich an seinen Herd und grübelte nach über das, was geschehen war. Am meisten erzürnte ihn der Gedanke, daß Badhilde nun seines Weibes Ring tragen werde. Wie konnte er das verhindern? Seitdem dachte er an nichts weiter, als wie er Rache an dem König und den Seinen üben könne. Endlich glaubte er einen Weg gefunden zu haben. Er verkleidete sich als Koch und verdingte sich als solcher an König Neidings Hof. Dort versuchte er, einer Speise, die Badhilden vorgesetzt werden sollte, einen Zaubertrank beizumischen, der sie mit heftiger Zuneigung für ihn erfüllen sollte. Badhilde besaß aber ein Messer, das einen lauten Klang gab, wenn es eine Speise berührte, in der Gift oder ein Zaubermittel war. So schöpfte sie auch Verdacht gegen die Speise, die Wieland für sie zubereitet hatte. Um Gewißheit darüber zu erlangen, ließ der König alle seine Köche herbeirufen und bei dieser Gelegenheit wurde Wieland trotz seiner Verkleidung von ihm erkannt.

Der König war sehr erfreut, den kunstreichen Mann wieder in seiner Gewalt zu haben. In seiner Habgier dachte er gar nicht mehr daran, daß er ihn hatte aufhängen lassen wollen, wenn er wieder vor ihm erschiene, er beschloß vielmehr, ihn auszunützen, indem er ihn als Gold- und Waffenschmied für sich beschäftigte. Die Königin war aber damit nicht einverstanden. Sie sagte, Wieland würde nicht so sehr an die Arbeit als an Rache für die Unbill denken, die er von dem König erfahren. Ob der König nicht gesehen habe, mit was für haßerfüllten Blicken Wieland ihn angeschaut habe? Darum rate sie, daß der grimmige Mann wenigstens soweit als möglich unschädlich gemacht werde.

Da befahl der König seinen Mannen, daß sie Wieland die Sehnen an den Knien und Füßen durchschnitten, damit er fortan sich seiner Beine zum Gehen nicht mehr bedienen könnte. Nachdem sie ihn so zum Krüppel gemacht hatten, trugen sie ihn in sein Haus zurück. Dort lag er nun, einsam und verlassen, ge-

peinigt von den Schmerzen, die ihm die brennenden Wunden verursachten. Niemand kümmerte sich um ihn und dachte daran, ihn zu pflegen. Nur langsam begannen die Wunden zu heilen, endlich fingen sie aber doch an zu vernarben. Da nahm er die Krücken zur Hand, die man ihm mitgegeben, und allmählich brachte er es fertig, sich mit deren Hilfe in seinem Hause zu bewegen. Auch zu schmieden versuchte er und als ihm dies gelang, heiterte sich sein Gemüt ein wenig auf. Fortan arbeitete er an seinem Amboß wieder so fleißig wie in früherer Zeit. In seiner Seele lebten aber ungeschwächt zwei Gefühle nebeneinander: die Sehnsucht nach seiner geliebten Allweiß und das Verlangen nach Rache an dem König und seiner Sippe. Beides verbarg er aber sorgfältig in seiner Brust und zeigte nach außen eine freundliche Miene.

Eines Tages kamen die Söhne König Neidings, zwei fröhliche Knaben, zu ihm und baten ihn, daß er ihnen Pfeile für ihre Bogen schmieden solle. Wieland antwortete ihnen:

„Heute habe ich keine Zeit; wenn aber der erste Schnee fällt, dann kommt wieder zu mir. Doch eine Bedingung habe ich dabei: ihr müßt rückwärts zu meinem Hause schreiten, sonst erfülle ich eure Bitte nicht."

„Wenn es weiter nichts ist — das ist uns gleich, ob wir vor- oder rückwärts gehen", riefen die Knaben lachend und gingen heim.

Bald danach zog der Winter ein und frischer Schnee bedeckte Fluren und Wege. Da machten sich die Knaben am frühen Morgen auf und gingen, wie Wieland sie geheißen, rückwärts hin zu seinem Hause. Wieland empfing sie freundlich und zeigte ihnen die kostbaren Kleinode, die er in einer großen Truhe aufbewahrte.

„Wollt ihr etwas davon haben," sagte er dabei, „dann sucht euch etwas aus."

Erfreut beugten sich die Knaben über den Rand der Truhe, um sich etwas von den Kostbarkeiten auszuwählen. Da schlug Wieland so rasch den schweren Deckel zu, daß den Knaben die

Köpfe abgequetscht wurden. Sie waren tot — der erste Schritt zur Rache war getan. Wieland warf die Körper in die tiefe Grube unter den Blasebälgen in seiner Werkstatt, wo sie nicht leicht gefunden werden konnten. Dann ging er wieder an seine Arbeit.

Es währte nicht lange, da wurden im Königsschlosse die Knaben vermißt. Man glaubte zuerst, sie seien in den Wald jagen oder an das Meer Fische fangen gegangen. Als sie aber auch zur Mittagszeit noch nicht zurück waren, geriet der König in große Sorge und sandte Boten nach allen Richtungen aus, um die Kinder zu suchen. Sie waren aber nirgends zu finden.

„Vielleicht sind sie zu Wieland gegangen", sagte der König. „Sie schauen ihm so gern bei seiner Arbeit zu."

Eilends liefen die Boten zu Wieland und fragten ihn, ob die Knaben bei ihm gewesen wären.

„Sie waren bei mir," gab Wieland zur Antwort, „und ließen sich von mir Pfeile schmieden. Dann gingen sie zurück nach des Königs Halle. Da sie ihre Bogen mit hatten, sind sie wahrscheinlich jagen gegangen."

Als die Knechte hierauf zu des Königs Halle zurückkehrten, sahen sie im Schnee die Fußstapfen der Knaben, die wirklich von der Schmiede nach dem Königshause hinführten. Kein Zweifel, Wieland hatte sie recht berichtet. So blieb er von jedem Verdacht völlig verschont. Der König aber wollte vor Verzweiflung vergehen, als seine beiden Lieblinge verschwunden blieben. Ob sie im Walde die Beute wilder Tiere geworden oder ob sie das Meer verschlungen, ihm ward keine Kunde darüber.

Wieland ging unterdessen daran, das Werk seiner Rache zu vollenden. Er nahm die beiden Leichname, löste alles Fleisch von ihnen und fertigte aus den Schädeln zwei kunstvoll mit Gold und Silber verzierte Trinkbecher. Auch die Schulterblätter verarbeitete er zu Trinkschalen. Aus den übrigen Knochen schuf er verschiedene Dinge, die auf dem Tisch des Königs ihren Platz finden sollten: Messergriffe, Pfeifen, Leuchter usw. Der König nahm diese Kunstwerke mit großer Freude in Empfang und ließ

sie bei festlichen Gelegenheiten stets zur Tafel bringen. Kein Mensch hatte ja eine Ahnung davon, welche Grausamkeit darin verborgen war.

Noch hatte sich aber Wieland nicht an der Königstochter gerächt. Eines Tages geschah es, daß Badhilde beim Spiele mit ihren Gefährtinnen einen ihrer Ringe zerbrach und zwar gerade den kostbarsten, den König Neiding einst Wieland geraubt. Davon wußte Badhilde ja nichts, sie fürchtete aber den Zorn ihres Vaters, darum schickte sie heimlich ihre Dienerin mit dem Ringe zu Wieland und ließ ihn bitten, das Kleinod wieder herzustellen. Der Anblick des Ringes gemahnte Wieland so lebhaft an sein geliebtes Weib, daß sein Herz wieder von heißer Sehnsucht nach ihr erfüllt ward. Ebenso mächtig entbrannte aber auch sein Rachedurst und darum sprach er zu der Botin:

„Ich darf nichts schmieden ohne des Königs Erlaubnis. Wenn aber Badhilde ganz allein zu mir in meine Schmiede kommt, dann will ich ihren Wunsch erfüllen.“

Badhilde war damit einverstanden, denn ihr lag alles daran, daß der Schaden geheilt wurde, ehe ihr Vater davon erfuhr. Alsobald ging sie zur Schmiede, wo Wieland sie zum Gruße mit einer Schale Met bewillkommnete. Arglos nahm sie den Trank, denn sie ahnte ja nicht, daß Wieland ein Zaubermittel hinein getan hatte, das ihr Herz sofort in heftiger Leidenschaft für ihn entbrennen lassen würde. Die Wirkung des Zaubers blieb nicht aus. Badhilde, die schöne Königstochter, verschmähte es nicht, die Geliebte des armen, zum Krüppel gewordenen Schmiedes zu werden. Nur durfte zunächst kein Mensch etwas davon erfahren. Mit dem geheilten Ringe kehrte Badhilde in das Königshaus zurück, Wieland aber empfand voller Genugtuung, daß seine Rache an König Neiding gelungen war.

Bald danach kam auf Wielands Einladung sein Bruder Eigil mit seinem Sohne zu ihm. Eigil galt als der berühmteste Bogenschütze, der sein Ziel nie verfehle. Der König war anfangs freundlich zu ihm, als er aber einmal gesehen hatte, was für einen kräftigen und hübschen Sohn er besaß, erfüllte Neid des

Königs Herz. Dieser gab ihm den Gedanken ein, Eigils Geschicklichkeit auf eine harte Probe zu stellen. Er ließ einen Apfel auf des Knaben Kopf legen und verlangte, daß Eigil diesen so in der Mitte treffe, daß Pfeil und Apfel zugleich die Erde berührten. Vergebens bat Eigil, ihm diesen Schuß zu erlassen, aber der König erklärte, daß er dann Vater und Sohn zusammen umbringen lassen werde. Eigil faßte sich, nahm aus seinem Köcher zwei Pfeile und setzte den einen auf den Bogen, während er den andern neben sich legte. Dann zielte er und mitten durch den Apfel flog der Pfeil, diesen mit sich zum Boden reißend. Das war ein Meisterschuß, von dem in den alten Volksgesängen noch lange zu hören gewesen ist.

Da fragte der König:

„Warum nahmst du denn zwei Pfeile aus dem Köcher, da du doch nur einen brauchen konntest?“

„Das will ich euch sagen! Traf der erste meinen Sohn, dann war der zweite für euch bestimmt.“

Des Königs Umgebung erschrak ob dieser kühnen Rede, aber der König nahm sie nicht übel auf, sondern blieb dem mutigen Schützen auch ferner gewogen.

Um diese Zeit bat Wieland den Bruder, ihm recht viele Vögel zu schießen, damit er sich aus deren Federn ein Flughemd herstellen könnte. Gern erfüllte Eigil des Bruders Wunsch, und so konnte Wieland sehr bald sein Vorhaben ausführen. Als das Flughemd fertig war, bat er den Bruder, daß er es probieren möge. Auch dies tat Eigil, er flog auch ganz sicher einher, als er aber wieder landen wollte, wäre er beinahe verunglückt. Wieland hatte ihm geraten, beim Herabsteigen mit dem Winde zu gehen und darum schleuderte ihn dieser heftig zu Boden. Auf Wielands Frage, ob das Flughemd brauchbar sei, antwortete Eigil:

„Wenn man darin ebensogut herabfliegen wie aufsteigen könnte, dann wäre ich damit auf und davon geflogen und gäbe es dir nie zurück.“

„Das fürchtete ich auch“, sagte Wieland, während er nun selber mit des Bruders Hilfe in das Federkleid hineinschlüpfte.

„Darum habe ich dir auch falsch geraten, als ich sagte, du solltest in der Richtung des Windes herabfliegen. Alle Vögel fliegen gegen den Wind aufwärts und fliegen auch so herab.“

Jetzt begann Wieland die Flügel zu schwingen und stieg in die Luft empor. Dem Bruder rief er noch zu:

„Höre, was ich tun will. Ich fliege heimwärts an die Stätten unserer Jugendtage. Erst will ich aber noch ein ernstes Wort mit König Neiding reden. Möglich, daß ihm meine Worte nicht gefallen und daß er dir befehlen wird, nach mir zu schießen. Dann ziele nur nach meiner linken Achselhöhle. Dort habe ich eine Blase mit Blut festgebunden, die du treffen sollst. Ziele aber gut, daß du mich nicht verletzest.“

Wieland flog nun nach dem Königshause und setzte sich auf die Zinne des Turmes. Von dort rief er laut herab:

„König Neiding, höre, was ich dir zu sagen habe!“

Voller Staunen trat der König aus der Halle hervor und sprach:

„Seh' ich recht, Wieland — du bist ein Vogel geworden? Wie hast du das vollbracht?“

„Beides bin ich, ein Mensch und ein Vogel“, antwortete Wieland. „Deiner Macht entrinne ich jetzt, sie ist zu Ende. Laß dir zuvor noch sagen: Betrogen hast du mich schändlich. Deinen Eid hieltest du nicht, denn meinen Lohn, deine Tochter, gabst du mir nicht. Verbannt hast du mich und mich im Schlafe überfallen. Meine Schätze raubtest du mir und machtest mich zu einem elenden Krüppel. So tatest du — ich aber habe mich gerächt. Nun schwöre mir mit deinem heiligsten Eide, daß du mein Weib und mein Kind nicht büßen läßt, was ich dir jetzt sagen werde.“

Der König war von dem, was er vernahm, so erschreckt, daß er widerstandslos den verlangten Eid leistete. Darauf sprach Wieland weiter:

„Jetzt, König, merke auf, was ich dir sage! Ich bin es gewesen, der deine Söhne getötet hat. Die feinen Trinkbecher, die ich dir geschaffen, sind ihre Schädel, und auf deiner Tafel

gebrauchst du das Tischgerät, das ich aus ihren Gebeinen gearbeitet. Deine Tochter, die du mir verweigertest, ist heimlich mein Weib, des armen verkrüppelten Schmiedes Ehegenossin geworden. Nun sind wir quitt, du und ich!“

Sprachs und stieg hoch empor in die Luft. Voller Zorn schrie da der König:

„Eigil, schieße den Missetäter herunter!“

Eigil aber weigerte sich. Da rief Neiding voller Wut:

„Wenn du nicht schießest, bist du selber des Todes!“

Solchem Gebote konnte Eigil nicht widerstreben. Er legte an und zielte auf Wielands linke Achselhöhle. Da rann das Blut herab aus der dort verborgenen Blase und der König meinte, nun sei Wieland zu Tode getroffen. Doch dieser flog von dannen und rastete nicht, bis er Seeland erreichte, wo er fortan in den Höfen wohnte, die er von seinem Vater Wate geerbt hatte.

Das Bewußtsein, an dem falschen König Neiding grausame Rache genommen zu haben, gewährte dem Einsamen wohl Genugtuung, die Erinnerung an sein verlorenes Glück bereitete ihm aber noch lange Schmerz. Da vernahm er eines Tages die Kunde, daß König Neiding gestorben sei. Sofort machte sich Wieland auf, um Badhilde zu sich nach Seeland zu holen. Neidings Nachfolger erlaubte dieser gern, Wieland in seine Heimat zu folgen, und so kehrte er mit seinem Weibe und dem Sohne, den sie bald nach Wielands Flucht geboren, nach Seeland zurück. An Badhildens Seite und in der Freude an seinem Sohne, den sie Wittig genannt, fand er neues, dauerndes Glück.

Dietrich von Bern

1. Von Dietrichs Vorfahren

In Kunstenopel lebte in uralten Zeiten ein mächtiger König Namens Anzius. Als er zum Sterben kam, hinterließ er sein großes Reich seinem jungen Sohne Hugdietrich. Das war ein schöner Jüngling mit roten Wangen und goldblondem Haar, das ihm bis über die Hüften herabwallte. Als es sich darum handelte, eine Frau für ihn zu suchen, riet ihm sein Erzieher, der Marschall Berchtung von Meran, daß er um die schöne Hildburg, die Tochter des Königs Walgund von Salneck (Salonichi), werben solle. Diese junge Königstochter ward aber von ihrem Vater in einem Turme eingeschlossen gehalten, da er sie keinem der vielen Freier geben wollte, die um sie warben.

Da Hugdietrich noch zu jung war, um sich Hildburg zu erkämpfen, so verfiel er auf eine List. Er lernte sticken und kunstvolles Gewebe in Gold und Seide wirken. Auch legte er Frauenkleidung an und ging so in den Straßen einher, ohne daß ihn jemand erkannt hätte. Als er sich auf seinen Plan genügend vorbereitet zu haben glaubte, zog er, als Jungfrau gekleidet, mit Berchtung und einem großen Gefolge an den Hof zu Salneck. Dort gab er sich für König Hugdietrichs Schwester Hildegunde aus, die von ihrem hartherzigen Bruder vertrieben worden sei. Hildegunde fand bei dem Königspaare die freundlichste Aufnahme, und ihre kostbaren Stickereien wurden so bewundert, daß die Königin den Wunsch aussprach, Hildegunde möge ihre Tochter

Hildburg diese Künste lehren. Bei einem Festmahl lernten sich die beiden kennen, und Hildburg bat sich nun selbst die blonde Hildegunde zur Gesellschafterin aus.

So kam der verkleidete Hugdietrich in den Turm und lehrte Hildburg sticken und weben in Gold und Seide. Lange konnte er aber die Verstellung nicht durchführen; denn er entbrannte in so heftiger Liebe zu der schönen Königstochter, daß er sich zu erkennen gab und um ihre Hand warb. Hildburg erhörte ihn, und so vermählten sich die beiden heimlich miteinander.

Nach einem Jahre kam Berchtung zurück. Hugdietrich hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Salneck nach Kunstenopel heimgesandt und ihm den Auftrag gegeben, daß er nach einem Jahre mit dem Vorgeben wieder erscheinen solle, er habe die verstoßene Hildegunde nach der Heimat zurückzuholen, da ihr Bruder sich mit ihr aussöhnen wolle. Der Abschied von den Gastfreunden fiel der schönen Hildegunde namenlos schwer, am meisten trauerte aber die arme Hildburg in ihrem Turme. Ein Schimmer von Glück fiel in ihre Einsamkeit, als sie kurze Zeit nach Hugdietrichs Weggang ein Knäblein gebar, das die Züge des geliebten Gatten in voller Schöne zeigte. Sie verbarg aber das Kindlein vor jedem Auge, da ihre Vermählung noch Geheimnis bleiben sollte. Eines Tages kam ihre Mutter, die Königin, unerwartet zu Besuch. Damit auch sie nichts von dem Kinde spüre, barg es der Burgwart während der Nacht in einem Korbe, den er unter die Sträucher versteckte, die in dem Burggraben wucherten. Als er es aber am andern Morgen wieder holen wollte, war es verschwunden. Ein Wolf, der auf Raub ausgegangen war, hatte es davon getragen, um es seinen Jungen zur Speise zu bringen. Da diese aber eben erst geboren und noch blind waren, so merkten sie gar nicht, daß ihnen die Mutter Beute gebracht hatte, sondern ließen das Knäblein unversehrt.

Am andern Morgen kam König Walgund, der seine Gemahlin aus dem Turme abholen wollte, an der Höhle des Wolfes vorbei, und zwar gerade in dem Augenblick, als der herbeigekommene alte Wolf im Begriff war, sich auf das Kindlein zu

stürzen. Durch einen wohlgezielten Speerwurf tötete der König den Wolf und nahm dann das Knäblein mit in den Turm zu seiner Tochter, welcher er es zur Pflege übergab.

Hildburg erkannte ihren verloren geglaubten Liebling sogleich wieder, und in der Freude ihres Herzens hätte sie fast den Eltern, die an dem lieblichen Knäblein das größte Gefallen fanden, ihr Geheimnis verraten. Da kam im rechten Augenblick Hugdietrich im vollen Königsschmuck daher, und ohne lange Auseinandersetzungen oder Entschuldigungen bekannte er, wer er sei und daß er sich schon vor Jahresfrist mit Hildburg vermählt habe. Als die Eltern zürnend und mißtrauisch dreinschauten, nahm Hugdietrich das Knäblein in seine Arme und sprach:

„Mein Sohn, du bist der junge König von Kunstenopel, und alle meine Mannen sollen dir huldigen."

Als König Walgund diesen Ruf vernahm und als er dann hinausblickte auf das zahlreiche glänzende Gefolge, das unter Berchtungs Führung vor dem Tore harrte, da mußte er wohl seinen Unglauben aufgeben und seine Einwilligung zu dem bereits geschlossenen Ehebunde nachträglich noch erteilen.

Hildburg folgte nun ihrem Gemahl in seine Residenz, wo sie in Liebe und Eintracht lebten und ihr großes Reich regierten. Ihren Sohn, den sie zum Andenken an das Abenteuer seiner ersten Jugendtage Wolfdietrich nannten, ließen sie von Berchtung, ihrem getreuen Dienstmann, erziehen; ebenso die beiden andern Söhne, die ihnen noch geboren wurden.

Als Hugdietrich nach einem langen, reichgesegneten Leben zum Sterben kam, teilte er sein Reich unter seine drei Söhne. Wolfdietrich erhielt Kunstenopel; seine Brüder machten ihm aber das Erbe streitig, und so mußte er durch eine lange Kette von Kämpfen, Irrungen und widrigen Schicksalen hindurchgehen, ehe er sich seines Besitzes erfreuen konnte. Sein Geschlecht, das die „Amelungen" genannt ward, gelangte zu hoher Blüte.

Hugdietrich, sein Sohn, teilte das Reich wiederum unter seine drei Söhne Diether, Ermenrich und Dietmar.

Diether starb sehr früh; seine beiden Söhne Imbreke und Fritele wurden von Eckehardt, dem Enkel Berchtungs, erzogen. Sie erhielten den Beinamen „die Harlungen".

Ermenrich (auch Ermanarich) wurde Kaiser von Romaburg und glaubte sich dadurch die Oberherrschaft über seine Brüder anmaßen zu können.

Dietmar, der jüngste, fügte sich aber dieser Oberherrschaft nicht. Er baute sich eine Burg in Bern, d. i. aber nicht das Bern in der Schweiz, denn dieses ist erst im Jahre 1191 gegründet worden. Unter dem Bern der Sage ist Verona zu verstehen, das „wälsche Bern", das in der Geschichte des großen Ostgotenkönigs Theodorich eine so wichtige Rolle spielt. Der Held des Sagenkreises, in den wir jetzt eintreten, ist unstreitig in den meisten Fällen eins mit dem großen Theodorich; Sage und Geschichte weben aber ihre Fäden hier so durcheinander, daß Wahrheit und Dichtung nur schwer auseinander zu halten sind.

---

2. Dietrichs Jugend

König Dietmar, der jüngste unter den drei Fürsten aus dem Amelungengeschlechte, herrschte in seinem Reiche mit Weisheit und Kraft, und keiner, der es wagte, ihm Fehde anzusagen, tat dies ungestraft. Seinen Untertanen war er jedoch ein milder, freundlicher Herr, und in seinem Hause ward er als liebreicher Gemahl und gütiger Vater innig geliebt. Sein größter Stolz war sein ältester Sohn Dietrich, der mit seinem langwallenden, blonden Haar, mit den roten Wangen und den leuchtenden, blauen Augen an Schönheit fast seinem Ahn Hugdietrich gleichkam. Die Riesenkraft seines Körpers, dessen Schultern mächtig breit und dessen Muskeln wie aus Stahl oder Eichenholz geformt waren, hatte er von dem Vater geerbt, und sein Erzieher, Meister Hildebrand, tat alles, um diese Kraft zu stählen und zu erhöhen.

Hildebrand, ein Enkel Berchtungs, der von seinem Ahn her drei Wölfe in seinem Wappen führte, war an den Hof zu Bern

gekommen, als Dietrich kaum fünf Jahre alt war. Das Leben in seiner Burg zu Garden (am Gardasee) war ihm auf die Dauer zu eintönig geworden, und so nahm er mit Freuden König Dietmars Vorschlag, der Erzieher und Waffenmeister seines jungen Sohnes zu werden, an. Meister Hildebrand widmete sich diesem Amte mit solcher Treue, daß er seinen Schüler nicht bloß zu einem der ruhmreichsten Helden erzog, sondern auch in das Verhältnis der innigsten Freundschaft zu ihm trat, die erst mit seinem Tode endete.

Mit zwölf Jahren war Dietrich schon anzuschauen wie ein Recke, der den schwersten Kampf bestehen kann. Und wenn er zornig ward, sprühten seine Augen, und sein Atem wehte wie Feuersglut, als ob er ein Sohn Wodans oder Donars wäre. So mutig und tapfer er war, so mild und freundlich war er doch gegen seine Freunde und gegen alle, die sich ihm bittend nahten. Und mit diesen hohen Eigenschaften der Seele blieb ihm bis ans Ende seiner Tage die jugendliche Schönheit des Leibes erhalten; denn die Sage berichtet von ihm, daß das Alter keine Macht über ihn gehabt, vielmehr sein Antlitz bis ins hohe Alter hinauf wie das eines Jünglings ausgesehen habe.

Frühzeitig regte sich in dem jugendlichen Helden der Drang, in schweren Kämpfen seine Kraft zu messen. Einst zog er mit Hildebrand aus, um zu jagen und womöglich dabei noch mit Räubern oder Riesen Abenteuer zu bestehen. Dietrich stellte eben einem Hirsch nach, da kam ihm ein Zwerglein in den Weg, das er mit raschem Griff fing und vor sich auf das Pferd setzte. Der kleine Kerl flehte jämmerlich um sein Leben. Er sei der Zwergenkönig Alberich und wolle ihm gern ein reiches Lösegeld zahlen.

Als Dietrich aber unerbittlich schien, versprach er ihm das beste Schwert und den kostbarsten Helm von der Welt, wenn er ihn wieder freilassen wolle. Hildebrand meinte zwar, solche Kobolde nähmen es mit dem Halten von Versprechungen nicht sehr genau, Dietrich entließ aber trotzdem den Zwerg, nachdem dieser noch einmal gelobt hatte, ihm Schwert und Helm zu verschaffen.

Beim Tagesgrauen erschien auch wirklich bei den Recken, die auf dem weichen Moose ihr Nachtlager gehalten hatten, der Zwerg und schleppte, unter der für ihn so schweren Last seufzend und schwitzend, ein großes, kostbares Schwert herbei. Das sei das berühmte Schwert Nagelring, das er selbst für den furchtbaren Riesen Grim geschmiedet habe, der dort oben in den Felsenklüften wohne. Diese Nacht habe er sich in die Höhle des Riesen geschlichen und dem fest Schlafenden das Schwert gestohlen. Mit diesem Schwert könne Dietrich nun den Riesen bekämpfen und sich auch den kostbaren Helm und die Unmasse von Schätzen gewinnen, die der Riese angesammelt habe. Er wolle ihn bis zu der Höhle führen, aber dann sei er seines Versprechens ledig.

Gern nahmen die beiden Recken das Anerbieten des Zwerges an, und so gelangten sie nach langem, schwierigem Klettern vor einen Felsenspalt, den ihnen der kleine Führer als den Eingang zu der Wohnung des Riesen bezeichnete.

„Hier haust der Unhold mit seiner Schwester Hilde", flüsterte der Zwerg. „Freuen sollte es mich, wenn ihr ihnen den Garaus machtet, denn wir hatten viel von ihnen zu leiden. Ob es euch aber nicht gehen wird, wie den vielen andern vor euch? Viel Glück auf den Weg — und wir sind nun quitt! Mich sollt ihr auch nicht wieder fangen."

Der Kleine war so rasch vor ihren Blicken verschwunden, daß sie ihm nicht einmal einen Gruß nachrufen konnten. Die Recken wandten sich nun unverweilt dem Felsenspalt zu, der mit einem Riesensteinblock versperrt war. Sie rüttelten aber so lange daran, bis der Stein ins Wanken kam und ins Tal hinabrollte.

Durch das Geräusch erweckt, kam ihnen aus dem Innern der Höhle der Riese entgegengestolpert. Als er die streitbaren Männer vor sich sah, schaute er sich nach seinem Schwerte um. Da es jedoch verschwunden war, ergriff er einen brennenden Pfahl vom Feuerherde und schlug mit ihm auf den herankommenden Dietrich so heftig los, daß dieser die größte Mühe hatte, den Streichen auszuweichen. Hildebrand wollte seinem Herrn beispringen, doch er ward selbst plötzlich im Rücken angegriffen. Hilde, die

Schwester des Riesen, war es, die den tapfern Mann so fest umklammerte, daß ihm Hören und Sehen verging und das Blut aus Mund und Nase sprang. Trotz seiner Riesenstärke war es ihm unmöglich, sich aus dieser eisernen Umklammerung zu befreien; in dieser äußersten Not rief er mit verlöschender Stimme nach seinem Herrn.

Dietrich hatte in dem Kampf mit dem Riesen nicht auf den Gefährten geachtet. Als er jetzt die arge Bedrängnis desselben sah, erfaßte ihn eine unbeschreibliche Wut. Mit übermenschlicher Kraft ließ er das Schwert Nagelring auf das Haupt des Riesen niedersausen, daß es dasselbe mitten voneinander spaltete. Blitzschnell kam er nun dem Freunde zu Hilfe, den die grimme Hilde eben mit einem Strick erdrosseln wollte. Ein furchtbarer Schwerthieb streckte auch sie zu Boden, und im Nu hatte Dietrich mit Nagelrings Schärfe die Taue durchschnitten, die Hildebrand fesselten.

Hildebrand vermochte lange kein Glied zu rühren, so mörderisch hatte die Riesin seinen Körper zusammengepreßt. Auch hatte sie ihn so entsetzlich an seinem langen Barte gezaust, daß er glaubte, sie habe ihm denselben ausgerissen. Endlich richtete er sich mit Dietrichs Beistand auf und sprach:

„Habt Dank, mein junger Herr! Ohne eure Hilfe wäre ich jetzt tot. Nun laßt uns aber nach den Schätzen suchen, von denen der Zwerg geredet hat."

Sie schritten in das Innere der Höhle und fanden dort eine solche Menge von Gold und Edelsteinen, daß sie gar nicht alles auf ihren Pferden fortbringen konnten, so hoch sie diese auch bepackten. Auch den wunderschönen Helm fand Dietrich und nahm ihn als Beute mit sich. Er nannte ihn nach dem Riesenpaar Hildegrim und trug ihn fortan stets, wenn er zu ernstem Kampf auszog.

Am Hofe König Dietmars herrschte große Freude, als die beiden Helden glücklich und mit reichen Schätzen beladen heimkehrten. Die Kunde von Dietrichs Heldentaten breitete sich aber aus in allen Landen.

---

3. Dietrichs Kampf mit Sigenot

Wenige Tage, nachdem Grim und Hilde der Tapferkeit Dietrichs zum Opfer gefallen waren, kam ein Neffe des entsetzlichen Geschwisterpaares, der Riese Sigenot, herbei, um die Verwandten aufzusuchen. Der Anblick, der ihm in der Höhle wurde, versetzte ihn in unbeschreiblichen Zorn, und als er von einem Zwerg erfuhr, daß Dietrich und Hildebrand die beiden im Kampfe getötet und ihre Schätze mit sich genommen hätten, beschloß er, fürchterliche Rache an ihnen zu nehmen. Die Gelegenheit dazu wollte sich aber nicht so rasch finden; es vergingen vielmehr Jahre, ehe sein Wunsch sich erfüllen sollte.

Dietrich war unterdessen von dem herben Schicksal heimgesucht worden, seinen Vater zu verlieren. So jung er war, so fiel ihm doch nun die schwere Aufgabe zu, an seines Vaters Statt das Reich zu regieren und für seinen unmündigen Bruder Diether zu sorgen. Die letztere Aufgabe übergab er seinem getreuen Meister Hildebrand, der seinen Pflegling nach denselben Grundsätzen erzog, wie er es mit König Dietrich einst getan.

Daß der treue Hildebrand seinem jungen König nach wie vor mit größter Hingabe diente, ist ebenso sicher, wie die hochgeachtete Stellung, die er als ältester, zuverlässigster Freund des Königs an dem Hofe zu Bern einnahm.

Wenn sie nach des Tages Arbeit beim fröhlichen Mahle saßen, kamen sie oft auch auf ihren Kampf mit Grim und Hilde zu sprechen, und der Berner war es, der dann den alten Freund mit der Umarmung der Riesin neckte.

„Sie hielt dich so fest umschlungen, daß sie dich ganz gewiß erdrückt hätte, wenn ich ihr nicht den Kopf abgeschlagen hätte. Frau Ute, deine Hausehre, würde dir diese Zärtlichkeit nie verziehen haben."

„Scherzt immer zu!" sprach da Meister Hildebrand, „so viel weiß ich doch, daß ich dem Tode noch nie so nahe ins Auge

gesehen und daß ich es nur eurer Hilfe zu verdanken habe, wenn ich heute noch lebe."

„Da hast du recht," rief der junge König lachend, „ich hätte dir können Gleiches mit Gleichem vergelten und dich im Stiche lassen, denn ich habe als Knabe gar manchen Rutenstreich von dir empfangen. Doch ich tat es nicht, sondern ich war großmütig und befreite dich."

„Das vergesse ich euch auch niemals, und wer weiß — vielleicht finde ich noch einmal Gelegenheit, euch den gleichen Dienst zu leisten."

Übermütig rief Dietrich:

„Das glaub' ich kaum. Bin ich mit dem Riesen Grim fertig geworden, wer sollte mir da widerstehen?"

Meister Hildebrand schüttelte mißbilligend das Haupt und sagte:

„Früher, als ihr denkt, könnt ihr das erfahren; denn seit jenem Tage, da ihr Grim und Hilde besiegtet, zieht ihr Gesippe, der Riese Sigenot, den noch kein Sterblicher besiegt hat, in den Bergen umher und sucht nach der Gelegenheit, an uns Rache zu nehmen."

„Und das erfahre ich erst heute?" rief Dietrich und sprang von seinem Sitze auf. „Gleich morgen ziehe ich ihm entgegen, denn du sollst nicht glauben, daß ich mich vor ihm fürchte. Ich reite aber allein in den Kampf."

Bei diesen Worten erschraken alle ringsumher, am meisten aber Meister Hildebrand. Das hatte er nicht gewollt. Darum sprach er begütigend:

„Nicht eine Heldentat, sondern nur wahnwitziges Beginnen wär' es, wolltet ihr das Unmögliche versuchen und mit dem unüberwindlichen Riesen kämpfen."

„An diese Unüberwindlichkeit glaube ich nicht; auch ist es eine gute Sache, wenn ich mein Land von diesem Räuber befreie."

„So nehmt mich wenigstens mit!" bat Hildebrand.

„Auch das nicht, lieber Meister. Du lehrtest mich, daß nur feige Männer zwei gegen einen kämpfen. Ich will ihn allein bestehen."

„Nun gut," sprach da der Meister traurig. „Seid ihr aber in acht Tagen noch nicht zurück, so reite ich aus, um euch zu suchen und euch nach Hause zu geleiten — lebendig oder tot."

„Das sei dir bewilligt, alter, treuer Freund! Jetzt aber laß uns alles rüsten zu der Fahrt." —

Fröhlich und kampfesmutig ritt am nächsten Morgen Held Dietrich von Bern hinaus den Bergen zu, wo er den Riesen anzutreffen hoffte. Hildebrand hatte ihn ein Stück begleitet und ihm noch allerhand gute Ratschläge gegeben, die Dietrich zu befolgen versprach. Dann ritt er allein weiter und gelangte bald in einen großen Wald. Mit seinen Gedanken war er schon bei den Abenteuern, denen er entgegenging; da sprang plötzlich eine Hirschkuh über seinen Weg.

„Hei, das gibt eine fröhliche Jagd!" rief Dietrich und gab seinem Pferde die Sporen. „Zeige, mein edles Roß, ob du eilen kannst mit der Schnelle des Windes."

Ein tolles Jagen über Berg und Tal — dann endlich lag das Wild, von einem Schwertschlag getroffen, am Boden.

Dietrich ging sogleich daran, sich eine leckere Mahlzeit zu bereiten; da ward er durch jämmerliches Geschrei gestört. Als er aufblickte, sah er einen riesengroßen Mann daherkommen, der ein Zwerglein an den Pfahl in seiner Hand festgebunden hatte.

„Hilf mir, er will mich fressen!" rief das Zwerglein Dietrich zu.

Rasch trat dieser dem Ungetüm, das kein Gewand, sondern nur dicke Borsten am Leibe hatte, entgegen und bot ihm für das Zwerglein seine Jagdbeute als Mahlzeit an. Hohnlachend antwortete der Riese:

„Du willst mir Vorschriften machen? Das soll dir übel bekommen."

Mit ungeheurem Schwunge sauste bei diesen Worten seine Keule durch die Luft. Aber Dietrich war gewandt und wich den wie Hagel auf ihn fallenden Schlägen aus. Dem Riesen taten

wiederum die Hiebe des Schwertes Nagelring nichts an, und so kämpften sie lange, ohne daß einer besiegt worden wäre.

Plötzlich hielt Dietrich inne und rief: „Bist du vielleicht Sigenot selbst, den ich suche?"

„Das nicht," antwortete der Riese, „aber sein Knecht, der es dir unmöglich machen wird, bis zu seinem Herrn zu dringen." Und er hieb von neuem mörderisch auf den Berner ein.

Da hörte Dietrich plötzlich die Stimme des Zwergleins neben sich, die ihm leise zurief:

„Schlage ihn mit dem Griff deines Schwertes ans Ohr; denn nur da ist er verwundbar."

Dietrich tat, wie ihm der kleine Mann geheißen, und siehe da — der nächste furchtbare Stoß, den der Berner nach dem Haupte des Ungetüms führte, zertrümmerte diesem den Schädel.

Die Freude des Zwerges über den Fall des Ungeheuers kannte keine Grenzen.

„Du hast uns von schrecklichen Drangsalen erlöst; denn der Böse raubte, wo er nur konnte, und von tausend unsrer Brüder, die mit uns waren, hat er alle bis auf hundert verzehrt. Komm mit in mein Haus, daß du von meinen Schätzen nimmst, soviel du magst."

„Das kann ich nicht, denn ich bin ausgezogen, um den Riesen Sigenot zu suchen. Sage mir, wo ich ihn finde."

Da erschrak der Zwerg und bat den jungen Helden inniglich, von diesem Plane abzustehen; denn der Tod sei ihm gewiß. Dietrich aber ließ sich nicht davon abbringen; was er einmal gelobt habe, das halte er auch. So blieb dem Zwerglein nichts anders übrig, als dem Helden den Weg zu zeigen, der ihn zu dem Riesen führen mußte. —

Wohlgemut ritt Dietrich weiter. Hatte er den Knecht bezwungen, warum sollte er nicht auch den Herrn besiegen? Wenn er ihm nur erst begegnete!

Schneller, als er gehofft, ward sein Wunsch erfüllt. Bei einer Biegung der Straße sah er einen riesengroßen Mann in ritterlicher Waffenrüstung daherkommen, der bei seinem Anblick laut aufjauchzte und sofort mit geschwungener Keule auf ihn losstürzte, dabei ausrufend:

„Ich seh's an Hildegrim, daß du der Mordgesell bist, der meine Verwandten getötet hat. Jetzt will ich Rache nehmen an dir!"

Furchtbar war der Kampf, der nun begann. Dietrich mußte sich oft hinter die Stämme der Baumriesen des Waldes retten, um den Keulenschlägen auszuweichen; aber gegen den Panzer des Riesen vermochte das Schwert Nagelring nichts auszurichten. Es schien, als sollte keiner der Kämpfer den Sieg erringen. Da benutzte Dietrich den Augenblick, da der Riese sich bückte, um eine Schlange von sich abzuwehren, zu einem neuen, mit der Kraft der Verzweiflung geführten Schwertstreich. Das Schwert blieb jedoch an einem herabhängenden Aste hängen und zerbrach. Jetzt ward es dem Riesen leicht, den wehrlosen Helden zu Boden zu werfen und zu binden. Dann trug er ihn hinweg und warf ihn in ein dunkles, feuchtes Gewölbe, das sich unter einem Turme befand. —

Am Hofe zu Bern harrte man unterdessen voller Bangen der Rückkehr des jugendlichen Königs. Aber die acht Tage vergingen, und Dietrich kam nicht zurück.

Da litt es den alten Meister Hildebrand nicht länger. Seine Gattin mochte bitten, soviel sie wollte, er hatte nur die eine Rede:

„Ich kann nicht anders, ich muß meinem Herrn Treue halten. Bin ich ihm doch mein Leben schuldig!"

So ritt er wohlgerüstet von dannen und kam sehr bald an die Stelle, wo Dietrich die Hirschkuh erlegt hatte. Da sah er Falke, seines Herrn Roß, im Grase weiden. Das war ihm ein schlimmes Zeichen; denn solange er am Leben war, würde sich Dietrich doch nicht von dem Pferde getrennt haben. Wehklagend rief Hildebrand den Namen seines Herrn laut in den Wald hinein. Vielleicht, daß er in der Nähe lag und nur zu elend war, um heimzureiten! —

Hildebrand ritt weiter, da lief ein Zwerg zu ihm heran und rief zu ihm herauf:

„Kehrt um, Meister Hildebrand, sonst geht es euch wie euerm Herrn."

Doch ehe Hildebrand noch antworten konnte, sah er den Riesen schon auf sich zustürmen. Dieser hatte das laute Rufen gehört und rief ihm nun höhnisch zu:

„Gut, daß du kommst! Da kann ich dem andern Mordgesellen auch den Garaus machen, und Grim und Hilde sind dann gerächt."

„Sagt mir nur, ob mein Herr noch lebt!" rief Hildebrand dagegen, indem er gleichzeitig den niedersausenden Keulenschlägen seines Gegners auszuweichen suchte.

„Wenn ihn die Schlangen in dem Verlies, wo er liegt, noch nicht aufgefressen haben, dann lebt er noch!" rief Sigenot zurück, und nun begann ein Kämpfen, wie es der alte, vielerfahrene Waffenmeister noch nie erlebt hatte. Daß solchen Streichen auch sein Herr erlegen war, nahm ihn jetzt nicht mehr wunder. Ebenso klar war ihm, daß er selbst das Schicksal seines Herrn teilen werde.

Als Hildebrand sich vor den vernichtenden Schlägen des Riesen wieder einmal hinter die Bäume rettete, riß Sigenot Bäume und Sträucher aus der Erde und warf sie so hoch auf ihn, daß Hildebrand nicht mehr mit dem Schwert um sich schlagen konnte. Er stolperte über einen der Baumstämme und verlor dabei sein Schwert aus der Hand. Sofort griff Sigenot zu, drückte ihn zu Boden und band ihn, wie er mit Dietrich getan hatte.

Den Alten trug er aber nicht in das Verlies, sondern legte ihn in seiner Höhle nieder und ging dann, um eiserne Ketten für den Gefangenen zu suchen.

Hildebrand schaute sich um, da sah er sein Schwert liegen und an der Wand die Rüstung seines Herrn hängen. Wenn er nur die Fesseln los wäre, dann wäre er noch nicht verloren! Mit aller Kraft suchte er die Bande zu sprengen, die seine Hände fesselten. Es gelang ihm, und schnell hatte er auch die Stricke an seinen Füßen gelöst.

Als der Riese bald darauf wieder herein kam, lag der Gefangene nicht mehr da. Erstaunt schritt Sigenot weiter in das Innere der Höhle, da sprang ihm hinter einer Säule hervor Hildebrand mit gezücktem Schwert entgegen und versetzte ihm einen fürchterlichen Hieb über den Kopf.

So leicht war aber Sigenot nicht zu überwinden. Es entspann sich ein neuer, noch heftigerer Kampf, der die beiden Streiter zuletzt sogar vor den Eingang der Höhle ins Freie hinaus führte. Furchtbar war das Getöse ihrer Waffen, und das Geschrei, das der in die Enge getriebene Sigenot ausstieß, drang hinab bis in die Tiefen des Turmverlieses, in dem der arme Dietrich schmachtete.

Ihm war es, als hätte er wonnigere Laute nie vernommen, und so laut er vermochte, rief er:

„So schlägst nur du zu, Meister Hildebrand! Gott steh' dir bei!"

Hildebrand wiederum, als er seines teuern Herrn Stimme vernahm, fühlte neue Kraft durch seine Glieder strömen. Mit übermenschlicher Gewalt stieß er sein Schwert dem Riesen in den Unterleib, und ehe dieser sich noch wehren konnte, warf er ihn zu Boden und schlug ihm den Kopf ab.

Wohl sank auch er vor Erschöpfung fast zu Boden, doch jetzt galt es erst, seinen lieben Herrn zu befreien. Er öffnete die Türe des Turmes und rief hinab:

„Lieber Herr, seid ihr hier?"

„Ja, hier unten — schau nur herab!" klang es herauf.

Hildebrand war entsetzt über das grauenvolle Gelaß, das ihm aus der Tiefe entgegengähnte, und er rief hinab:

„Kommt, lieber Herr, beeilt euch, daß ihr aus diesem Pfuhl herauskommt!"

„Recht gern, lieber Meister, aber ohne deine Hilfe kann ich es nicht; denn es gibt weder Treppe, noch Leiter dazu."

Da schnitt Hildebrand sein und des Riesen Gewand in Stücke und knüpfte sie aneinander. Als er aber den Helden an diesem dünnen Seil in die Höhe ziehen wollte, zerriß es, und der arme

Dietrich stürzte in die Tiefe zurück. Ratlos schaute der alte Hildebrand um sich her. Da stand auf einmal der kleine Zwerg vor ihm, der ihn im Walde vor Sigenot gewarnt hatte. In seinen Händen hielt er eine Strickleiter und ließ sie in die Tiefe hinab. Das obere Ende gab er Hildebrand in die Hand und sagte:

„Jetzt haltet fest, dann wird euer Herr sogleich befreit sein."

Dietrich ergriff die Leiter und kletterte auf den schwanken Seilen glücklich in die Höhe. Das war ein Wiedersehen! Tränen im Auge, umarmte und küßte er den getreuen Meister, und in überströmendem Gefühle rief er aus:

„Jetzt hast du mir vergolten, was ich dir einst getan. Nicht mein Geselle, mein Meister bist du! Habe Dank, du Treuer!"

Jetzt schlugen sie dem Zwerg die Bitte nicht ab, in seinem Heim sich bewirten zu lassen. Unter Loben und Danken wurden sie von ihm als die Befreier gepriesen, welche nun auch den grausamen Sigenot, den ärgsten Feind des Albenvolkes, besiegt hatten. Mit Schätzen reich beladen kehrten dann die Helden nach Bern zurück, wo ihre Heimkehr vom ganzen Volke durch ein Freudenfest gefeiert wurde.

---

4. Dietrichs Gesellen

Heime

Der Ruhm Dietrichs, der durch alle Lande ging, weckte in gar manchem streitbaren Recken den Wunsch, in die Dienste des Berners zu treten und an seinen ruhm- und sieggekrönten Fahrten teilzunehmen. Es ward aber keiner von ihnen angenommen, der sich nicht im Kampfe mit ihm zu messen wagte. Der erste, welcher sich dem jungen König mit solchem Ansinnen nahte, war Heime, der Sohn des berühmten Pferdezüchters Adelger in Schwaben.

Von fahrenden Sängern hatte Heime von Dietrichs Kämpfen mit dem Riesenpaar und mit Sigenot vernommen, und eines

Tages erklärte er dem Vater, daß er gen Bern ziehen und den König zum Zweikampf herausfordern wolle. Adelger riet dem Jüngling ab, denn er sei ein Schwächling gegen den Berner und werde nur Schande oder den Tod davontragen. Doch Heime ließ sich nicht abhalten. Er sattelte das beste Pferd aus seines Vaters Stall, den edeln Hengst Rispe, nahm seine Waffen und ritt davon.

Als er nach langem Umherfahren endlich Bern erreichte, ritt er schnurstracks vor das Tor der Burg und verlangte den König zu sprechen.

Dietrich saß eben mit seinen Mannen beim fröhlichen Mahle, als sich die Tür auftat und ein Recke erschien, dessen vierschrötiger, auf kurzen, dicken Beinen sitzender Oberkörper ebenso sonderbar aussah, wie das von wildem, struppigem Bart umrahmte Gesicht. Noch mehr staunte aber der Berner, als der Fremdling ihn zum Zweikampf herausforderte. Das war ihm noch nie geschehen; darum sprang er fast zornig auf, ließ sich seine Waffen bringen und sagte dem fremden Kriegsmann, daß er mit ihm vor der Stadt kämpfen wolle.

Es währte nur kurze Zeit, da sprengten die beiden Kämpfer auf dem Walplatz im ersten Anlauf heftig aneinander. Dreimal wiederholten sie den Angriff, ohne daß einer zurückgewichen wäre. Da brachen ihnen die Speere, und sie sprangen von den Pferden, um mit den Schwertern aufeinander loszugehen. Auch hier schien keiner den andern besiegen zu können, bis an dem Helm Hildegrim Heimes Schwert in Stücke brach. Dem Wehrlosen blieb nichts übrig als Ergebung. Dietrich aber verzichtete auf sein Recht als Sieger und schenkte dem wackern Streiter das Leben. Voll Dankbarkeit und Bewunderung gelobte ihm Heime treue Heeresfolge, und Dietrich nahm ihn darauf unter seine Gesellen auf.

Wittig

Hoch oben im Norden lebte auf einer Felseninsel Wieland, der Schmied, der ob seiner unübertroffenen Kunst weit und breit

berühmt war. Eine Waffe, von seiner Hand geschmiedet, galt für die Helden in allen Landen als ein Besitztum von höchstem Wert. Er selbst achtete als sein bestes Werk das Schwert Mimung, das er einst im Wettkampf mit einem der größten Meister der Schmiedekunst gefertigt hatte, der ihn um seine Kunstfertigkeit beneidete*).

War dieses Schwert sein größtes Kunstwerk, so war das, was seinen ganzen Stolz und sein größtes Glück auf der Welt ausmachte, sein junger Sohn Wittig. Mit herzlicher Freude sah er ihn aufwachsen zu einem riesenstarken, gewandten Jüngling, dem die Gesundheit aus den Augen strahlte. Nur eins bekümmerte ihn: Wittig hatte gegen das Handwerk des Vaters eine unüberwindliche Abneigung. Das Hämmern am heißen Herd und der Ruß an Gesicht und Händen, den man davontrug, gefielen ihm nicht. Er wollte nur jagen oder auf schwankem Boote mit den Wellen kämpfen; noch lieber wäre er hinaus in die Welt gezogen zu kühnen Taten und Abenteuern mit Riesen und Drachen.

Als er dieses Verlangen dem Vater aussprach, ward dieser von lebhaftem Staunen erfaßt, das sich zu heftigem Schrecken steigerte, als der Sohn hinzufügte, sein höchstes Ziel sei es, mit dem Vogt von Bern zu kämpfen, dessen Heldenruhm durch die fahrenden Sänger auch auf das nordische Eiland gedrungen war.

Wieland erklärte das für Vermessenheit. Da aber sein Weib, das einem nordischen Königsgeschlecht entstammte, die Bitten ihres Sohnes unterstützte, so fügte er sich endlich darein und schuf ein Kriegsgewand für den kühnen Jüngling, wie es seinesgleichen kaum ein andrer Held sein eigen nannte. Der mit Edelsteinen verzierte Schild zeigte Wielands Wappen: Hammer, Amboß und Zange. Auf der Spitze des Helms leuchteten große Rubine, und der Panzer war trotz seiner undurchdringlichen Härte von großer Biegsamkeit. Das wertvollste Stück der Rüstung war aber Mimung, das Meisterschwert Wielands.

---

*) Siehe Seite 124.

Also gerüstet, zog Wittig eines Tages mit dem Hengst Skemming (d. h. Schimmel), den ihm der Vater auch mitgegeben, von dannen. Auf leichtem Boote suchte er zunächst das Festland zu erreichen: dann ritt er immer nach Mittag zu in der Richtung, wo das Land des Berners nach Angabe des Vaters liegen sollte

Noch sproßte nicht einmal der erste Flaum auf seiner Lippe, aber trotzdem war der Jüngling von einem Wagemut erfüllt, der eines Mannes würdig gewesen wäre. Wohl war ihm der Abschied von den Eltern, die ihn mit Tränen ziehen sahen, herzlich schwer geworden, aber sein Tatendrang war größer als die Liebe zu ihnen. Der Vater hatte ihm noch beim Abschied gesagt, wenn er je der Hilfe in Gefahr bedürfe, solle er nur ans Meer zu gelangen suchen und sich hineinstürzen. Dort werde er Schutz finden durch die Macht des Meerweibes Wachhilde, die seine Ahnfrau sei.

Wittig kam nach langem Ritt an das Ufer eines breiten Stromes, über den aber weder Brücke, noch Fährboot zu führen schien. Er warf sein Gewand ab und watete ins Wasser hinein, um zu sehen, wie tief es sei. Dabei hatten ihn drei Recken beobachtet, die an demselben Ufer dahergeritten kamen. Sie verspotteten ihn wegen seines Beginnens. Als er aber rasch ans Land zurückkehrte, seine Rüstung anlegte und dann auf seinem Rosse auf sie zusprengte, da ließen sie das Spotten sein und zogen es vor, mit dem gewaltigen Recken Frieden zu halten. Bald danach hatten sie sich gegen freche Räuber zu wehren, da erkannten sie, welch furchtbare Klinge der Fremdling schlug.

Als sie nun miteinander weiter ritten, kam es zur Sprache, daß Wittig nach Bern zu dem großen König wolle. Da sagten die andern, daß sie Dietrichs Gesellen seien. Der eine war Meister Hildebrand selbst, der andere Heime und der dritte Hornbogen. Erfreut rief Wittig aus:

„Da darf ich wohl mit euch ziehen; denn ich will nach Bern, um den König zum Kampfe herauszufordern. Er soll ja noch nie besiegt worden sein, aber ich traue meinem Schwert, das Stahl und Stein durchschneidet wie Wachs.“

Das war den drei Gesellen gar nicht lieb zu hören. Sie sprachen deshalb nicht weiter davon, sondern schlugen vor, bald Nachtlager aufzusuchen. Wittig war damit einverstanden, und so suchten sie eine Herberge auf und begaben sich bald zur Ruhe.

Meister Hildebrand konnte aber keine Ruhe finden; der Gedanke an den bevorstehenden Kampf und an die furchtbare Gewalt Mimungs hielt seine Augen geöffnet. Wie konnte er seinen lieben Herrn davor schützen?

Da kam ihm ein Gedanke. Leise erhob er sich und nahm Wittigs Schwert zur Hand. Beim Scheine des Mondes erkannte er, daß die Klinge genau so beschaffen war wie seine eigene; nur die Griffe waren verschieden. Rasch schraubte er diese ab und vertauschte sie. Als er sich überzeugt hatte, daß der Wechsel auch für ein scharfes Auge nicht bemerkbar war, suchte er sein Lager wieder auf und schlief sehr befriedigt bis zum Morgen.

Der nächste Tag brachte die Recken von neuem mit den Räubern in Berührung, die sie am Tage vorher erst erfolgreich bekämpft hatten. Wittig stürmte auf seinem Skemming durch den rauschenden Strom wie eine Windsbraut auf sie los und hieb mörderisch um sich. Heime dagegen, den sein Roß doch mit derselben Schnelligkeit durch den Strom und auf den Kampfplatz trug, rührte sich nicht, dem Gefährten zu Hilfe zu kommen. Erst Hildebrand und Hornbogen, die mit ihren langsameren Rossen nicht so schnell die Wogen teilen konnten, sprangen dem jungen Recken bei und halfen ihm, die Räuber vernichten.

Nach dieser Heldentat ritten sie fröhlich weiter, nur Heime schaute verstimmt und mißlaunig drein. Wittig glaubte, er ärgere sich nun, daß er sich nicht am Kampfe beteiligt habe; deshalb sprach er begütigend zu ihm:

„Ich weiß ja, was für ein starker Held du bist. Du kämpftest bloß nicht mit, weil du mir den Ruhm nicht schmälern wolltest, allein mit den Räubern fertig zu werden."

Heime sagte nichts zu dieser Rede, er blieb aber finster wie zuvor.

Nun suchten die vier Recken ihr Ziel so rasch als möglich

zu erreichen. Es dauerte aber noch viele Tage, ehe sie am Hofe König Dietrichs anlangten. Als die Kunde ihrer Ankunft durch die Räume der Burg erscholl, kam Dietrich ihnen freudig entgegen. Allen reichte er die Hand, dem Fremdling Wittig aber nicht. Darauf nahm dieser seinen Handschuh und gab ihn dem Fürsten. Das bedeutete Fehde. Dietrich glaubte, nicht recht zu sehen; dann erwachte aber der Zorn in ihm, daß ein hergelaufener Fremdling ihn, den König, so ohne weiteres zu fordern wage. Er befahl seinen Mannen, daß sie den Fremden zur Strafe für seine Kühnheit am nächsten Galgen aufknüpfen sollten.

Da legte sich Meister Hildebrand ins Mittel und sprach:

„Kein Landstreicher ist es, lieber Herr, der mit euch zu kämpfen begehrt. Es ist Wittig, der Sohn Wielands, des Schmieds, von dem so viel Rühmens ist in aller Welt. Nach meiner Meinung ist der Jüngling tüchtig genug, um dein Geselle zu werden. Prüfe ihn nur im Zweikampf."

„Wohlan," sagte Dietrich, „ich will mit ihm kämpfen. Wenn er aber unterliegt, wird er dennoch gehängt."

Umgeben von einer Menge von Zuschauern, standen sich bald darauf die beiden wohlgerüsteten Streiter gegenüber. Erst stürmten sie zu Pferde mit den Lanzen aufeinander los, keiner wich dem Angriff des andern; nur die Waffen zersplitterten.

Nun sprangen sie vom Pferde und gingen mit den Schwertern aufeinander ein. König Dietrich hieb mit Nagelring so mächtig auf Wittig ein, daß jeder andre Gegner dadurch vernichtet worden wäre. Wittigs Rüstung, das Meisterwerk Wielands, widerstand aber allen Schlägen und schützte den Recken vor Verwundungen. Endlich gelang es auch ihm, dem Gegner einen wuchtigen Schlag zu versetzen. Der Helm Hildegrim erwies sich aber als treuer Schutz; an seiner Festigkeit brach Wittigs Schwert in Stücke.

Zornig rief der Recke:

„Das ist nicht Mimung, mein Vater hat mich betrogen!"

Dietrich hob schon sein Schwert zu dem letzten, vernichtenden Schlage, da warf sich Hildebrand seinem Herrn entgegen und rief:

„Tötet ihn nicht, nehmt ihn lieber auf in unsern Kreis; er ist dieser Ehre würdig.“

„Nein,“ schrie Dietrich zornig, „er soll den Übermut, mich herauszufordern, mit dem Leben büßen.“

Jetzt reute es Meister Hildebrand, daß er den jungen Recken um sein gutes Schwert gebracht hatte. Er riß es schnell aus der Scheide und gab es Wittig mit den Worten:

„Hier hast du dein Mimung, junger Held. Nun aber, König, seid auf eurer Hut!“

Mit neuer Gewalt begann jetzt der Kampf, aber nun wandte sich das Glück. Mimung brachte dem König bald so viele Wunden bei, daß er stark blutete. Das erhöhte nur seine Wut. Als Wittig ihm Hildegrim zerschlug und ihn zur Ergebung aufforderte, nahm Dietrich als Antwort einen neuen Anlauf.

Da war es wieder Meister Hildebrand, der sich zwischen die Streitenden warf. Er sah es voraus, daß Dietrich auf die Dauer Mimung nicht widerstehen konnte. Deshalb rief er Wittig zu:

„Laß ab vom Streite! Mimung allein gibt dir den Sieg, nicht deine Körperkraft. Du hast dich aber so bewährt, daß ich dich frage, ob du unser Geselle sein willst. Wenn du mit uns bist, haben wir nichts auf der Welt zu fürchten; denn nach unserm König bist du der stärkste aller Helden.“

„Weil du es bist, der mich bittet, will ich tun, was du sagst, denn du hast mir Treue bewiesen.“

So sprach Wittig und wandte sich dann an den Berner:

„Wenn es dir so recht ist, edler König, so will ich fürder mich deinem Dienste weihen und dir Treue halten bis in den Tod.“

Besänftigt reichte Dietrich dem jungen Helden die Hand und verlieh ihm als Lehen eine große Grafschaft mit vielen Burgen und Untertanen.

Als sich König Dietrich von den Folgen dieses Zweikampfes erholt hatte, gab er zu Ehren des neugewonnenen, tapferen Genossen ein Festmahl, bei dem Wittig und Heime rechts und links

von ihm, Hildebrand aber ihm gegenüber sitzen mußten. Die feurigen Weine lösten die Zungen, und mit Jubelklang wurde von den Festgenossen das Lob Dietrichs, des starken und doch so gütigen Fürsten, gesungen, dem alle aufs neue ewige Treue schwuren. Heime und Wittig taten dies mit so lebhaften Beteuerungen, daß Dietrich ihnen gerührt die schweren Goldketten schenkte, die er selbst am Halse zu tragen pflegte.

Da erhob sich mitten in der lauten Fröhlichkeit ein Greis, der bei den Spielleuten gesessen hatte, und sang zu seiner Harfe ein schaurig-ernstes Lied von den Felsen, die ins Wanken kämen, und von der Treue, die gebrochen werde von den Menschen. „Vertraue nicht den Eiden, so rät die Weisheit.“ Mit diesen Worten schloß der Sänger, dann wandte er sich und schritt aus dem Saale. Woher er kam und wohin er ging, das wußte keiner zu sagen.

Ein eisiger Schauer war über die fröhliche Gesellschaft bei den Worten des Sängers hingegangen. Man wußte nicht, war es nur ein Spuk, oder war der Sänger ein Weiser, der Schicksalsdeutung Kundiger, der den König warnen wollte?

Die Wogen des Gelages gingen bald wieder so hoch, daß der Zwischenfall vergessen ward. Nur Meister Hildebrand bewegte die Worte des Sängers in seinem Herzen und sprach zu den Seinen:

„Woher uns auch die Worte kamen, wir wollen uns von ihnen zur Vorsicht mahnen lassen — immer und überall.“

---

5. Eckes Ausfahrt und Tod

In der alten Stadt Köln wohnte eine Königin, namens Seeburg, die wegen ihrer Schönheit und auch wegen ihres Reichtums weit berühmt war. Sie herrschte mit ihren beiden Schwestern über die Lande rings umher, und gar viele Helden kamen an ihren Hof, um sich um ihre Gunst zu bewerben.

Unter den Freiern, die sich den Königinnen nahten, zeichneten sich durch Körperstärke und Heldenruhm drei Brüder aus, die einem Riesengeschlecht entstammten: Ecke, Fasolt und Ebenrot. Sie widmeten sich eifrig dem Dienst der königlichen Schwestern, und Ecke vor allen suchte die schöne Seeburg zu gewinnen.

Bei einem Mahle kam einst die Rede auf den großen König von Bern. Da rühmte Fasolt die Heldentaten dieses Mannes, den noch keiner besiegt habe, so laut, daß Ecke zornig ward und rief:

„Das wollen wir doch sehen! Auch ich bin ein Held und habe schon manchen Sieg errungen. Davon redet niemand. Ich werde hinziehen und den Berner zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern."

Diese Worte waren bis zu der Königin Seeburg gedrungen. Lebhaft sprach sie:

„Schon lange ist es mein Wunsch, den kühnen Berner einmal zu sehen. Das Volk sagt, er sei schön wie Donar, und sein Atem sei feurig wie bei diesem Gotte. Wer ihn mir hierherbringt, den will ich königlich belohnen."

„Wohlan, ich bringe ihn zur Stelle!" rief Ecke begeistert. „Was täte ich nicht für dich, holde Königin! Aber gib mir ein Zeichen, daß du mich erhören willst, wenn ich dir den Helden, tot oder lebendig, bringe."

Die Königin streifte einen Goldreif von ihrer Hand und sprach:

„Dies sei das Pfand, daß ich dich zu meinem Gemahl erheben werde, wenn du glücklich heimkehrst."

Beglückt nahm Ecke den Goldreif entgegen. Was sollte ihm unerreichbar sein, wenn solcher Lohn ihm winkte? Auch eine prachtvolle Rüstung, von Zwergen kunstvoll geschmiedet, schenkte ihm die Königin, und dazu ein Schwert, so schneidig und fest, daß es seinesgleichen kaum geben konnte. Als der junge Recke im Glanze dieses Waffenschmuckes vor ihr stand, schaute die Königin mit Stolz auf ihn herab und entließ ihn mit dem heißen Wunsche, daß er glücklich zu ihr zurückkehren möge.

Ecke trat die Reise nach Bern zu Fuße an, da ein Pferd die Last seines Riesenkörpers auf die Dauer nicht ertragen hätte. Das Herz voll froher Hoffnungen, schritt er dahin, als ob er Flügel habe. Als es Abend wurde, kam er in dem immer dichter werdenden Walde an die Hütte eines Waldbruders. Dort fand er freundliche Aufnahme und Bewirtung. Als er aber beim Becher dem frommen Manne von seiner Absicht sprach, den Vogt von Bern um jeden Preis nach Köln zu bringen, bat ihn der Bruder inständig, von diesem Vorhaben abzustehen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Der Berner sei ein Göttersohn, ihn könne niemand überwinden.

So viel aber der fromme Bruder bat, Ecke blieb unerschütterlich. Die Erzählungen von den Heldentaten Dietrichs spornten ihn vielmehr erst recht an, seinen Eid zu halten. Beim ersten Tagesgrauen war er deshalb schon wieder auf der Wanderschaft. Er beachtete es nicht, daß der Uhu über seinem Haupte schrie und die Unken in den Pfützen ihr unheimliches Geschrei erschallen ließen. Er hörte nur den wonnigen Gesang der Vögel, die den erwachenden Tag begrüßten, und im Geiste sah er sich schon an dem heißersehnten Ziele: als Gemahl der schönen Königin Seeburg.

Rascher noch schritt er dahin, bis er endlich die Stadt Bern erreichte. Sein Erstes war, daß er sich in einer Herberge durch Speise und Trank stärkte; denn der weite Marsch, der ihn nur selten an einer Herberge vorübergeführt, hatte ihn sehr hungrig und durstig gemacht. Nachdem er sich gestärkt, schritt er durch die Straßen der Stadt, um den König zu suchen. Seine gewaltige Gestalt in der glänzenden Rüstung, die in dem Feuer der sie zierenden Edelsteine schon von weitem strahlte, erregte großes Aufsehen, und als er an das Burgtor klopfte, eilte der Wächter voller Schreck zu Meister Hildebrand und brachte ihm die Kunde, daß ein fremder, riesenhafter Rittersmann draußen stehe und Einlaß begehre.

Hildebrand begab sich auf die Mauer und sah staunend auf den jungen Helden herab. Wer konnte das sein? So herrliche Rüstung hatte er noch nie gesehen. „Wen suchet ihr?" rief er hinab.

„Den König von Bern. Sagt mir, wo er ist, auf daß ich ihn mitnehme zu meiner Herrin, die ihn sehen will.“

„Da seid ihr fehlgegangen,“ gab Hildebrand zurück. „Er ficht nicht mit jedem Fremdling und ist nicht zu haben, wenn es einer schönen Frau einfällt, ihn sehen zu wollen. Ihr trefft ihn gar nicht einmal hier an. Gestern ist er in die Wälder gezogen, um gegen die Ungeheuer zu kämpfen, die dort hausen.“

„Gut, so ziehe ich ihm nach,“ rief Ecke; „denn haben will ich ihn, lebendig oder tot.“

Erschrocken wollte Meister Hildebrand noch dringender auf den Fremden einreden, von seinem Beginnen abzustehen, aber Ecke stürmte schon davon. Nach Norden hatte Hildebrand gezeigt; dort wollte er ihn suchen. —

Dietrich ritt einsam in dem dunkeln Walde dahin, auf den sich schon der Abend niedersenkte. Er war ausgezogen, nicht bloß um der Abenteuer willen, sondern um seinen trüben Gedanken zu entgehen, deren er sich nicht entschlagen konnte seit jenem Tage, da er den tapfern Wittig nicht hatte überwinden können. Das wurmte ihn innerlich tief, wenn er sich auch sagte, daß Wittig ohne Mimung und die kostbare Rüstung ihn wohl kaum hätte so weit besiegen können. Er war durch diesen Kampf irre an sich selbst und an seiner eigenen Kraft geworden; nun sehnte er die Gelegenheit herbei, durch neue Heldentaten zu beweisen, daß er noch der Held sei, als der er gerühmt wurde.

Der heutige Tag hatte ihm diese Gelegenheit noch nicht gebracht, wenn auch gar manches Ungeheuer seinem Schwert zur Beute geworden war. Traurig ritt er dahin in dem Dunkel, das nur durch den leuchtenden Glanz Hildegrims etwas erhellt wurde. Auf einmal schien es ihm, als komme ihm ein Licht entgegen. Schnell ritt er darauf zu und erkannte, daß der Lichtschein von Helm und Schild eines reisigen Mannes herrührte, der mit Riesensprüngen auf ihn zugelaufen kam. Im nächsten Augenblick riefen sie sich beide an.

„Bist du Dietrich von Bern?“

„Der bin ich. Was begehrst du von mir?“

Dietrich war von seinem Pferde gesprungen und sah mit Staunen auf die riesenhafte Jünglingsgestalt in der prachtvollen Rüstung.

Ecke berichtete nun, was ihn hergeführt habe. Dietrich aber erklärte unmutig, es fiele ihm gar nicht ein, solch eine lange Fahrt zu unternehmen, bloß um einer neugierigen Frau den Willen zu tun. Dabei sei kein Ruhm zu holen. Ecke ließ nicht ab mit Bitten; er versprach, sein treuester Geselle zu bleiben für alle Zeiten, wenn er mit nach Köln gehe, wo er mit den höchsten Ehren aufgenommen würde. Als Dietrich noch immer ablehnte, wurde Ecke zornig und nannte ihn eine feige Memme, die den Ruhm, den sie genieße, gar nicht verdiene. Er wolle es aber nun jedermann erzählen, was es mit diesem Ruhme auf sich habe.

Jetzt war es vorbei mit Dietrichs Gelassenheit. Drohend zog er sein Schwert und wandte sich dem Jüngling zu. Da rief dieser:

„Hab' ich dich endlich so weit, daß du mit mir kämpfen wirst? Jetzt gilt es Leben oder Tod!“

Doch der Berner senkte das Schwert und sprach:

„Du sollst deinen Willen haben, aber nicht in dieser Stunde, sondern erst, wenn der Morgen graut. Die Finsternis ist dem Meuchelmord günstig, wir aber wollen als ehrliche Männer kämpfen. Jetzt laß uns ruhen.“

„Das hör' ich gern, so spricht nur der edle Mann. Ich schlage vor, daß einer den Schlummer des andern hütet; denn sicherer kann ich nicht ruhen als in deiner Hut. Um Mitternacht weckst du mich, dann wache ich. So sind wir sicher vor Überfall und wildem Getier.“

Wie Ecke gesagt, so geschah es. Als aber der erste Schimmer der Morgenröte am Himmel aufstieg, rief Ecke schon ungeduldig zum Streit. Er konnte es nicht erwarten, seine Königin zu gewinnen.

Noch einmal bat er den König im guten, seine Bitte zu erfüllen, doch in diesem Punkte blieb Dietrich unerbittlich, und so begann der Kampf. Wahrlich, der junge Recke vom Rheine

war ein Gegner, des Königs würdig! Stundenlang währte der Streit, ohne daß einer unterlegen wäre. Eckes Schwert Eckesachs schlug dem Berner manche Wunde, während Eckes Rüstung den gewaltigen Hieben Nagelrings fortgesetzt widerstand.

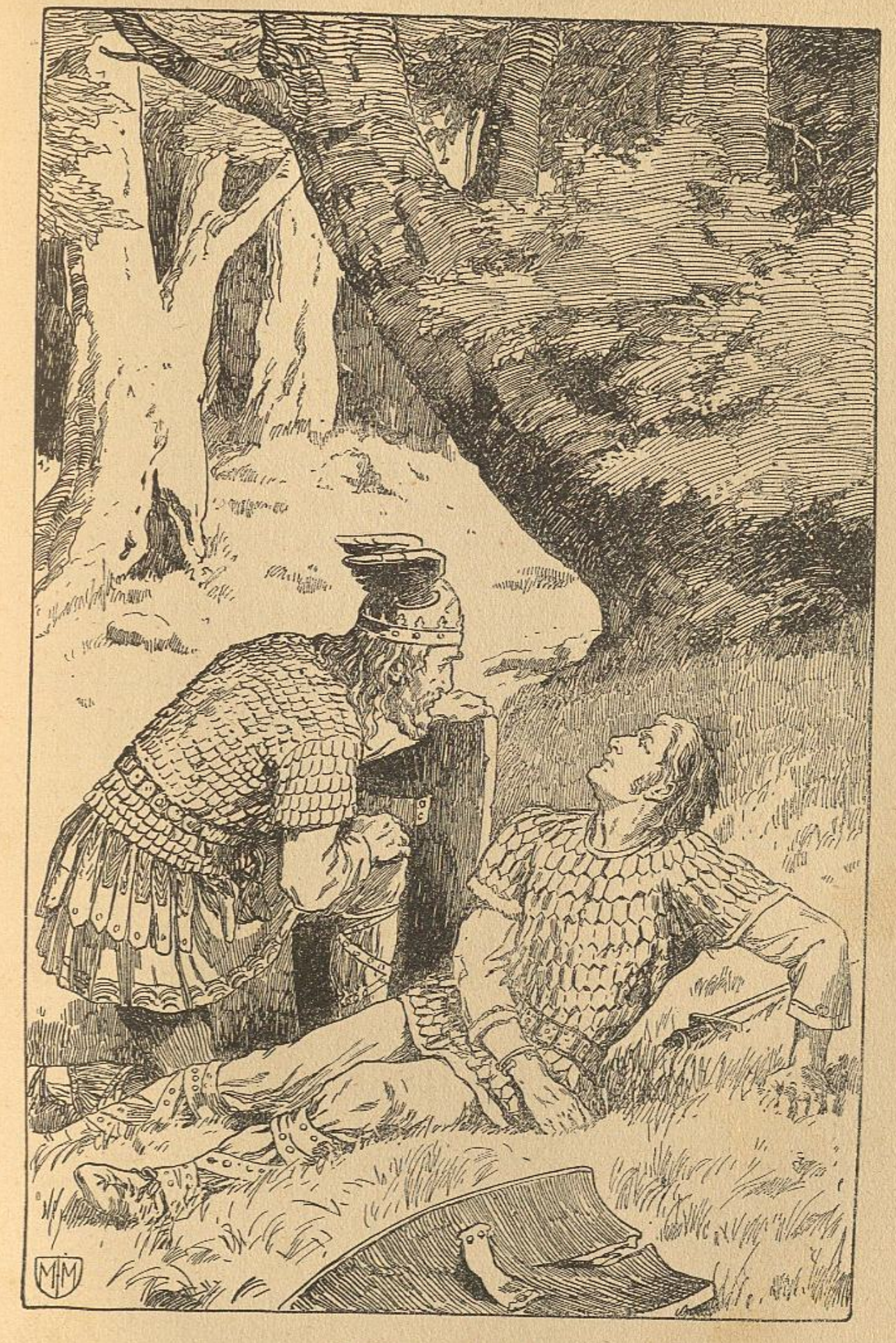
Da hieb Ecke mit mächtigem Schlag Dietrichs Schild in zwei Stücke, so daß der König sich schnell hinter einem Baumstamm bergen mußte, um sein Leben zu schützen. Jetzt hieß es siegen oder sterben. Mit dem Mute der Verzweiflung holte er zu einem vernichtenden Schlage aus, und siehe da, Ecke stürzte unter der Wucht desselben zusammen und blieb wie betäubt liegen. Schnell warf sich Dietrich auf den Recken und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Doch Ecke suchte den Berner mit kräftigem Schwunge von sich abzuwerfen, und dadurch entstand ein ganz verzweifeltes Ringen, bei dem bald der eine, bald der andre oben lag. Endlich vermochte Dietrich mit raschem Griff sein Schwert zu erfassen. Ein Zaudern konnte ihm selbst den Tod bringen; so stieß er das Schwert dem kühnen Recken unter den Panzer tief hinein. In Todeszuckungen sank der edle Held zurück, den Gegner aus der fürchterlichen Umarmung freigebend. Langsam rieselte sein Blut in das feuchte Gras, und der Blick seines Auges erlosch. Da öffneten sich noch einmal seine Lippen:

„Nur eine Bitte: bring den Goldreif an meinem Arm zu meiner Braut und erzähle ihr, wie ich für meine Treue den Tod gefunden. Sag' ihr das selbst — und meinen letzten Gruß. — — —"

Sein Haupt wandte sich zur Seite — er war tot. Tief erschüttert schaute Dietrich auf die herrliche Jünglingsgestalt, dann sprach er leise:

„Du kühner Recke, wie gern hätte ich dir dein Leben geschenkt und dich Freund genannt, aber du wolltest es so! Konnte mir dieses Leid nicht erspart werden? Wahrlich, dieses Sieges rühme ich mich nicht; ich wollte die Hälfte meines Reiches darum geben, könnte ich den edeln Ecke dem Leben wiedergeben! Doch jetzt will ich mich rüsten, um seinen letzten Willen zu vollführen."

Als er jedoch an sich selbst hinabschaute, bemerkte er erst, daß Eckes Schwert keine heile Stelle an seiner Rüstung gelassen hatte.



Dietrich und Ecke

So konnte er nicht weiterziehen; er nahm deshalb die Rüstung von dem Toten und auch das gute Schwert Eckesachs. Dann grub er neben ihm ein Grab und bettete den Leichnam hinein. Bald wölbte sich ein kleiner Hügel über der Stelle, wo der edle Recke zu ewigem Schlummer ruhte. Blumen und grüne Zweige legte Dietrich darauf, und mit Tränen im Auge wandte er sich dann, um den Weg nach Köln anzutreten.

Eckes Rüstung hatte er auf sein Pferd geladen, das er am Zügel führte. Er war jedoch noch nicht weit gegangen, da ward er mit Befremden inne, daß eine lähmende Schwäche über ihn komme. Er hatte nicht an die zahlreichen Wunden gedacht, die Ecke ihm geschlagen. Nun rieselte aus ihnen das Blut hervor, und sie begannen zu schmerzen, daß er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Seine Qualen waren aufs höchste gestiegen, als er an eine Quelle kam, an der er wenigstens seinen brennenden Durst löschen konnte. Der köstlichste Wein hatte ihn nie so gelabt, wie der frische Trunk aus diesem Born.

Da bemerkte Dietrich nahe bei der Quelle ein schlummerndes Mädchen. Er weckte sie und bat sie, ihm seine Wunden zu verbinden. Gern tat sie nach seinem Wunsche. Als sie aber dann bat, er möge ihr in ihr unterirdisches Reich folgen, wo sie als Wasserkönigin herrsche, da wandte er seine Schritte weiter. Wußte er doch, daß es von da kein Zurückkommen gebe, und er hatte doch noch so vielerlei auf Erden zu vollbringen.

Bald darauf hörte er lautes Hundegebell, das den Schrei einer weiblichen Stimme übertönte. Im nächsten Augenblick eilte ein Moosweibchen auf ihn zu, das von zwei fürchterlichen Hunden gehetzt ward. Dem einen hieb Dietrichs Schwert sofort den Kopf ab, der andere entzog sich diesem Schicksal durch die Flucht.

Der eine Schwerthieb war aber für die Kraft des Königs schon zu viel gewesen. Die Wunden brachen wieder auf, und ermattet sank der Held zu Boden. Erschreckt beugte sich das Moosweibchen über ihn und entdeckte die vielen Wunden an seinem Leibe. Sofort nahm sie sich seiner an, reinigte die Wunden, salbte sie mit dem Saft einer Wurzel, die sie aus der Erde

zog, und verband sie von neuem. Das stärkte den König so, daß er alsbald weiter ziehen wollte. Er hatte sich aber kaum erhoben, da kam ein fürchterlicher Recke auf schwarzem Roß auf sie zugestürmt.

„Das ist Fasolt, der grimmige Riese! Komm, laß uns fliehen!“ rief das Moosweibchen entsetzt.

Dietrich jedoch sah ihm aufrecht entgegen. Schon hatte aber Fasolt den erschlagenen Hund erblickt. Vor Wut aufschäumend, versetzte er dem König solch einen Schwerthieb, daß dieser zu Boden sank. Befriedigt ritt Fasolt von dannen.

Dietrich war aber nicht tot, wie Fasolt glaubte, sondern nur betäubt. Den erneuten Bemühungen des Moosweibchens gelang es bald, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Sie verband die Wunden noch einmal und flößte ihm einen Trank ein, der seine Kräfte mit einem Male wiederherstellte. Dann bat sie ihn, jetzt einen Schlaf zu tun, das sei das letzte Heilmittel, das er nötig habe. Nichts tat er jetzt lieber, und so ruhte er die ganze Nacht hindurch, von dem wachenden Moosweibchen treu behütet.

Am andern Morgen erhob er sich neu gestärkt, legte Eckes Rüstung an, die er sich, so groß er war, mit der scharfen Schneide des Schwertes Eckesachs ein gut Stück kürzer schneiden mußte, und trat dann, nach herzlichen Dankesworten an das Moosweibchen, seine Reise an. Dieses war jedoch kaum im Busche verschwunden, so schrie es wieder laut.

Dietrich sprengte zurück und sah sich von neuem Fasolt gegenüber. Kaum hatte dieser jedoch den König in Eckes Rüstung erblickt, da schrie er zornig:

„Du hast meinen Bruder erschlagen; denn lebendig hätte sich Ecke nie von seiner Rüstung getrennt.“

Dabei stürzte er sich mit aller Macht auf den Berner. Dieser aber wich geschickt aus und warf den Riesen mit einem mächtigen Hieb zu Boden. Schon wollte er dem Recken den Garaus machen, da flehte dieser um sein Leben und gelobte mit teuern Eiden, daß er Dietrichs Dienstmann sein wolle.

Dietrich übte Großmut im Andenken an den armen Ecke, und so ritt Fasolt an seiner Seite dem Rheine zu. Unterwegs kamen sie auch zu dem Waldbruder, bei dem Ecke gerastet hatte. Dem frommen Manne stürzten die Tränen aus den Augen, als er den fremden Helden in Eckes Rüstung sah; denn nun wußte er, daß seine traurigen Ahnungen sich erfüllt hatten.

„Du mußt der Berner sein," sprach er; „denn ein andrer hätte meinen armen Gastfreund nicht überwunden. Gern rächte ich sein Blut, aber sorge dich nicht: heilig ist mir das Gastrecht."

Nicht so Fasolt. Als er nachts an der Seite des Berners ruhte, erhob er sich leise und nahm das Schwert des Königs weg. Er versteckte es und schritt dann, sein eigenes Schwert in der Hand, leise an das Lager des Königs, um ihn im Schlafe zu töten.

„Jetzt räche ich dich, Bruder Ecke!" flüsterte er. Doch in demselben Augenblick fühlte er seinen Arm ergriffen. Der Waldbruder war es, der ihn mit Gewalt zurückzureißen suchte. Bei dem Handgemenge fiel das Schwert zu Boden, und von dem Geräusch erwachte Dietrich. Er verstand sogleich, was sich zugetragen hatte, und blitzschnell griff er nach dem am Boden liegenden Schwert. Ein Stoß — und der ungetreue Fasolt sank, zum Tode getroffen, zur Erde.

„Ihr tatet, wie ihr mußtet, Herr," sagte der fromme Bruder bekümmert, „aber ich bitte euch, meidet ferner meine Schwelle, denn ein zweites Mal könnt' ich euch Gastrecht nicht geben. Ich wäre meiner nicht sicher, ob ich nicht dann für Eckes Tod an euch Vergeltung suchen würde." —

Dietrich begab sich am andern Morgen wieder auf die Reise und langte endlich vor den Mauern von Köln an. In der Burg hatte man schon von weitem den Ritter mit der strahlenden Rüstung daherkommen sehen, und da man nicht anders glaubte, als Ecke kehre zurück, rüstete sich die Königin, um dem jungen Helden schön geschmückt mit ihrem Gefolge entgegenzugehen. Wie staunten sie aber, als der Recke, ohne sich melden zu lassen, in

voller Rüstung in den Saal herein- und gerade auf den Hochsitz der Königin zuschritt! Nicht Eckes Antlitz war es, das unter dem strahlenden Helm hervorblickte. Ihr Staunen ward aber zum Entsetzen, als Dietrich der Königin den Goldreif überreichte, den er von Eckes Arm genommen hatte, und ihr seine letzten Grüße brachte. Bis ins tiefste Herz erschauerten sie alle, als der Held mit weithin schallender Stimme sprach:

„Nun habt ihr euern Willen, den ihr in frevlem Übermute ausspracht: der Berner steht vor euch. Daß darum aber der edle Ecke sterben mußte, das sei Gott geklagt. Auf euch komme sein Blut!"

Sprach's und schritt ohne Gruß hinaus aus der Königshalle. Draußen bestieg er sein Roß und ritt in schweren Gedanken heim gen Bern. Zu folgen wagte ihm keiner

6. Mönch Ilsan und Wildeber

Die Kunde von Dietrichs Sieg über Ecke war schon nach Bern gelangt, als der Held heimkehrte. Heime war der erste, der ihm begegnete und ihn mit Jubelrufen über seine jüngste Heldentat begrüßte. Erfreut darüber, schenkte ihm Dietrich das Schwert Nagelring, da er ja in Eckesachs nun ein noch besseres besaß. Als aber Wittig, der auch herbeigeeilt kam, dies vernahm, rief er aus:

„Du trägst solch edle Waffe nicht mit Ehren, Heime, denn du hast mich schändlich im Stiche gelassen, als mich damals die Räuber überfielen; nur Hildebrand und Hornbogen sprangen mir bei."

Als König Dietrich das vernahm, ward er sehr zornig. Er ließ sich von Hildebrand erzählen, was damals am Ufer des Stromes vorgefallen war; dann rief er laut:

„Und das habt ihr mir verschwiegen? Pfui, Heime, das hätte ich dir nicht zugetraut! Geh mir aus den Augen und zeige

dich nicht eher wieder, bis du durch ehrliche Taten deinen Ruf wiederhergestellt hast."

Finstern Blickes wandte sich Heime ab und verließ den Hof zu Bern. Er wandte sich nordwärts und schloß sich einer Räuberbande an, die dort die Gegenden unsicher machte.

Nach dieser unerfreulichen Begegnung trat Dietrich ein in die Halle seiner Burg, wo er von den Seinen mit Jubel empfangen wurde. Immer und immer wieder mußte er ihnen erzählen, wie er Ecke besiegt hatte, und sie konnten gar nicht müde werden, die kostbare Rüstung und das schneidige Schwert zu bewundern, das er als Beute heimgebracht hatte.

Bei diesen Gesprächen hatten sie gar nicht bemerkt, daß ein Mönch in den Saal getreten war. Erst als er sich bettelnd dem Könige nahte, wurden sie auf ihn aufmerksam.

Da er über Hunger klagte, ließ ihm der König Speise und Trank in Fülle vorsetzen. Mit Staunen sah die Tischgesellschaft, wie ein Braten nach dem andern von ihm verzehrt und ein Trinkhorn nach dem andern geleert ward. Als er die verblüfften Gesichter in seiner Umgebung sah, sprach der Mönch:

„Ja ja, fünf Jahre gehungert und dazu gebetet — das war eine harte Strafe. Nun bin ich in die Welt geschickt, um alle die zu bekehren, die in Völlerei leben. Bei euch fang' ich an."

Lautes Gelächter begrüßte diese Rede; da trat plötzlich Meister Hildebrand auf den Mönch zu und rief:

„Was sehe ich? Das ist ja mein lieber Herzbruder Ilsan."

„Komm mir nicht zu nahe!" entgegnete der Mönch, „wenigstens nicht eher, bist du Buße getan hast."

„Weißt du, Brüderlein, du bist bei uns gerade an den rechten Ort gekommen. Wir ziehen auch immer aus, um allerlei unheilige Geschöpfe, als da sind Drachen, Riesen und so weiter zum Guten zu bekehren — freilich mit dem Schwert! Komm, schließ' dich uns an!"

„Wenn ich nur bekehren kann, das Wo und Wie bleibt sich gleich — ich bleibe bei euch!" rief der weinselige Mönch und warf die Kutte ab. Da stand er vor ihnen in vollem Waffenschmuck.

Jetzt nahm das Gelage einen neuen Anfang, und am lustigsten von allen war Ilsan, der streitbare Mönch mit dem nimmer zu stillenden Hunger und Durst. —

Mitten in die laute Fröhlichkeit hinein erklang plötzlich der Ruf:

„Ein Bär!" — „Ein wilder Eber!"

Das Untier, das in der Mitte des Saales so unvermutet auftauchte, war weder das eine, noch das andre. Es stand so starr auf einer Stelle, daß die stärksten unter den Männern es keinen Zoll breit fortbewegen konnten. Wohl aber warf es jeden, der sich ihm nahte, zu Boden. Da zog Dietrich seinen Eckesachs und wollte dem Ungetüm den Todesstoß geben. Meister Hildebrand hielt ihn jedoch zurück und machte ihn darauf aufmerksam, daß ein Goldreif unter dem Fell hervorblitze. Vielleicht sei ein Mensch darunter verborgen.

Da trat der König auf das Untier zu und rief:

„Laß ab von dem Mummenschanz, wenn du ein Mensch bist. Du sollst unser Geselle sein, wenn du dich als ein Held erweisest!"

Da schlüpfte aus der Bärenhaut ein riesenstarker Recke in strahlender Rüstung.

„Wildeber!" rief da Meister Hildebrand erfreut. „Sei uns willkommen! Du brauchtest nicht in solcher Verkleidung zu uns zu kommen; dich nimmt unser Herr mit Freuden auf! Komm, laß dir den Willkommtrunk entbieten."

Als sie dann beieinander saßen, erzählte Wildeber, daß er vor kurzem ein seltsames Abenteuer gehabt habe. An dem Ufer eines Sees habe er eine Schwanenjungfrau belauscht, die sich gebadet habe. Heimlich habe er ihr Schwanenkleid an sich genommen, um sie dadurch in seine Gewalt zu bekommen und zu seinem Weibe zu machen. Sie jammerte aber so unsäglich, als sie ihren Verlust bemerkte, daß er sich erweichen ließ und ihr das Gewand zurückgab. Aus Dankbarkeit dafür habe sie ihm einen Goldreif geschenkt, der ihn unüberwindlich mache. Zur Bedingung habe sie nur gemacht, daß er in Bären- oder Ebergestalt einhergehe,

bis es ihm gelinge, von dem berühmtesten Fürsten der Welt in Dienst genommen zu werden. Darum sei er nach Bern gepilgert, und da ihn der König als Waffengenosse angenommen habe, so hoffe er, daß sich die Weissagung erfülle und die Kraft des Ringes ihm zeitlebens erhalten bleibe.

So schloß der Tag, an dem Dietrich von der traurigen Fahrt nach Köln in die Burg seiner Väter zurückgekehrt war.

---

7. Dietleib

Nach diesen Heldentaten, die seinem Ruhme neuen Glanz verliehen und ihm den Glauben an sich selbst wiedergegeben hatten, rastete Dietrich eine geraume Weile in Bern und widmete sich dem Wohle seines Volkes. Da kam eines Tages von seinem Oheim, dem Kaiser Ermenrich, die Einladung, daß er zu einem großen Feste nach Romaburg kommen möge. Dietrich hatte keinen Grund, diese Einladung abzulehnen, und so rüstete er sich mit seinen Gesellen zu der festlichen Fahrt.

An dem Morgen, da sie Bern verlassen wollten, kam plötzlich auf hohem Rosse ein Recke in den Hof gesprengt. Es war Heime, den Dietrich von seinem Hofe verbannt hatte. Mit Stirnrunzeln empfing der König den einstigen Gesellen. Als dieser jedoch erzählte, wie er in zahlreichen Kämpfen mit Riesen und Räubern seine Tapferkeit bewährt und daß er keinen andern Wunsch habe als den, die Verzeihung seines Herrn zu erlangen und wieder unter seine Gesellen aufgenommen zu werden, da schenkte Dietrich seinen Worten Glauben und nahm ihm von neuem den Eid der Treue ab. Eine tiefe Narbe im Gesicht ließ ja Heimes Worte noch glaubhafter erscheinen, und so erlaubte ihm der König auch, daß er sich dem Zuge nach Romaburg anschließen durfte.

Bei herrlichstem Sonnenschein zogen die Helden in fröhlichster Stimmung von dannen. Sie mochten vielleicht die Hälfte des

Weges zurückgelegt haben, da begegnete ihnen ein junger, wohlgerüsteter Recke, der sie bat, ihm den Weg nach Bern zu zeigen. Er wolle Dienst nehmen bei dem weitberühmten Helden von Bern.

„Da hast du nicht weit!“ antwortete der eine und zeigte auf den König, der vor ihnen ritt. „Dort ist der, den du suchst.“

Erfreut wandte sich der Jüngling, der sich Ilmenrik von Dänemark nannte, an den König und bat:

„Edler König, nehmt mich in euern Dienst! Bin ich euch als Kampfgenosse noch nicht genug, so laßt mich euer Diener sein, der eure Waffen und Kleider und auch die Rosse hütet.“

Dem Berner gefiel der stattliche, rotwangige Gesell; darum gewährte er freundlich seine Bitte und hieß ihm, daß er sich seinen Mannen anschließen solle. Dietrich hatte nämlich außer Heime und Wittig noch ein Gefolge von zwanzig Rittern und eine Anzahl Knappen bei sich.

In Romaburg wurden die Gäste vom Kaiser mit großen Ehren empfangen, und Dietrich mußte sich mit Heime und Wittig sogleich zu dem Festgelage begeben. Um die übrigen kümmerte sich niemand; sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten.

Ilmenrik hatte erst Waffen und Pferde seines Herrn besorgt, dann schaute er sich nach den Mannen um. Als er sie verlassen im Burghofe fand, nahm er sich ihrer sofort an. Zunächst suchte er für sie eine gute Herberge und ließ sie so trefflich bewirten, daß die zwanzig Mark Goldes, die er in der Tasche hatte, bis auf den letzten Heller aufgingen. Am nächsten Tage sorgte er wieder so für sie. Da er aber kein Geld mehr hatte, verpfändete er heimlich Heimes Rüstung und Pferd für zehn Mark Goldes. Ebenso geschah es mit Wittigs Eigentum, das am dritten Tage für zwanzig Mark zum Pfandleiher wanderte; am vierten Tage nahm Ilmenrik sogar Dietrichs Roß und Rüstung und verpfändete sie für dreißig Mark.

Die Mannen waren natürlich über die Freigebigkeit ihres neuen Genossen sehr erfreut und lebten auf seine Kosten herrlich und in Freuden. Was für einen Geldbeutel mußte Ilmenriks Vater haben, daß der Sohn so gastfrei auftreten konnte!

Da befahl König Dietrich am fünften Tage, daß die Rosse zur Heimkehr gesattelt würden. Als Ilmenrik aber die Waffen herbeibringen sollte, sprach er freimütig:

„Gern will ich tun, wie du sagst, aber erst mußt du Waffen und Rosse auslösen. Ich habe sie verpfändet für sechzig Mark, die ich für unsern Unterhalt brauchte — außer meinem eigenen Golde, das ich zugesetzt habe.“

Da ward Dietrich zornig und rief:

„Was für ein Vielfraß bist du denn? Du verpfändest mir noch das Haus über dem Kopfe, daß ich betteln gehen muß.“

„Lieber Herr, ich konnte nicht anders. Für euch hatte der kaiserliche Gastherr wohl gesorgt, an uns dachte aber niemand. Ihr seid viel zu gut, als daß ihr eure Leute verhungern ließet.“

Diese Rede stimmte ja den König ein wenig milder; er nahm aber doch den eigenmächtigen Jüngling mit zu dem Kaiser und stellte ihm die Sache vor. Ermenrich erbot sich sogleich, die Zeche für das Gefolge zu zahlen; das sei seine Pflicht als Gastgeber. Er geriet jedoch in Zorn, als er vernahm, um was für eine große Summe es sich handelte.

„Du bist ein ungetreuer Knecht, der seinen Herrn ins Unglück stürzen wird!“ rief er heftig aus.

Ein Ritter aus des Kaisers Gefolge, Walter von Wasgenstein, höhnte den Jüngling mit der Frage, ob er noch etwas anders gelernt habe als Fressen und Saufen.

Da entgegnete Ilmenrik ruhig, er habe von seinem Vater mancherlei gelernt, was Recken zu tun pflegten. Sie sollten es doch einmal mit ihm im Wettstreit versuchen. Darauf rief Walter von Wasgenstein:

„Gut, wir wollen Steine stoßen und Schäfte werfen. Mein Haupt setz' ich zum Pfande, daß ich dich besiege.“

Walter warf einen riesengroßen Stein viele Klafter weit; Ilmenrik aber hob ihn auf und warf ihn noch eine Klafter weiter; ja beim zweiten Wurfe übertraf er den Gegner sogar um zwei Klaftern.

Nicht anders war es beim Schaftschießen. Walter warf

eine schwere Fahnenstange in großem Bogen über das Dach der Festhalle weg, so daß sie klaftertief in den Erdboden drang. Gelassenes Schrittes ging Ilmenrik durch die Halle, die nach beiden Seiten offen war. Mit kräftigem Ruck zog er die Stange aus der Erde und schleuderte sie in noch viel größerem Bogen auf die andre Seite zurück. In demselben Augenblick lief er aber auch so schnell durch die Halle zurück, daß er noch rechtzeitig ankam, um die herabsausende Stange mit der Hand aufzufangen, ehe sie den Erdboden erreichte.

Kein Zweifel, der Wasgensteiner war besiegt. Staunend blickte alles auf den jungen Helden. Der Kaiser aber rief Ilmenrik zu sich heran und sprach:

„Du hast gesiegt, junger Held, und das Haupt meines Gesellen ist dir verfallen. Aber ich denke, du läßt mit dir reden. Verlange, was du willst, du sollst es haben, nun gib ihn mir frei.“

„Sorgt euch nicht,“ antwortete der Jüngling, „das Haupt euers Ritters begehr' ich nicht. Eine Bitte hätte ich aber doch. Ich möchte wieder auslösen, was ich verpfändet habe, um unsre Leute beköstigen zu können. Gebt mir die sechzig Mark Goldes, und ich bin zufrieden.“

„Nicht bloß das sollst du haben,“ sprach der Kaiser erfreut, „sondern auch noch einmal sechzig Mark für dich selber.“

„Für mich, Herr, brauche ich nichts,“ sagte Ilmenrik bescheiden. „Erlaubt mir aber, daß ich diese sechzig Mark nehme und euch und meinem Herrn samt all den Unsern zum Abschied ein Festmahl gebe, das euch noch lange in der Erinnerung bleiben soll. Denn herrlich soll es werden, und wenn ich unsre Waffen und Rosse noch einmal verpfänden sollte!“

Lautes Gelächter folgte den Worten des jugendlichen Recken. Heime aber sagte drohend, daß er sein Pferd nicht wieder zu solchem Zwecke verwenden solle, sonst würde er es mit seinem Leben zu büßen haben.

Das Festmahl, das Ilmenrik am nächsten Tage ausrichtete, verlief so glänzend, wie er es vorausgesagt hatte. Sie priesen alle laut den fröhlichen Gastgeber, nur Heime schaute grollend

drein, denn er fürchtete, der lustige Geselle würde wieder zum Verpfänden gegriffen haben. Da kam Ilmenrik und nahm an seiner Seite Platz. Er fing von allerhand Dingen an zu reden und fragte, welcher Degen ihm denn die schwere Stirnwunde beigebracht habe.

Das sei Dietleib, Biterolfs Sohn, gewesen, sagte Heime und fügte hinzu, wenn er dem je wieder im Leben begegne, solle er diesen Schlag mit seinem Blute bezahlen. Da sprach Ilmenrik:

„Ich weiß es wohl, daß Dietleib es war, denn — ich selbst bin Dietleib. Sieh mich nur an, dann erkennst du mich doch vielleicht. Deine Genossen, den Räuber Ingram mit den Seinen, haben wir getötet, als sie uns überfallen wollten; dich rettete dein Hengst Rispe, nachdem ich dir die Stirn gezeichnet hatte. Glaubst du mir nicht, so sollst du im Zweikampf mein Schwert wieder erkennen. Wenn du aber meinen Worten traust, so soll niemand von dieser Sache etwas erfahren."

Heime war bei dieser Eröffnung sehr kleinlaut geworden, und er bat den Genossen inständig, daß er auch fernerhin davon schweigen wollte. Wußte er doch, daß der Berner ihn ein zweites Mal und zwar für immer von seinem Hofe weisen würde, wenn er dies erführe.

König Dietrich rief jetzt plötzlich nach dem Gastgeber.

„Dir gilt dieser Trunk!" sprach er. „Aber nicht meinem Dienstmann weihe ich ihn, sondern meinem Gesellen, den ich heute als solchen in Eid und Pflicht nehme!"

„Hab Dank, o edler König!" rief Dietleib beglückt. „Damit du aber weißt, daß du keinem Unwürdigen diese Ehre verleihst, so will ich dir sagen, daß ich nicht Ilmenrik, sondern Dietleib, der Sohn Biterolfs, bin, der mit den Heunen so manchen Sieg erkämpft hat. Meine Eltern hielten mich für einen Schwächling und kümmerten sich nicht viel um mich. Im geheimen übte ich aber alle Waffenkünste und wurde dadurch stark und groß. Daß ich seiner würdig war, zeigte ich dem Vater, als wir auf der Heimfahrt von einer Hochzeit von Ingram und seinen Räubern angefallen wurden. Nur einer entkam mit blutendem Haupte, die andern töteten wir alle."

Die letzten Worte verdüsterten Heimes Gemüt von neuem; die andern Gesellen aber begrüßten den jungen, tapfern Degen mit Freuden als den Ihrigen.

Als Dietrich am andern Tage von Romaburg abreiste, zog Dietlieb mit ihm, und er ist eine Zeitlang als treuer Heergenosse seines Herrn in Bern geblieben. Sein Tatendrang führte ihn dann zu den Hunnen, wo er an König Etzels Hof seinen Vater Biterolf antraf. Vater und Sohn standen Etzel in seinen Kriegen gegen die Reußen so tapfer bei, daß dieser ihnen das herrliche Land Steiermark als Lehen gab. In seinem Herzen bewahrte aber der tapfere Dietleib allezeit die treueste Anhänglichkeit für seinen ersten Herrn, den edeln Dietrich von Bern.



Zwerg Laurin und der kleine Rosengarten

8. Zwerg Laurin und der kleine Rosengarten

Der Held von Bern und seine treuen Gesellen hatten lange nichts von Dietleib, dem Steirer, gehört. Da erschien er eines Tages ganz plötzlich mit einem so dringenden Anliegen bei ihnen, daß der edle Berner ihm sofort seinen Beistand zusagte.

Dietleib hatte eine gar liebliche Schwester, Künhild genannt, die ihm sein Hauswesen mit großer Umsicht und Treue führte. Vor wenigen Tagen nun hatte sie mit ihren Genossinnen auf einer Wiese fröhlich gespielt; da war sie mit einem Male vor den Blicken der andern verschwunden. Man fand sie nirgends, und nur eine Möglichkeit war geblieben, daß nämlich der Zwergenkönig Laurin sie mit einer Tarnkappe geraubt und in sein Felsenschloß entführt hatte. Das liege hoch oben in den Bergen.

„Jawohl," sagte Meister Hildebrand, „über Schneefelder und Eisberge führt der Weg zu ihm — ich kenne ihn. Und in diesen Eisregionen hat er sich einen wunderbaren Rosengarten

geschaffen, in dem viele Tausende der herrlichsten Rosen blühen. Er hat ihn mit einem goldenen Faden umzogen; wer diesen zerreißt und Rosen stiehlt, dem fordert er zur Strafe die rechte Hand und den linken Fuß ab."

„Wenn er den Eindringling fängt!" rief Wittig. „Mich sollte er wohl nicht erwischen!"

Da sprach der König:

„Wir ziehen nach dem Rosengarten, aber nicht, um Rosen zu brechen, sondern um die edle Künhild, unsers Genossen vielliebe Schwester, zu befreien. Ihr sollt mir aber geloben, daß ihr den Garten nicht antastet. Und du, Hildebrand, sollst unser Führer sein."

So zogen denn am nächsten Morgen mit dem König aus der alte Meister Hildebrand, Dietleib, Wittig und Wolfhart, der kühne, allzeit kampflustige Neffe Hildebrands. Eine beschwerliche Fahrt war es, die sie machen mußten, über hohe Berge und durch tiefe Schluchten, an riesigen Schneefeldern vorüber und oft auf so schmalen Pfaden, daß die Pferde sie kaum beschreiten konnten. Die Finger drohten ihnen schon zu erstarren, da ward ihnen, als sie eben wieder einen hohen Berg erklommen hatten, eine wundersame Überraschung. Ein wonniger Duft strömte ihnen entgegen, den sie voller Entzücken einatmeten, und gleich darauf erblickten sie den herrlichen Garten, von dem dieser kostbare Duft ausging.

Es war auch überwältigend, in dieser starren, kalten Einöde plötzlich solchem Wunder zu begegnen. Die Recken waren von dem köstlichen Anblick so gebannt, daß sie lange wie erstarrt in den paradiesischen Garten hineinschauten. Da war es der ungestüme Wolfhart, der den Bann brach und mit kühnem Sprunge mitten in den Garten hineinsetzte. Der Goldfaden zerriß, und Wittig säumte nicht, dem Gefährten sogleich zu folgen. Nicht achtend der Warnungsrufe Meister Hildebrands und der zornigen Drohungen des Königs, fingen die Recken an, die Rosen niederzutreten. Sie hatten dies jedoch kaum begonnen, da rief Hildebrand:

„Seht euch vor, die Vergeltung ist euch nahe. Der Zwergenkönig naht!"

Sie schauten sich um, da erblickten sie auf hohem Rosse daherstürmend eine Gestalt wie ein Kind, aber in einer von Gold und Edelsteinen weithinleuchtenden Rüstung, wie sie die streitbaren Recken zu tragen pflegten. Mit Windesschnelle kam er dahergeeilt und rief den Recken schon von weitem zu:

„Was fällt euch ein, daß ihr so schnöde in mein Heiligtum einbrecht? Habe ich euch beleidigt? Warum fordert ihr da nicht Rechenschaft von mir, statt wie Räuber über mein Eigentum herzufallen? Zur Strafe soll mir jeder von euch die rechte Hand und den linken Fuß abgeben!"

Da entgegnete Dietrich:

„Wenn du der Herr des Gartens bist, so sollst du Entschädigung haben für den Schaden, den diese da angerichtet haben; aber die rechte Hand und den linken Fuß kannst du nicht haben, die brauchen wir selbst zu nötig — die Hand zum Dreinschlagen und den Fuß zum Reiten."

„Nichts von Entschädigung!" rief zornig Hildebrands Neffe, „unsre Antwort seien Schwerterhiebe und Fußtritte!"

„Du Knirps," rief Wittig, „ich werfe dich samt dem Ziegenbock, auf dem du reitest, an den Felsen, daß du daran kleben bleibst."

„Versuch' es nur," schrie der Zwerg zurück, „rede nicht bloß davon!"

Dabei erhob er seine Lanze, um den auf ihn losstürzenden Wolfhart abzuwehren, und siehe da — bei der ersten Berührung mit Laurins Lanzenspitze fiel Wolfhart zu Boden. Auch Wittig war machtlos gegen den Zwerg; ja, dieser hätte dem zur Erde Gestürzten den Todesstoß gegeben, wenn nicht der Berner dem Genossen zu Hilfe gekommen wäre.

Auch Dietrich konnte mit dem kleinen Zauberer nicht fertig werden, bis Hildebrand ihm zurief, er müsse ihm seine drei Zaubermittel entreißen: den Ring am Finger, den Leibgürtel*) und die Tarnkappe, wenn er seine Stärke brechen wolle.

---

*) Einen „Stärkegürtel", wie ihn Donar trug.

Bei einem furchtbaren Anlauf, den Dietrich nahm, gelang es ihm, dem Zwerg den Ring zu entreißen. Dies half aber nicht viel. Erst als der König mit Aufwand aller Kräfte den Gürtel erfaßte und dieser zerriß, ließ die Zauberkraft nach. Dietrich war von der Wucht, mit der ihn der Zwerg zurückstieß, zu Boden gestürzt. Er sprang aber schnell wieder auf seine Füße, um seinen nun schwach gewordenen Gegner zu fassen. Doch dieser war nirgends zu sehen, denn er hatte seine Tarnkappe rasch aufs Haupt gestülpt. Da kam ein furchtbarer Zorn über den Berner. Wie ein wildes Tier sprang er bald hier-, bald dorthin, um den Unsichtbaren zu fassen, dessen Schwertstreiche nach wie vor ertönten. Endlich ergriff er die Tarnkappe und riß sie an sich — nun war es um den Zwerg geschehen.

„Jetzt sollst du uns Hand und Fuß als Pfand geben," schrie der König, „aber den Kopf noch dazu!"

Laurin in seiner Todesangst lief zu Dietleib hin und flehte:

„Schütze du mich, denn ich bin dein Schwager. Künhild ist meine Gemahlin!"

Dieser Ruf änderte für Dietleib die Sachlage. War Laurin der Schwester Gemahl, so konnte er ihm Schutz nicht versagen. Rasch hob er den Zwerg zu sich aufs Pferd und gab diesem die Sporen. Im Waldesdickicht versteckte er den Zwerg und ritt zu dem König zurück.

Dieser war aber noch wütender als zuvor; denn Dietleibs Einmischung raubte ihm nicht bloß den Gegner, den er vernichten wollte, sie erschien ihm auch als Unbotmäßigkeit und Undank. Für Dietleib zunächst waren sie ausgezogen, und nun schlug sich dieser in der letzten Minute auf Seite des Gegners? Das war Untreue, und solcher gebührte der Tod.

Das rief Dietrich dem zurückkehrenden Dietleib entgegen, und im nächsten Augenblick drohten die beiden mit den Schwertern aufeinander zu stürzen. Sollten aber König und Geselle um solcher Ursache willen sich ans Leben gehen? Das durfte nicht sein. Im Nu sprang Hildebrand auf Dietrich zu und riß ihn zurück, während Wittig Dietleib in den Arm fiel. Es bedurfte langen

Zuredens, ehe die erzürnten Recken sich versöhnen ließen, und ehe insbesondere Dietrich darein willigte, Laurin zu verzeihen. Dieser wurde herbeigeholt und von dem Berner begnadigt, wogegen er Urfrieden schwören mußte.

Nun stellte er aber die Bitte, daß ihm die Recken in sein unterirdisches Reich folgen sollten, damit er sie bewirten könne. Auch möge Dietleib ihm nun die Erlaubnis zu seiner Vermählung mit Künhild geben. Dieser erklärte dagegen, daß dies ganz von dem Willen seiner Schwester abhänge; sie solle entscheiden, ob sie mit ihnen heimkehren oder Laurins Gemahlin bleiben wolle. Darauf ging der Zwerg willig ein, und so folgten die Recken seiner Einladung.

Nach einem langen Ritt über Eis und Schnee kamen sie in ein Gefilde, fast ebenso herrlich wie der Rosengarten. Mit Entzücken gaben sie sich wieder diesen Eindrücken hin; nur Wittig, der seine Niederlage vor dem Zwerg nicht verwinden konnte, traute diesem nicht und suchte die Genossen von dem Besuche des unterirdischen Schlosses abzuhalten. Als sich aber das in die Unterwelt führende Tor öffnete, rief Wolfhart, sie hätten ja ihre guten Schwerter bei sich, was sollte ihnen da passieren!

Murrend folgte Wittig den Genossen. Wohl schraken sie zusammen, als das Tor hinter ihnen mit lautem Krachen ins Schloß fiel, aber die Herrlichkeiten, die sich ihnen nun zeigten, ließen sie alles andre vergessen. Eine solche Pracht von Marmor und Edelsteinen, von Gold und Silber in der vollendetsten Anordnung hatten sie auf Erden nie gesehen. Das Herrlichste war aber doch die holdselige Königin, die ihnen jetzt mit ihrem Zwergengefolge entgegenkam. Der Demant in ihrer Krone leuchtete so stark, daß der ganze Saal dadurch wie taghell erleuchtet war.

Als sie ihren Bruder Dietleib erblickte, begrüßte sie ihn mit der rührendsten Herzlichkeit. Er mußte neben ihr Platz nehmen, während Laurin auf der andern Seite sich niederließ.

Die Pracht des Gastmahles zu schildern, das Laurin nun seinen Gästen gab, vermag ich nicht. Die köstlichsten Speisen und die feurigsten Weine zierten die Tafel, und auch für die

Unterhaltung der Tischgesellschaft war in angenehmster Weise durch Musik und Gaukelspiel gesorgt. Laute Fröhlichkeit herrschte gar bald in dem Kreise. Dietleib aber benutzte den Augenblick, als Laurin sich einmal aus ihrer Nähe entfernte, um die Schwester zu fragen, ob es ihr wirklich hier gefalle oder ob sie mit ihnen heimkehren wolle. Unter Tränen gestand sie ihm da, daß sie sich hier trotz aller Pracht todunglücklich fühle.

„Mein Leben setz' ich zum Pfande, daß du mit uns gehst," flüsterte ihr Dietleib zu. Da kam Laurin herbei und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Wie staunte Dietleib aber, als ihn der Zwerg in ein entferntes Gemach geleitete und ihm eröffnete, daß Dietrich samt seinen Gesellen das Schloß nicht lebend verlassen solle! Dietleib allein solle um seiner Schwester willen leben bleiben, wenn er ihn als Schwager anerkenne. Voller Entrüstung wies aber der Recke diesen Vorschlag zurück. Als er jedoch den Zwerg fassen und in seine Gewalt bringen wollte, entrann ihm dieser und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Dietleib war gefangen!

In den Saal zurückgekehrt, ließ Laurin den Gästen einen neuen, köstlichen Wein kredenzen, der aber ein Schlaftrunk war. Ahnungslos taten ihm die Recken Bescheid, und nun erfüllte sich das Verhängnis. Er ließ die in tiefen Schlummer Versunkenen knebeln und in ein unterirdisches Gefängnis bringen. Dort sollten sie morgen ihr Urteil empfangen.

Die schöne Künhild hatte Laurin schon vorher in ihre Gemächer zurückgesandt. Als alles vollbracht war, ging er zu ihr und sagte ihr, was er mit den Gästen vorgenommen habe. Morgen sollten sie alle sterben, Dietleib ausgenommen.

Mit den rührendsten Worten bat Künhild für die tapfern Recken, doch umsonst. Da beschloß sie, durch List das Schreckliche zu verhindern.

Als alles im Schlosse schlief, schlich sie sich an das Gemach, wo Dietleib gefangen war, und öffnete dasselbe mit einem Zauberringe. Dann holten sie beide die Waffen der Recken und stiegen damit hinab zu dem Kerker, der die Armen barg.

Diese waren inzwischen wach und dabei inne geworden, welch schändlichen Verrat Laurin an ihnen ausgeübt hatte. Dietrichs Zorn loderte bei dieser Erkenntnis in hellen Flammen auf, und sein Atem ging so glühend, daß er die Stricke versengte, die ihn gefesselt hielten. Mit einem Ruck war er frei, und bald darauf waren es durch seine Hand auch die Genossen. Eben berieten sie, was zu tun sei, um diesem Gefängnis zu entrinnen, da klopfte es an die Tür, und Künhilds Stimme klang leise herein: „Lebt ihr noch?"

Als Hildebrand dies bestätigte, tat sich die Tür auf, und Künhild stand mit dem Bruder draußen. Mit Freuden begrüßten die Recken die Befreier und nahmen die Waffen in Empfang, die Dietleib herbeigebracht hatte.

„Hier ist noch für jeden von euch ein Ring, der euch befähigt, die Zwerge auch unter ihren Tarnkappen zu sehen."

So sprach die Königin und bat die Helden, daß sie sich bis zum Morgen noch ruhig verhalten möchten. Wolfhart aber war andrer Meinung. Nun sie ihre Waffen wieder hatten, fürchtete er sich vor keiner Macht der Welt. Laut stieß er seinen Schlachtruf aus, daß er durch alle Räume des Schlosses ertönte.

Er war gehört worden. Sofort klang der Ruf von Laurins Horn zurück, der alle seine dienstbaren Geister zu den Waffen rief. Schier zahllos schien die Menge von Zwergen, die sich unter Laurins Anführung auf die fünf Helden stürzten. Die Recken hieben aber so mörderisch um sich und warfen alles, was sie erreichen konnten, auf die Zwerge, daß diese trotz ihrer Überzahl nichts ausrichten konnten. Zu Tausenden wurden sie getötet. Ebenso erging es den Riesen, die Laurin dann herbeirief, und das Ende vom Liede war, daß Laurin selbst gefangen wurde.

Nach blutig-heißem Kampfe hatte der Berner mit seinen Gesellen gesiegt. Das Weitere ordnete sich nun rasch. Dem Zwergenkönig wurde zwar auf Künhilds Bitte das Leben geschenkt, er mußte aber dem König als Gefangener nach Bern folgen, und Dietrichs Recken nahmen von Laurins Schätzen mit, soviel sie nur fortbringen konnten. Über den Berg mit dem unterirdischen Schloß ward Sintram als Lehnsmann eingesetzt, dann kehrten die Helden, Künhild als schönste Beute mit sich führend, nach Bern zurück.

Hier wurde der neue Sieg des Königs mit unermeßlichem Jubel gefeiert. Tagelang dauerten die Festlichkeiten, die dem geliebten Herrscher zu Ehren gegeben wurden. Nur einer trauerte: Laurin, der es nicht verwinden konnte, daß er gefangen und daß seine Rache mißglückt war. Der einzige Lichtstrahl in seinem Kummer war die Freundlichkeit, die Künhild ihm bezeigte. Mitleidig suchte sie ihn aufzurichten, aber sein ganzes Sinnen ging nach Rache.

Eines Tages vertraute er ihr an, daß die Stunde seiner Befreiung nahe sei. Sein Oheim **Walberan**, der mächtigste aller Zwergenkönige, sei mit einem Heere von Riesen und Zwergen nach Bern unterwegs; gegen diese Macht werde auch der Berner nicht aufkommen. Wenn aber die Rache vollführt sei, werde er Künhild wieder in sein Reich mitnehmen, denn ohne sie könne er nicht mehr leben.

Da sprach diese zu ihm:

„Ich weiß wohl, wie groß deine Liebe zu mir ist; in dein unterirdisches Schloß kehre ich jedoch nicht zurück. Nur wenn du mir versprichst, daß du die Rache aufgeben und der Liebe die Oberhand in deinem Herzen gönnen willst, will ich dich erhören und in deinem Rosengarten als deine Königin wohnen."

Diese Worte gingen dem Zwerg sehr zu Herzen. Als ihm der Berner bald darauf ankündigte, daß er ihn frei lassen und es ihm anheimstellen wolle, ob er in sein Reich zurückkehren oder bei ihnen bleiben wolle, da entschied er sich für das Dableiben, denn er wollte doch zur Stelle sein, wenn sein Oheim das Rachegericht an seinen Bedrückern vollzog.

Sehr bald sollte sich sein Wunsch erfüllen. Ein Bote Walberans brachte Dietrich die Kriegserklärung und forderte nicht bloß alle Schätze und Waffen, sondern auch die rechte Hand und den linken Fuß eines jeden, der gegen Laurin gekämpft hatte. Dieser sei wieder in alle seine Rechte einzusetzen.

Dietrich schickte den Boten mit einer schroffen Ablehnung zurück, und Laurin ließ durch ihn seinem Oheim melden, daß er schon mit dem Berner Frieden gemacht habe und frei sei. Trotzdem rüstete sich Walberans mächtiges Heer zum Angriff, und auch der Berner war in voller Kriegsbereitschaft.

Ein weiterer Versuch Laurins, seinen Oheim umzustimmen, brachte ihm nur den Vorwurf elender Feigheit ein, und so begannen die Feindseligkeiten.

Zunächst kam es zu einem Zweikampf zwischen zwölf Recken des Berners und zwölf Riesen Walberans. Dabei geriet Wolfhart in die Hände der Riesen, und um ihn zu befreien, warf sich Dietrich in den Kampf. Da stürmte ihm Walberan entgegen, und nun entstand ein fürchterliches Ringen zwischen den beiden Gegnern. Keiner vermochte dem andern den Todesstoß zu geben, obgleich sie beide stark bluteten. Da warf sich plötzlich Laurin zwischen die beiden, so daß sie, wenn sie ihn nicht töten wollten, die Schwerter senken mußten. Diesen Augenblick benutzte Hildebrand, um Dietrich zurückzureißen, und den Bitten der beiden gelang es endlich, die Zornigen zu besänftigen und auszusöhnen.

Diese friedliche Wendung der Dinge hatte nach allen Seiten die erfreulichsten Folgen. Dietrich setzte Laurin wieder vollständig in seine Herrschaft ein, und Künhild belohnte den Zwerg dadurch, daß sie ihr Versprechen wahr machte und als seine Gemahlin bei ihm blieb. Zuvor ließ er sich aber taufen, da er mit seiner Herrin eines Glaubens sein wollte. Dietleib söhnte sich mit dem neugewonnenen Schwager aus, wenngleich ihm ein echter, tapfrer Recke viel lieber als ein solcher „Knirps" gewesen wäre. So sagte er wenigstens.

Laurin errichtete alsbald in dem wiederhergestellten Rosengarten einen so wunderbaren Palast, wie man seinesgleichen auf Erden nie gesehen hat. Dort wohnte er mit seiner angebeteten Künhild, und noch jetzt sollen sie manchmal in den Tälern Tirols erscheinen, wenn es gilt, ein glückliches Liebespaar zum Ehestand auszustatten. Solchen Glücklichen ist es auch vergönnt, den Rosengarten zu

sehen, der oben in den Eisregionen beim Scheine der Morgen- und Abendsonne in wunderbarem Glanz erglüht.

So lautet die Sage von Laurin, dem Zwergenkönig, in einer der aus alter Zeit auf uns gekommenen Poesien. In einer anderen klingt sie nicht so harmonisch aus. Da wird Laurin von Dietrich mit nach Bern genommen und dauernd in Gefangenschaft gehalten.

Nachdem in Bern der Sieg Dietrichs gebührend gefeiert worden war, begab sich Dietleib mit seiner Schwester Künhild nach seiner Heimat Steier zurück. Ehe sie aber schieden, bat Künhild den Berner noch so lange, bis er ihr versprach, Laurin milde zu behandeln und ihn, wenn er sich treu erweise, wieder in sein Reich zurückkehren zu lassen. Dietrich versprach's und Künhild brachte dem Zwerg diese frohe Botschaft noch selbst. Als dieser aber sah, daß Künhild ihm nun auf ewig verloren war, brach er in Verzweiflung aus und konnte sich gar nicht fassen. Auch Künhild wurde angesichts dieses Schmerzes der Abschied von dem Manne, der sich ihr gegenüber nur ritterlich und liebreich erwiesen hatte, nicht leicht, so daß ihr Bruder sie kurz entschlossen auf seinen Armen hinaustrug und auf sein Roß setzte.

Dietrich ließ durch Meister Ilsung, der zu seinen Getreuen gehörte, Laurin in den Lehren des Christentums unterrichten, und nach kurzer Zeit sprach der Zwerg von selbst den Wunsch aus, Christ zu werden. Seine Taufe wurde feierlich begangen und Dietrich und Ilsung waren seine Paten. Als Patengeschenk gewährte ihm Dietrich seine Freundschaft und da Laurin, darüber hochbeglückt, sofort den Eid treuester Blutsfreundschaft zurückgab, so setzte ihn Dietrich wieder in all seine Würden ein. Er hatte in dem Zwergenkönig einen Freund gewonnen, der ihm fortan mit Leib und Leben treu ergeben war.

---

9. Der Rosengarten zu Worms

Bei der Stadt Worms am Rhein, die im Burgundenlande liegt, war ein Rosengarten von weitberühmter Schönheit. Er war eine Meile lang und halb so breit und ein dünner Seidenfaden umspannte ihn. Zwölf riesenhafte Recken hüteten ihn, auf daß ihn niemand beträte; denn der Garten war das besondere Eigentum der Königstochter Kriemhild, das sie selbst mit ihren Dienerinnen pflegte. Schon gar mancher hatte versucht, den Garten zu betreten und eine Rose zu pflücken, noch keinem war es aber gelungen, trotzdem als Siegespreis ein Rosenkranz winkte, den eine der holden Frauen mit einem Kuß dem Sieger aufs Haupt setzen würde.

Kriemhild war verlobt mit Siegfried, dem Königssohn aus dem Niederland, der sich durch seine Riesenstärke und seine mehrfachen Heldenfahrten bereits einen berühmten Namen gemacht hatte. Sie war stolz auf ihren Verlobten, dem nach ihrer Meinung kein andrer Recke unter den Helden in deutschen Landen gleichkam.

Da vernahm sie eines Tages, daß König Dietrich, der weit unten in Bern regiere, ein Held sei, dessen Ruhm als streitbarer Recke noch von keinem übertroffen worden sei. Sofort begann sie darüber nachzusinnen, wie sie den Berner mit seinen Mannen nach Worms bringen und zu einem Wettkampf veranlassen könnte. Ihr Plan war bald gefaßt. Durch einen Boten ließ sie König Dietrich einladen, mit seinen Mannen nach Worms zu kommen, damit erprobt werden könne, wer die besseren Helden sein nenne, sie oder der Berner. Die zwölf Hüter ihres Rosengartens seien bereit, mit ihm und seinen Recken zu kämpfen. Den Siegern versprach sie einen Kuß und einen Rosenkranz aufs Haupt.

Dietrich war nicht wenig erstaunt, als er diese Botschaft empfing. Er ließ sich weiter berichten, wer die zwölf Hüter des Rosengartens seien, mit denen er kämpfen solle, und wann der Wettstreit stattfinden werde. Ihm war es ziemlich gleichgültig, ob da oben am Rheine Helden lebten, die mit ihm zu kämpfen begehrten, unter seinen Mannen ward aber Entrüstung laut, daß man dem Berner, dem ruhmbedeckten Recken ohnegleichen, solch eine Aufforderung zukommen ließ, aus der deutlich der Hochmut der Wormser Fürsten sprach. Dietrich hielt dafür, daß man die Einladung einfach unbeachtet lassen sollte. Da war es Meister Hildebrand, der es für Feigheit erklärte, daheim zu bleiben; er meinte auch, nicht um von der Königstochter geküßt und mit Rosen geschmückt zu werden, sollten sie nach Worms gehen, sondern um den Hochmut derselben zu züchtigen und zu zeigen, daß niemand den Berner ungestraft herausfordere.

Da auch Dietrichs Mannen dieser Meinung waren, gab Dietrich endlich nach und beauftragte Hildebrand, alle Vorbereitungen zu der Fahrt nach Worms zu treffen. Als sie nun überlegten, wer daran teilnehmen sollte, zeigte es sich, daß sie den zwölf Wormser Recken nur zehn entgegenstellen konnten. Es wurde deshalb sofort ein Bote nach Steier geschickt, um Dietleib zur Teilnahme aufzufordern. Freudig folgte dieser dem Rufe Dietrichs.

Als zwölften schlug Meister Hildebrand seinen Bruder, den Mönch Ilsan, vor, der sich schon mehrmals als ein tapferer Kämpe erwiesen und Dietrich gelobt hatte, ihm zu dienen, sobald er ihn riefe. Gemeinsam ritten Dietrich und Hildebrand nach dem Kloster Isenburg und forderten Ilsan auf, sich der Fahrt nach Worms anzuschließen. Der Abt war anfangs nicht geneigt, Ilsan Urlaub zu solcher Fahrt zu geben, die sich für einen Klosterbruder nicht gezieme; er gab aber nach, als Ilsan drohte, das Kloster werde es büßen müssen, wenn dem Berner in Worms ein Leid geschähe. Man wußte, daß Ilsan solche Drohung wahr machen würde und so ließ man ihn ziehen. Versprach er ihnen doch, jedem ein feines Rosenkränzlein zum Andenken aus Worms mitzubringen. So legte denn der Mönch die Rüstung eines Rittersmannes an, zog aber darüber seine graue Mönchskutte und also angetan ritt er mit den beiden andern gen Bern, wo man ihrer schon mit Ungeduld harrte.

Wohlgerüstet traten die Helden nun die Fahrt nach dem Rheine an, geleitet von Meister Hildebrand, der, mit des Berners Sturmbanner in der Hand, voraus ritt. Nach zwanzig Tagen gelangten sie an den Rhein. Auf dem jenseitigen Ufer sahen sie die stolze Königsburg der Gibichungen emporragen, ihr Ziel war also endlich nahe. Ehe sie es aber erreichten, galt es, den Rhein zu überschreiten. Wohl gab es eine Fähre, doch der Fährmann, ein grimmiger Riese, verlangte von jedem, der übergesetzt werden wollte, eine Hand und einen Fuß als Lohn. Meister Hildebrand wußte das und berichtete es seinen Genossen. Dietrich rief:

„Das geben wir ihm natürlich nicht. Eher bezwinge ich ihn mit dem Schwert."

„Halt, laßt mich machen!" sprach Ilsan drein. „Er wird mich für einen Pilger halten und darum mit sich reden lassen."

Ilsan stieg vom Pferde, ging ans Ufer hinab und rief den am andern Ufer harrenden Fährmann mit lauter Stimme an. Als dieser das Mönchskleid sah, ging er in sein Schifflein und ruderte auf Ilsan zu. Beim Näherkommen erkannte er aber, daß unter der Kutte ein reisiger Kämpe steckte, der gepanzert und gewappnet war. Da wurde er wütend, schlug mit dem Ruder nach Ilsan und wollte rasch sein Schifflein wenden. Ilsan aber schritt ins Wasser, zog das Schiff mit starker Hand ans Ufer und stürzte sich auf den ungeschlachten Schiffer, ihn mit einem Schlage zu Boden werfend.

„Bist du der Teufel, daß du mich Herr wirfst?" stöhnte der Fährmann.

Im Nu setzte ihm der Mönch die Spitze seines Schwertes auf die Brust und rief:

„Wirst du mich mit meinen elf Gefährten sofort übersetzen? Wenn nicht, mach' ich dir den Garaus."

Vor Angst wimmernd versprach der Fährmann alles, was Ilsan verlangte. Nun stiegen die Recken von ihren Rossen und bald betraten sie allesamt das jenseitige Ufer, so emsig waltete der Fährmann seines Amtes. Hatte er doch erkannt, daß es Amelungen waren, deren Ruhm durch alle Lande ging. Er erbot sich auch, die Recken über den Rhein zurückzuführen, sobald sie von Worms heimzukehren gedächten.

Die Ankunft der stattlichen Reiterschar erregte in Worms nicht geringes Aufsehen und bald gelangte die Kunde davon in das Königsschloß, wo sie von Kriemhild mit freudiger Genugtuung aufgenommen wurde. Mit einem glänzenden Gefolge ritt König Gibich den Amelungen entgegen und begrüßte sie aufs freundlichste. Auch Kriemhild erschien an der Spitze ihres Hofstaates und bewillkommnete den Berner und seine Mannen. Ein prachtvolles Zeltlager war für die Gäste vorgerichtet worden und dort wurden sie vor allem festlich bewirtet, denn das war nötig nach der langen, anstrengenden Fahrt, die hinter ihnen lag. Dietrich ließ aber die schöne Königstochter nicht im Zweifel darüber, daß er nicht zum Vergnügen, sondern allein darum gekommen sei, ihr zu beweisen, daß er sich nicht ungestraft von dem Übermute eines Weibes aufstacheln lasse.

Kriemhild bestimmte, daß die Gäste erst acht Tage der Ruhe pflegen und dann am neunten Tage der Wettkampf stattfinden sollte. Meister Hildebrand verabredete mit König Gibich, wie die einzelnen Kämpfer auszuwählen und anzuordnen seien. Als er aber zu den Seinen zurückkam, antwortete er nicht auf ihre Fragen, wer von den Kämpen der Gibichungen jedem einzelnen von ihnen bestimmt worden sei. Das würden sie zu rechter Zeit erfahren.

Am Morgen des neunten Tages versammelte sich alles am Rosengarten, um dem Wettkampf zuzuschauen. König Gibich mit den Seinen nahm im Garten Aufstellung, Dietrich und seine Gesellen machten vor dem Tore halt. Vier Riesen, die in des Königs Dienst standen, gingen als erste nacheinander in den Kampf. Pusold, den ersten, bestand Wolfhart, der junge Wölfing, Hildebrands Neffe, siegreich. Dem wuchtigen Schlag mit der schweren Eisenstange, den des Riesen Faust gegen ihn führte, wich er geschickt aus, rannte den Feind zu Boden und schlug ihm mit dem Schwert das Haupt ab. Wohl gab Kriemhild dem Sieger den versprochenen Kuß und das Rosenkränzlein, sie war

aber sichtlich nicht erfreut, daß der Kampf mit der Niederlage eines ihrer Kämpen begann. Wolfhart aber ward von den Seinen fröhlich als Sieger begrüßt.

Im zweiten Gange suchte der Riese Ortwin den Tod seines Bruders Pusold zu rächen, doch der kühne Siegstab war ihm gewachsen und brachte ihm nach hartem Kampfe die Todeswunde bei.

Durch diesen Ausgang enttäuscht, rief König Gibich dem Riesen Schrutan ärgerlich zu, er solle den Tod seiner Neffen Pusold und Ortwin blutig rächen. Meister Hildebrand aber rief Heime herbei, auf daß er dem Riesen dasselbe Schicksal wie seinen Neffen bereite. Heime, wohl riesenstark und gewandt, aber nicht groß von Gestalt, zögerte einen Augenblick, als sei ihm ein anderer Gegner willkommener, als aber Meister Hildebrand rief: „Bist du feig, Heime?" da lachte er und sprang in den Garten hinein, wo ihm der Riese schon zornig entgegenstürmte.

„Was?" rief er, „solch ein kleiner Kerl will es mit mir aufnehmen? Mit hundert solchen Wichten werd' ich allein fertig!"

„Das soll dein letztes Wort gewesen sein!" gab Heime zur Antwort und fiel mit seinem guten Schwert Nagelring den Riesen kräftig an. Furchtbar war der Kampf, aber Heime blieb Sieger. Kriemhild mußte zum dritten Male einem Amelungen den verheißenen Siegeslohn gewähren, mochte ihr dabei auch das Herz wehtun.

Nun trat als vierter der Riese Asprian auf den Kampfplatz. Zwei Schwerter gürtete er sich um und trampelte, ungeduldig den Kampf erwartend, in den Rosen umher.

„Wittig," sprach Meister Hildebrand, „das ist ein Gegner, deiner würdig."

Aber Wittig weigerte sich, diesem Rufe zu folgen. Auch als Dietrich ihn daran erinnerte, daß er ihm einst treue Gefolgschaft gelobt habe, blieb Wittig bei seiner Weigerung. Da rief Hildebrand den Berner beiseite und sprach leise zu ihm:

„Gib ihm sein Roß Skemming wieder, dann wird er alles tun, was du willst."

Wittig hatte einmal gegen den ausdrücklichen Befehl Dietrichs mit Amelolt gestritten und zur Strafe für diesen Ungehorsam hatte ihm der König sein edles Roß Skemming weggenommen. Seitdem hegte Wittig im Herzen etwas Groll gegen seinen Herrn. Als aber Dietrich, Hildebrands Rat befolgend, ihm jetzt zurief, er solle sein Roß Skemming wieder bekommen, wenn er Asprian besiege, da überwog das Verlangen, sein Leibroß wieder zu besitzen, allen Groll und alle Bedenken. Mit einem Satz sprang er auf den Riesen los und schwang sein Schwert Mimung mit furchtbarer Gewalt gegen ihn. Furchtbar tobte der Kampf. Einmal sank Wittig unter den Hieben seines Gegners in die Knie. Da rief Hildebrand ihm mit starker Stimme zu:

„Wittig — willst du, daß unser Herr den Skemming immer behalten soll?"

Mit Aufwand seiner ganzen Kraft sprang da Wittig auf, faßte Mimung mit beiden Händen und schlug dem Riesen das rechte Bein mit einem gewaltigen Schlage vom Leibe. Entsetzt rief Kriemhild, er möge Asprian das Leben schenken, doch Wittig hatte ihm schon mit seinem Schwert die Brust durchbohrt. Unter Tränen nur vermochte Kriemhild dem Sieger den festgesetzten Lohn zu gewähren.

Draußen vor dem Garten aber übergab Dietrich selbst dem siegreich Zurückkehrenden sein geliebtes Roß. Voller Freude schwang sich Wittig auf Skemmings Rücken. Nun mochte kommen, was wollte, er fürchtete nichts mehr.

Unterdessen traten der junge Stutfuchs und Wildeber zum Zweikampf an, zwei tapfere Helden von gleicher Stärke. Aber auch diesmal mußte Kriemhild dem Amelungen den Siegespreis reichen.

Nun trat Walther vom Wasgenstein vor, ein Held, der noch nie besiegt ward. Ihm stellte Meister Hildebrand den jungen, feurigen Dietleib von Steier gegenüber. Mit Spott wurde er von seinem Gegner empfangen, bald zeigte er aber, daß er dem Älteren trotz seiner Jugend gewachsen war. Keiner vermochte den andern zu überwinden, das Blut rann aus ihren Wunden,

aber sie ruhten nicht, immer von neuem fielen sie übereinander her. Da riet Hildebrand der bekümmerten Königstochter, sie solle den Streit dadurch beendigen, daß sie beiden den Siegespreis zuspreche. Erfreut eilte sie auf die Kämpfenden zu und rief:

„Haltet ein, ihr Helden! Ihr seid beide des Preises wert, jedem von euch gebe ich einen Rosenkranz, schließet nur Frieden miteinander."

Da reichten sich die beiden Kämpfer die Hände und Kriemhild schmückte jeden mit dem Siegespreis.

Nun rief Hildebrand seinen Bruder, den streitbaren Mönch Ilsan, zum Kampfe auf.

„Hier bin ich," rief Ilsan und schritt breitspurig in den Garten. „Wer will mit mir kämpfen? Bis einer kommt, der den Mut dazu hat, vertreibe ich mir die Zeit auf meine Weise."

Bei diesen Worten warf er sich nieder und wälzte sich in den kostbaren Rosenbeeten herum. Empört über diesen Übermut rief Kriemhild ihrem Vater zu:

„Hast du denn niemanden, der dem Unhold in der Kutte sein freches Tun verbietet?"

König Gibich sah sich im Kreise seiner Mannen um und sprach dann:

„Volker von Alzei, willst du es nicht übernehmen, den Übeltäter zu strafen?"

Volker, der Spielmann, sprang sofort herbei und griff an sein Schwert.

„Mir scheint," rief er aus, „der Berner hat uns seinen Narren hergeschickt. Das hätt' er sollen bleiben lassen."

„Ob ich ein Narr bin," gab Ilsan zur Antwort, „das will ich dir zeigen."

Mit wohlgezielten Schlägen fiel er den Spielmann an, doch dieser wußte das Schwert ebensogut zu führen wie den Fidelbogen und so wogte der Kampf unentschieden hin und her, bis es dem Mönch gelang, Volker zu Boden zu werfen. Er hätte ihm den Garaus gemacht, wenn nicht Kriemhild dazwischen geeilt wäre und Ilsan als Sieger erklärt hätte. Das war nun freilich

ein wunderlicher Anblick, als die schöne Königstochter dem Mönch den Rosenkranz auf sein kahles Haupt setzte. Er bestand aber auch auf der zweiten Belohnung, dem Kuß. Ehe Kriemhild es sich versah, hatte er sie umfaßt und auf die roten Lippen geküßt. Mit einem leisen Schrei wandte sie sich von ihm ab: der stachelige Bart des Mönches hatte ihre zarten Lippen blutig geritzt! Darob erschrak der fromme Bruder gar sehr. In dem alten Heldenliede, dem wir dies nacherzählen, heißt es, er habe wehmütig gesagt:

„Schön sind am Rhein die Maide,
Doch allzuweich von Art;
Ich küsse keine wieder
Mit meinem Stachelbart!" —

Mit Ingrimm verfolgte König Gibich den Verlauf der Kämpfe. Sollten denn den Gibichungen immer neue Niederlagen beschieden sein? Auch Hagen von Tronje dachte so, aber das durfte nicht sein. Kurz entschlossen rief er Meister Hildebrand zu:

„Wen hast du mir als Kämpfer zugedacht? Schicke ihn nur her zu mir!"

„Unser treuer Eckhart wartet schon auf dich!" antwortete Hildebrand.

Im nächsten Augenblick standen sich die beiden Helden gegenüber, einer so kraftvoll und kampfgeübt wie der andere. Lange und hart rangen sie miteinander, keinem schien der Sieg beschieden, bis es Eckhart gelang, Hagen eine so tiefe Wunde beizubringen, daß er den Kampf aufgeben mußte. Wieder mußte Kriemhild einen Gegner mit dem Rosenkranz schmücken. Als sie ihn aber auch küssen wollte, wandte sich Eckhart ab und sprach:

„Einen Kuß mag ich nicht. Ich würde mir selber leid tun, wenn ich um eines Kusses willen in den Streit ginge."

Danach schritt er zum Garten hinaus.

Als dies die beiden jungen Königssöhne Gernot und Gunther sahen, gerieten sie in hellen Zorn. Ein Recke wagte es, ihrer

Schwester solches zu bieten. Das erforderte Rache. Sein Schwert ziehend, rief zuerst Gernot nach einem Streiter, der sich ihm zum Kampfe stelle. Da bat der starke Helmschrot:

„Meister Hildebrand, laßt mich den jungen Feuerbrand bestehen!“

„Ist mir recht,“ gab dieser zur Antwort, „überlege es dir nur nicht lange!“

Wagemutig sprengten die beiden Kämpen aufeinander zu, und ihre Schwerter sausten so blitzschnell durch die Luft, daß es klang, als ob viele kämpften. Der Berner Held war aber dem jungen König an Stärke und Gewandtheit überlegen, so daß dieser bald in große Not geriet. Um den geliebten Bruder zu retten, machte Kriemhild dem Kampf dadurch ein Ende, daß sie dem tapferen Helmschrot den Siegespreis reichte.

Das verdroß Gunther, den Bruder des Besiegten, dermaßen, daß er nach den Waffen griff und den Amelungen zurief:

„Die Wunden meines Bruders will ich rächen. Wer stellt sich von euch, um mit mir zu kämpfen?“

Held Amelolt war bereit dazu und sprang sofort in die Rosen hinein. Diesmal waren sich die beiden Streiter in ihrer Kraft fast gleich. Bald bluteten beide aus den Wunden, die sie sich beigebracht hatten, keiner aber gab nach, bis es Amelolt gelang, Gunther den Helm zu durchschlagen. Von Angst erfüllt stürzte Kriemhild auf die Streitenden zu und warf sich zwischen sie. Um den Bruder zu retten, reichte sie seinem Gegner den Siegespreis und führte dann den schwerverwundeten Gunther vom Kampfplatz hinweg. Amelolt aber wurde von den Seinen mit stolzer Freude begrüßt.

König Gibich war von dem Verlauf der Wettkämpfe ganz niedergeschmettert. Von seinen Mannen waren etliche tot, die übrigen schwer verwundet, das ganze Leben schien ihm fortan verleidet, denn solche Niederlage galt ihm als eine Schmach, die er nie verwinden konnte. Doch er selbst wollte versuchen, ob sein Arm nicht stark genug sei, den guten Ruf der Gibichungen wiederherzustellen. Er griff nach Schild und Schwert und schritt dem Kampfplatz zu.

Als Hildebrand den greisen Fürsten daherkommen sah, rief er nach seinen Waffen und sprach:

„König Gibich kommt selber zum Wettkampf! Das ist ein Gegner für mich!“

Raschen Schrittes trat Hildebrand in den Garten, wo ihn der König mit den Worten empfing:

„Fehde sei euch angesagt, Meister!“

Hildebrand aber antwortete:

„Wozu erst noch Worte machen? Die Schwerter sollen reden!“

Sprach's und holte mit seinem Schwert aus, daß der König rasch zur Seite springen mußte, wenn ihn nicht schon der erste Schlag tödlich verletzen sollte. Dann raffte er all seine Kraft zusammen und versetzte Hildebrand einen Hieb, daß dieser ein wenig zurückweichen mußte. Erschreckt rief ihm Dietrich zu:

„Ei, Meister, soll Frau Ute zur Witwe werden, damit sie noch einmal freien und sich einen jungen Mann nehmen darf?“

„Seid ohne Sorge, Herr!“ gab Hildebrand zurück. „Wenn ich hier falle, wird mich Frau Ute bis ans Ende ihrer Tage betrauern. Sie nimmt keinen andern, denn sie ist mir treu!“

Es schien, als ob dem alten Meister bei diesem Gedanken die Gewandtheit seiner Jugend wiederkehrte, denn er führte alsbald einen so meisterhaften Schlag wider den König, daß dieser zu Boden stürzte. Kriemhild und alle, die dem Kampfe zusahen, glaubten, der König sei verloren. Totenbleich stürzte Kriemhild auf Hildebrand zu und flehte ihn an, ihren Vater zu schonen.

„So gib mir mein Kränzlein!“ sprach der Meister und gab den besiegten König frei. Als ihm Kriemhild außer dem Kranz auch noch einen Kuß geben wollte, schüttelte er sein Haupt und sprach:

„Ich danke dafür. Den Kuß lasse ich mir lieber von meiner lieben Frau geben, wenn ich heimkomme. Sorgt jetzt dafür, daß euer Vater hier fortgetragen und in Pflege genommen wird.“

Als Hildebrand aus dem Garten heraustrat, ward er von seinen Gefährten freudig umringt und beglückwünscht.

Bei allen diesen Waffengängen neigte sich der Tag allmählich seinem Ende zu. Nur ein Wettkampf war noch auszutragen: der zwischen Siegfried von Niederland und Dietrich von Bern. Da letzterer keine Anstalt machte, sich dem Gegner zu stellen, sprang Siegfried auf den Kampfplatz und rief den Amelungen höhnend zu:

„Wo steckt denn der Held von Bern, von dem ich schon so viel Rühmens hörte? Er fürchtet sich wohl gar vor mir, weil er sich nicht zeigt? Ich hätte nicht gedacht, daß er so feig wäre!"

Empört über diese Rede bestürmte Hildebrand seinen Herrn, den Kampf mit Siegfried aufzunehmen, denn er sei ihm sicher gewachsen. Doch Dietrich wollte nichts davon hören.

„Weißt du nicht," gab er zurück, „daß er hörnene Haut besitzt, die ihn unverwundbar macht? Und daß er das Schwert Balmung und eine Rüstung sein eigen nennt, die aus Mimes Werkstatt stammt? Mein Leben ist mir zu lieb, um es wegen eines Rosenkränzleins und eines Kusses aufs Spiel zu setzen."

Als alles Bitten nicht half, verließ Hildebrand traurig seinen Herrn. Er konnte aber nicht hindern, daß ihm Tränen aus den Augen rannen. Da fragte ihn sein Neffe Wolfhart teilnehmend, was ihm sei. Bekümmert erzählte nun der Meister, daß Dietrich durch nichts zu bewegen sei, mit Siegfried zu kämpfen, und das erscheine ihm als eine solche Schande, daß er sonst etwas darum gäbe, wenn er seinen Herrn umstimmen könnte. Sie sprachen hin und her, und dabei kam ihnen ein Plan, den sie sofort zur Ausführung brachten.

Hildebrand kehrte zu seinem Herrn zurück und sagte, wenn ihm nicht wohl sei, wie es scheine, wollten sie doch zusammen einen Ritt in den nahen Wald machen, das werde ihm wohltun. Dietrich war dazu bereit, und so lenkten sie ihre Rosse in den nahen Talgrund, wo sie völlige Ruhe und Einsamkeit umgab. An einer freundlichen Stelle hielten sie an und stiegen ab. Dietrich lehnte sich an einen der mächtigen Baumstämme und schaute stumm vor sich hin. Da trat Hildebrand auf ihn zu und sprach:

„Jetzt sage mir auf dein Wort: bist du wirklich Dietrich, der Sohn und Erbe König Dietmars von Bern?"

Erstaunt schaute Dietrich auf und sprach:

„Was fällt dir ein? Bist du von Sinnen, daß du so fragen kannst? Natürlich bin ich Dietrich, Dietmars Sohn. Wer denn sonst?"

„Nein, du bist es nicht! Du magst wohl einer von den vielen sein, die Dietrich heißen, aber der Dietrich, den sie den Berner heißen, den ich aufgezogen habe wie meinen eigenen Sohn, der bist du nicht. Du lügst! Und so straft man einen Lügner!"

Ehe Dietrich sich wehren konnte, versetzte Hildebrand ihm einen so gewaltigen Faustschlag ins Gesicht, daß er niederstürzte. Jetzt kam aber ein Zorn über den Berner, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Im Nu zog er sein Schwert und schlug mit der flachen Klinge so lange auf den Meister ein, bis dieser scheinbar leblos im Grase liegen blieb. In diesem Augenblick kam Wolfhart daher geritten. Als er den Oheim ohnmächtig im Grase liegen sah, rief er erzürnt:

„O Herr, was ist mit euch? Ihr tötet eure eigenen Mannen und weigert euch, mit dem jungen Siegfried zu kämpfen?"

Zornig entgegnete ihm Dietrich:

„Wenn ich vorhin feig war, jetzt bin es nicht mehr. Drum hüte deine Zunge, sonst geht es dir wie deinem Oheim. Geh, hole mir mein Roß, ich will Siegfried sofort bestehen und wenn er aus Stahl wäre."

Wolfhart holte das Roß schnell herbei und Dietrich saß mit einem Sprung im Sattel. Ehe er davoneilte, rief er dem Zurückbleibenden noch zu:

„Sorge für deinen Oheim, ich mache dich für ihn verantwortlich!"

Auf dem Kampfplatz wartete unterdessen Siegfried noch immer auf den Berner und ward nicht müde, ihn ob seiner Feigheit zu höhnen. Da auf einmal kam ein Reiter in vollem Galopp dahergesprengt und sprang dicht vor dem Garten von seinem Pferde herab. Dietrich war's, nach dem Siegfried noch voll

Spott gerufen. In mächtigem Satz sprang er mitten in die Rosen und stürmte auf Siegfried los. Mit Donnerstimme schrie er dem Gegner zu:

„Du kannst es wohl nicht erwarten, daß ich dich in den Sand strecke? Sei auf deiner Hut, denn es gilt Leben oder Tod!"

„Endlich hab' ich dich soweit!" antwortete Siegfried, und nun stürmten die beiden Recken furchtbar aufeinander los. Solch ein Ringen hatte wohl noch niemand gesehen. Die Helme dröhnten von den Schlägen wider, der Schweiß drang den Kämpfenden unter den Panzern hervor, und von den Schilden flogen die Splitter rings umher.

Niemand schaute dem Kampfe mit größerer Spannung zu als Kriemhild, die schöne Königstochter. Kein Zweifel, ihr stolzer Siegfried würde erreichen, was keinem der Gibichungen bisher gelang: als Sieger würde er den kostbaren Preis erringen, den sie zu vergeben hatte. Im Vorgefühl dieser Freude winkte sie dem Geliebten lächelnd zu, und dieser Gruß spornte den Helden zu erneutem Draufgehen an. Von Dietrichs Stirn rann das Blut herab und schon fürchteten die Seinen, daß er unterliegen werde.

Meister Hildebrand war unterdessen ungesehen an den Kampfplatz herangeschlichen und fragte leise seinen Neffen, wie sein Herr sich im Kampfe halte. Als Wolfhart antwortete, Dietrich kämpfe lange nicht so schneidig wie sonst, da bat ihn Hildebrand, er solle dem Kämpfenden zurufen, Hildebrand sei unter seinen Streichen gestorben.

Wolfhart trat an den Garten heran und rief mit lauter Stimme hinein:

„O dieses Herzeleid! Meister Hildebrand ist tot! Wehe uns! O Herr, warum hast du das getan?"

Als Dietrich dies vernahm, erfaßte ihn maßloser Schmerz und Zorn, und mit einer wahren Löwenstimme rief er Siegfried zu:

„Wenn ich um deinetwillen den besten treuesten Mann, den ich besaß, verlor, so sollst du das mit deinem Leben büßen. Leben gegen Leben! Meinen Hildebrand kannst du mir nimmermehr ersetzen, so sollst du für ihn dein Leben lassen!"

Und mit furchtbarer Gewalt ging Dietrich nun von neuem auf den Gegner los. Feuerodem wie einst Donar entströmte seinem Munde und seinen Augen entzuckten Zornesblitze. Furchtbar war er anzuschauen in seinem Zorn. Aber auch Siegfried kämpfte wie ein Löwe. Der Schweiß triefte von ihm, daß seine hörnene Haut aufzuweichen begann. Da schwang Dietrich sein scharfes Schwert Eckesachs so wuchtig, daß es dem Gegner durch den Panzer tief ins Fleisch drang. Solchem Schlag konnte auch ein Held wie Siegfried nicht standhalten. Er wandte sich und tat, was er noch nie getan: er floh — und Dietrich sprang ihm durch die Rosen nach, und seines Schwertes Schärfe durchschnitt den Panzer des Fliehenden, als ob er nicht von Stahl, sondern nur aus Stroh gewesen wäre.

Entsetzt sah Kriemhild, was geschah. So schnell sie konnte eilte sie dem Berner nach und flehte ihn an, daß er einhalten möge, der Sieg gehöre ja ihm, das sei offenbar. Aber Dietrich vernahm ihre Rede nicht, er spaltete vielmehr mit einem neuen Hiebe Siegfrieds Helm in Stücken. Da warf sich Kriemhild, außer sich vor Schmerz, über den Geliebten, den die wuchtigen Schläge des Berners zu Boden geworfen hatten. Ihn mit ihrem Schleier verhüllend, flehte sie noch einmal um Gnade für ihn. Doch Dietrich entgegnete ihr zornerfüllt:

„Ihr bittet umsonst! Da mein lieber Meister tot ist, darf dieser und ihr alle nicht am Leben bleiben!"

Da sprang plötzlich Meister Hildebrand in den Garten und rief:

„Mäßiget euren Zorn, o Herr! Ich lebe wieder, nun ihr den Sieg errungen habt!"

Verschwunden war da aller Zorn! Als Dietrich den getreuen Alten lebendig vor sich stehen sah, warf er sein Schwert von sich, eilte auf ihn zu und umarmte und küßte ihn in seiner Herzensfreude. Zu Kriemhild aber sprach er:

„Nun mein teurer Meister lebt, sei eurem Verlobten das Leben geschenkt. Nehmt ihn hin und pfleget ihn gut, auf daß er bald seine alte Kraft wieder gewinne!“

Ehe sie den Verwundeten hinwegführte, setzte aber Kriemhild dem Sieger erst das Rosenkränzlein auf und gab ihm Kuß und Umarmung. Dabei konnte sie nicht unterlassen, ihm zu sagen:

„Fürwahr, König Dietrich, ihr seid ein Held, so tugendreich und edel, wie es keinen zweiten in allen Landen geben kann.“

Der von ihr so heiß ersehnte Wettkampf war zu Ende, aber er war anders ausgegangen, als die schöne Königstochter es geträumt. Als Sieger durften König Dietrich und seine Mannen sich zur Heimkehr nach Bern rüsten. Zuvor galt es jedoch noch eine andere Sache auszutragen. Mönch Ilsan hatte doch seinen Brüdern im Kloster versprochen, jedem ein Rosenkränzlein aus Worms mitzubringen. Da er sein Wort halten wollte, verlangte er, daß ihm zweiundfünfzig Recken gegenüber gestellt würden, die er besiegen wolle, um sich ebensoviele Rosenkränzlein zu verdienen. Es half nichts, er gab nicht nach, bis sein Verlangen erfüllt ward. Und wirklich, er wurde mit allen zweiundfünfzig fertig und Kriemhild mußte ihm so viele Kränze winden lassen. Aber damit war er noch nicht zufrieden.

Den Schrecken, der ihn bei Kriemhildens erstem Kuß erfaßt, hatte er offenbar überwunden.

„Wo bleiben die dazu gehörigen Küsse?“ fragte er die Königstochter. Gern hätte diese auf die Auszahlung dieses Lohnes verzichtet, aber Ilsan erließ ihr nicht einen von den zweiundfünfzig — —

Mit neuem Ruhm bedeckt traten am nächsten Morgen die Berner ihre Heimfahrt an, nachdem sie sich von König Gibich und den Seinen in aller Freundschaft verabschiedet hatten. Sie verfehlten nicht, den Fährmann, der am Rheine getreulich ihrer Rückkehr harrte, reichlich zu belohnen. Ohne weitere Abenteuer langten sie in der Heimat an, wo sie wegen ihrer Erfolge gebührend gefeiert wurden.

Mönch Ilsan konnte zu seinem Bedauern nicht lange mehr in Bern bleiben. Mit den errungenen Rosenkränzlein begab er

sich auf den Heimweg. Im Kloster war aber die Freude über seine Rückkehr nicht besonders groß, ja, mancher, der seine kräftige Faust zu fühlen bekommen hatte, wäre nicht böse gewesen, wenn er im Kampfe geblieben wäre. Ilsan beachtete aber die mißvergnügten Gesichter nicht.

„Kommt her, ihr lieben Brüder,“ sprach er zu den Mönchen, „ich muß euch die Rosenkränze aufsetzen, die ich euch versprochen und getreulich mitgebracht habe.“ Und nun drückte er ihnen die Kränzlein, denen es an Dornen nicht fehlte, so fest auf die kahlen Köpfe, daß ihnen das Blut daran herunter rann. Wenn sie darob aufschrien, lachte er sie aus und sagte:

„Seid nicht böse, meine lieben Brüder, wenn ich euch weh getan habe. Was habe ich aushalten müssen, als ich die Kränzlein errang! Es wäre doch gar nicht recht, wenn ihr sie nun so ganz ohne Schmerzen bekämet! — Helft mir nun die Sünden büßen, die ich um euretwillen getan habe!“

Sie wußten alle nur zu gut, daß der starke Ilsan nicht mit sich spaßen ließ. So taten sie nun, wie er es verlangte und halfen ihm die Sünden büßen, die er auf sich lud, als er mit dem Berner nach Worms gezogen war und mit ihm im Rosengarten gekämpft hatte.

---

10. Dietrich und König Etzel

Durch den edeln Markgrafen Rüdiger von Bechelaren war Dietrich von Bern mit dem Lehnsherrn desselben, dem König Etzel (Attila) im Lande der Hunnen, bekannt geworden. Er hatte dem mächtigen Hunnenfürsten sogar seinen Beistand anbieten lassen, wenn er mit Krieg bedroht werden sollte.

Dietrich war noch nicht lange von Worms zurück, da erschien der edle Rüdiger schon wieder in Bern und bat den Freund, dem bedrängten Etzel zu Hilfe zu kommen. Osantrix, der König der Wilkinen, bedrohe ihn mit Krieg und wolle ihm die Herrschaft über das Hunnenreich streitig machen.

Dietrich war natürlich sogleich bereit, dem Rufe zu folgen; denn ihn lockte nicht bloß die Aussicht auf neuen Ruhm, er wollte auch das Versprechen halten, das er Etzel gegeben hatte. Mit fünfhundert seiner besten Ritter und vielem Gefolge brach er am andern Tage mit dem Markgrafen nach dem Hunnenlande auf, und sie kamen gerade dort an, als die beiden Heere sich zu einer Entscheidungsschlacht aufgestellt hatten. Dietrich reihte seine Mannen in die Mitte des Hunnenheeres ein, und Herbrand trug ihnen das stolze Banner des Berners, den goldenen Löwen im roten Felde zeigend, voran.

Das Toben der Schlacht, die nun entbrannte, war unbeschreiblich. Gegen den Ansturm der Berner vermochten aber die Reußen nicht standzuhalten. Ihre Reihen kamen ins Wanken, und so sehr sie sich wehrten, sie mußten den Rückzug antreten.

Gleich zu Anfang des Kampfes war Wittig von einem furchtbaren Schlag, den der Riese Widolf gegen ihn führte, bewußtlos zu Boden gefallen. Die Seinen eilten vorstürmend über ihn hinweg; Heime aber, der den Daliegenden erkannte, benutzte die Gelegenheit, um dem Genossen, den er für tot hielt, das Schwert Mimung von der Seite wegzunehmen. Er hatte Wittig oft um dieses herrliche Schwert beneidet, nun sollte es ihm gute Dienste tun.

Heime hatte sich kaum wieder ins Kampfgetümmel gestürzt, da ward Wittig von etlichen Reußen gefunden. Als sie bemerkten, daß noch Leben in ihm war, trugen sie ihn, so rasch sie konnten, von dem Kampfplatz hinweg zu ihrem König, der den tapfern Degen als einen guten Fang mit sich nahm.

Als der Abend hereinbrach, ergab es sich, daß die Reußen gründlich geschlagen waren und auf der ganzen Linie die Flucht ergriffen hatten. Dieser Sieg war aber teuer erkauft; denn Dietrich vermißte außer sechzig getöteten Mannen seinen getreuen Gesellen Wittig. Der einzige Trost des Königs war, daß Wittigs Leichnam auf der Walstatt nicht gefunden worden war; es blieb also die Möglichkeit, daß er in Gefangenschaft geraten sei. Als daher Wildeber den König bat, ihm auf einige Zeit

Urlaub zu erteilen, da er nach seinem lieben Gesellen Wittig forschen wolle, so gewährte er diese Bitte gern; denn der tapfre Recke kam damit nur seinem eigenen Wunsche entgegen. Mit etwas beruhigterem Herzen kehrte Dietrich darauf mit den Seinen nach Bern zurück, begleitet von den Versicherungen unvergänglicher Dankbarkeit von seiten der Hunnen und ihres Königs.

Wildeber aber ging daran, seinen Plan zu Wittigs Befreiung auszuführen. Er gewann den klugen Spielmann Isung für denselben, was schon deshalb sehr günstig war, weil die Spielleute überall freien Zutritt hatten und gern gesehen wurden.

Zunächst verschaffte sich Wildeber ein Bärenfell, in das er in voller Rüstung hineinkroch. Isung nähte es ihm so geschickt zu, daß man einen wirklichen Bären vor sich zu haben meinte. Nun zogen die beiden, Isung als Spielmann und Wildeber als sein Tanzbär, an den Hof des Reußenkönigs Osantrix, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden. Isung wußte den König und die ganze Hofgesellschaft durch seine Vorträge in die größte Heiterkeit zu versetzen; am meisten ergötzten aber die drolligen Kunststücke des Bären, der schier Menschenverstand zeigte.

Da befahl der König, daß seine zwölf Jagdhunde in den Saal geholt würden, damit man sehe, ob der Bär auch stark sei. Er werde ihn dem Spielmann mit Gold ersetzen, wenn die Rüden das Tier zerfleischten.

Isung war tödlich erschrocken bei diesem Befehl, und er versuchte alles, um ihn rückgängig zu machen, denn ihm bangte um Wildeber. Das wäre nicht nötig gewesen; denn als der König auf seinem Willen bestand und die Hunde hereinholen ließ, lagen sie bald alle tot am Boden.

Das hatte der König nicht gewollt. Erzürnt erhob er sein Schwert und wollte dem Bären den Kopf spalten. Der Hieb prallte jedoch an dem Helm Wildebers ab, und das Schwert fiel zu Boden. Sofort ergriff das zottige Ungetüm die Waffe und tat, was ihm hatte geschehen sollen: des Königs Kopf fiel unter seinem mächtigen Hiebe in zwei Hälften auseinander. Der nächste, den der Bär erschlug, war der Riese Widolf, der den

tapfern Wittig gefällt hatte. Da auch Isung zum Schwert griff, gaben die Wilkinen jeden Versuch, den Spielmann samt seinem Ungeheuer zu bekämpfen, auf und flohen vor ihnen.

Jetzt entschlüpfte Wildeber dem Bärenfell, setzte sich den Helm eines der gefallenen Riesen auf und begann nun mit Isung das ganze Schloß zu durchsuchen. Aber nirgends fanden sie, den sie suchten, ihren Gesellen Wittig. Sein Roß Skemming und seine Waffen, Mimung ausgenommen, waren da, also suchten sie weiter. Da kamen sie an eine schwere, mit Eisen beschlagene Tür, und siehe da, als Wildeber daran klopfte und Wittigs Namen rief, kam ein schwacher Laut zurück. Im Nu sprengten sie die Tür auf — da sahen sie den teuern Helden, gefesselt und zu Tode ermattet, am Boden liegen. Schnell trugen sie ihn an die Luft, flößten ihm Wein ein und gaben ihm zu essen; da erholte er sich rasch und begriff, was geschehen war. Hei, wie ihm da neuer Lebensmut kam! Er verlangte nach seiner Rüstung, die ihm von den Freunden sogleich herbeigebracht wurde.

„Nun so schnell als möglich fort, ehe sich die Wilkinen besinnen!"

So rief Isung und lief nach den Pferdeställen, wo er Wittigs Skemming und zwei andre Pferde für sich und Wildeber herauszog.

Mit Blitzesschnelle schwangen sie sich auf und jagten in vollem Galopp davon. Sie rasteten auch nicht eher, bis sie an König Etzels Hoflager anlangten.

Hier wurden sie mit außerordentlicher Freude begrüßt, denn man hatte sich um das Schicksal der Helden sehr gesorgt. Etzel aber sprach:

„Wie soll ich euch danken, daß ihr durch eure kühne Tat dem Feind das Kriegführen für immer verleidet habt? Ich muß den edeln Berner beneiden, daß er solche Mannen sein eigen nennt, die ihr Leben für den Freund willig aufs Spiel setzen. Heil ihm, er ist der glücklichste der Menschen!"

Ehe aber die tapfern Recken ihrem Herrn nach Bern folgten, bewirtete und beschenkte sie Etzel aufs reichste.

Auch Dietrich feierte die Heimkehr der drei Genossen mit großer Freude. Nur betrübte es ihn, daß Wittig gar nicht heiter zu sein schien. Als er hörte, daß Wittig den Verlust Mimungs nicht verwinden könne, sagte er, Heime müsse das Schwert haben. Das Gespräch wurde durch die Ankunft zweier Boten unterbrochen, die Kaiser Ermenrich an Dietrich mit der Bitte sandte, ihm gegen seinen aufsässig gewordenen Lehnsmann Rimstein beizustehen.

Dietrich versprach, dem Kaiser sogleich zu Hilfe zu eilen. Als er aber seine Gesellen aufforderte, sich zu dem Zuge zu rüsten, erklärte Wittig, er gehe nicht mit, sobald Heime ihm nicht Mimung zurückgebe, das er ihm hinterlistig auf dem Schlachtfeld entführt habe.

„Nimm dirs doch, wenn du es wagst!" rief Heime finster aus. „Hätte ich die Waffen nicht genommen, so raubte sie dir der Feind, vor dem du gleich beim ersten Angriff zu Boden fielst. Mein ist das Schwert nach Kriegsgebrauch."

Wieder legte sich Dietrich ins Mittel, und es gelang ihm, Heime zu bestimmen, daß er dem Genossen wenigstens für diesen Kriegszug das Schwert lieh.

Der offene Feldzug an der Seite des Kaisers Ermenrich währte nicht lange; denn der rebellische Rimstein zog sich vor der Übermacht bald in seine wohlbefestigte und mit Vorräten reichlich versehene Burg zurück, die allen Angriffen der Belagerer monatelangen, unerschütterlichen Widerstand bot.

Schon wurde das Aufgeben der Belagerung erwogen, da ereignete sich etwas, was die Sache mit einem Male beendete.

Wittig schlich sich eines Abends auf seinem Roß bis nahe an die Burgmauern, um zu kundschaften. Da wurde er von sechs feindlichen Recken überrascht, die sogleich auf ihn losstürmten. Sechs gegen einen — da gab es nach ihrer Meinung für diesen kein Entrinnen! Sie kannten Mimung nicht. Der erste Schlag, den Wittig tat, hieb den Anführer der sechs bis auf die Hüften voneinander. Dieses sehen und in eiliger Flucht vor dem furchtbaren Streiter hinter die sichern Mauern der Burg enteilen — das war eins.

Wie staunte Wittig aber, als er in dem Gefallenen den falschen Rimstein selbst erkannte! Frohlockend eilte er ins Lager zurück, um dies dem Berner zu melden; denn nun mußte nach seiner Meinung die Burg sich bald ergeben.

Heime hatte dem Berichte des Genossen mit spöttischer Miene zugehört und sagte, so einen alten Mann totzuschlagen, das sei keine Heldentat. Er solle nur Mimung wieder hergeben, das sei bei ihm besser aufgehoben.

„Jetzt ist's genug!“ rief Wittig da zornig aus. „Als ich in Todesgefahr war, gingst du treulos an mir vorüber und nahmst mir noch mein Schwert. Ist das edler Männer Art? Jetzt steh — dieser Frevel muß gesühnt werden.“

Noch einmal stürzte sich der König selbst zwischen die Streitenden und zwang sie, sich zu versöhnen. Er setzte es auch durch, daß Mimung nun wieder ganz in Wittigs Besitz blieb.

Es kam übrigens, wie dieser gehofft hatte. Die Festung ergab sich dem Kaiser, und nachdem dieser eine neue Herrschaft in der Burg errichtet, fuhren die Fürsten mit ihren Mannen nach Romaburg und feierten dort den errungenen Sieg.

Ermenrich floß über von Versicherungen seiner Dankbarkeit, als Dietrich sich nach etlichen Tagen von ihm verabschiedete und nach Bern zurückkehrte. Er wolle es dem Neffen und seinen Getreuen nie vergessen und werde sie noch besonders belohnen für ihren hilfreichen Beistand. Schließlich sprach er noch den Wunsch aus, den tapfern Wittig längere Zeit bei sich behalten zu dürfen, da er ihn gern mit seiner Nichte vermählen und mit der großen Herrschaft Drachenfels belohnen wolle.

Dietrich entbehrte ja den kühnen Degen nur ungern, aber er willigte darein, als ihm Wittig mit heiligem Eid versicherte, daß er zu jeder Zeit ihm, dem Berner, die gelobte Treue halten werde.

Ermenrich hielt Wort; Wittig bekam die schöne Bolfriane zur Gemahlin und erhielt so viele reiche Länder als Lehen, daß er einer der angesehensten Vasallen des Kaisers wurde.

Später zog Ermenrich auch Heime in seine Dienste und wußte

ihn durch reiche Geschenke an Gold und Ländereien dauernd an sich zu fesseln.

Dietrich aber, der nun wieder Hof hielt in seiner Burg zu Bern, sollte gar bald erfahren, daß Königsworte und Mannentreue oft nichts sind als — leerer Schall.

---

11. Ermenrichs Untreue

Dietrich hatte über Jahr und Tag ruhig in seiner Burg zu Bern gelebt und sich eifrig den Angelegenheiten seines Landes gewidmet, da vernahm er plötzlich eine sonderbare Kunde. Sein Oheim, Kaiser Ermenrich, zeigte sich mit einem Male als grausamer Herrscher. Oder war es Irrsinn, was ihn bewog, seine eigenen Söhne als Verräter anzusehen und töten zu lassen? Und wie mit diesen, so tat er es auch mit seinen jungen Neffen Imbreke und Frietele, den Harlungen, deren Land er ohne Grund mit Krieg überzog, sie selbst aber an den Galgen hängen ließ. Eckehart, der Vormund der jungen Fürsten, brachte Dietrich diese Kunde.

Diese letzte Greueltat war es, die am Hofe zu Bern die tiefste Erregung und das Verlangen nach Rache hervorrief. Gern hätte Dietrich diese geübt, aber gegen die Macht Ermenrichs konnte er mit seinem Häuflein Berner nicht ankämpfen. Doch hoffte er, daß die Zukunft ihm einen Weg zeigen werde, wo er die gefallenen Freunde rächen könnte.

Nur zu bald sollte er erkennen, wohin Ermenrichs Pläne gingen.

Dieser stand ganz unter dem Einfluß seiner beiden Ratgeber Sibich und Ribestein, die ihn durch List zu allem brachten, was sie ihm vorschlugen. Sie taten es teils aus Eigennutz, um sich selbst dabei zu bereichern, teils aber auch aus Rachsucht. Diese richtete sich aber nicht bloß gegen einzelne mächtige Persönlichkeiten, die ihnen im Wege standen, sondern auch, was Sibich

betrifft, gegen den Kaiser selbst. Dieser hatte ihn einmal tödlich gekränkt, und das konnte Sibich nicht vergessen. Wohl hätte er den Kaiser durch Meuchelmord aus der Welt schaffen können, doch seine Rache war viel teuflischer, indem er ihn zu allerhand Handlungen verführte, die unedel waren und ihm selbst oft große Seelenpein und bittres Weh zufügten.

Nachdem die beiden Bösewichte Sibich und Ribestein so die Menschen vernichtet hatten, die dem Herzen des Kaisers am nächsten standen, beschlossen sie, den letzten, aber auch mächtigsten der Fürsten zu beseitigen, der ihnen noch gefährlich werden konnte, den edeln Dietrich von Bern. Es war schon ein Schachzug von ihnen gewesen, daß Ermenrich Wittig und Heime an sich gezogen hatte. Nun bestimmten sie den Kaiser, daß er von den Lehnsmannen des Berners Zins einfordern sollte. Diese verweigerten ihn natürlich, da sie schon an den Vogt von Bern gezahlt hatten. Dietrich aber ließ dem Kaiser sagen, er möge sich den Zins von ihm selber holen.

Der Grund zu einem Feldzug gegen den Berner war gegeben, und der Kaiser ließ ihm sofort durch Heime melden, daß er das Land zu räumen habe, sonst lasse er ihn aufknüpfen.

Dietrich glaubte, Heime käme als Freund zu ihm. Sein Staunen war deshalb groß, als Heime seinen Auftrag ausrichtete und sich damit entschuldigte, als vereideter Lehnsmann des Kaisers hätte er dem Befehl nicht ausweichen können. Man forderte ihn danach nicht auf, noch einen Augenblick länger in Bern zu weilen.

Auch Wittig kam, aber aus eigenem Antriebe, um die alten Freunde zu warnen und sie davon in Kenntnis zu setzen, daß das große Heer Ermenrichs schon ganz nahe sei und sie heimlich überfallen wolle. An der Seite des Berners zu kämpfen, dürfe aber auch er nicht wagen, da er jetzt im Dienst des Kaisers stehe und ihm seinen Eid halten müsse. Mit bitterm Empfinden wies ihn Dietrich von sich.

Ermenrich nahte mit seinem mächtigen Heere der Stadt Bern; da beschloß Dietrich, ihm mit seinen Mannen entgegenzuziehen.

Ihm hatte sich der treue Dietleib von Steier und Berchtung von Pole angeschlossen. Vor Milan (Mailand) trafen die beiden Heere zusammen. Die Berner hätten gegen die furchtbare Übermacht der Feinde nichts ausrichten können, wenn sie nicht den ersten Angriff zu so früher Stunde gemacht hätten, daß der Feind noch in tiefem Schlummer lag. Außerdem hatte Meister Hildebrand mit einer Abteilung das Lager umgangen und fiel dem Feind in den Rücken. Dadurch glaubten die Truppen des Kaisers, der Berner sei in der Übermacht, und so ließen sie alles im Stich und flohen davon.

Der Kaiser mit seinen Ratgebern entging mit knapper Not der Gefangennahme. Er war aber so zornig über die unerwartete Niederlage, daß er befahl, sogleich ein noch viel größeres Heer zu rüsten, denn diese Schmach müsse gerächt werden.

Auch Dietrich warb Kriegsvolk an, soviel es seine Mittel erlaubten. Leider waren diese nur gering, da Dietrich zu freigebig war, um jemals zu Reichtümern zu gelangen. Da erbot sich Berchtung von Pole, seine Schätze herbeizuholen, wenn Dietrich ihm genug Knappen zur Begleitung mitgäbe. Dies geschah, und so zog Berchtung mit Meister Hildebrand, Wolfhart und noch andern Recken in seine Heimat. Dort beluden sie hundert Lasttiere mit Berchtungs Schätzen und traten eiligst den Rückmarsch an. Als sie in der Nähe des Gardasees waren, glaubten sie sich eine Nacht des Ausruhens gönnen zu dürfen, da sie ja nun wieder im eignen Lande waren. Sibich hatte aber durch seine Kundschafter von dem Zuge Berchtungs gehört und so überfiel er sie im Schlafe, nahm ihnen sämtliche Schätze weg und führte die rasch gefesselten Recken als Gefangene von dannen.

Sie hatten aber einen übersehen, der etwas abseits geruht hatte: Dietleib von Steier. Als er erwachte und das Vorgefallene sah, an dem er als einzelner nichts mehr ändern konnte, sprang er rasch aufs Pferd und jagte nach Bern, um dem König die traurige Kunde zu bringen.

Dietrich ward dadurch tief erschüttert, aber weniger durch den Verlust des Goldes, als durch die Gefangennahme seiner Freunde.

Er wollte sofort zu ihrer Befreiung aufbrechen; da weigerten sich jedoch die gemieteten Kriegsleute, mit ihm zu ziehen, wenn sie nicht erst ihren Sold bekämen. Gold hatte Dietrich aber nicht mehr; so mußte er sehen, daß der größte Teil seiner Truppen sich von ihm wandte. Das Häuflein, das ihm blieb, war leider zu klein, um dem Kaiser damit entgegentreten zu können. Dietrich bot Ermenrich an, daß er die 1800 Gefangenen, die er in der Schlacht bei Milan gemacht hatte, herausgeben wolle, wenn er seine Gesellen freigebe. Ermenrich antwortete, die Gefangenen würden gehängt; es stehe Dietrich frei, dasselbe mit dem Kriegsvolke zu tun.

Jetzt machte sich Frau Ute, Hildebrands Gemahlin, mit etlichen andern Frauen auf den Weg, um dem Kaiser alles Gold und Silber der Frauen im Berner Lande als Lösegeld für die Gefangenen anzubieten. Ihr gab der Grausame zur Antwort, das fiele ihm mit dem ganzen Lande von selbst als Beute zu. Die Gefangenen würden nur frei, wenn Dietrich gelobe, das Land mit den Seinen als — Bettler zu verlassen.

Entrüstet wies Frau Ute diesen entehrenden Vorschlag zurück und wandte sich, um das Lager zu verlassen. Da rief ihr der Kaiser auf Sibichs Rat nach, er wolle seine Bedingung dahin mildern, daß die Helden bei ihrem Auszug ihre Waffen und Rosse mitnehmen, diese aber nicht besteigen, sondern nur am Zügel führen dürften. Dies sei das Äußerste, was er bewilligen könne.

Dietrich kam durch diese Botschaft in den qualvollsten Zwiespalt. Wohl hätte er es mutig gewagt, gegen die Übermacht des kaiserlichen Heeres zu kämpfen; aber sowie er das Schwert erhob, fielen seine Getreuen in die Hand des Henkers. Durfte er um seines Besitzes willen das Leben der Männer preisgeben, die so oft das ihre für ihn eingesetzt hatten? Er hätte keine ruhige Minute mehr gehabt, wenn er sein Gewissen mit dieser Schuld belastet hätte. Es blieb ihm ja doch die Hoffnung, daß er sein Land, wenn er jetzt auch von ihm scheiden mußte, mit Hilfe seiner tapfern Genossen wieder erobern könnte. Und so

ging er, wenn auch mit schwerem Herzen, auf die Bedingungen des Kaisers ein. Am andern Tage waren die Gesellen frei.

Es war ein trauriger Zug, als der Vogt von Bern im Geleite seiner treuen Heergenossen, dreiundvierzig an der Zahl, von seinem Volke schied. In finsterm Schweigen ging er allen voran, und er stieg auch nicht zu Pferde, als sie die Grenzen des Landes überschritten hatten. Nicht eher hielt er Rast, als bis die Burg Bechelaren an der Donau sichtbar wurde; sie war sein nächstes Ziel.

Markgraf Rüdiger stand mit Frau Gotelinde, seiner Gemahlin, und mit seinem Töchterlein auf dem Altane seines Schlosses, als die Recken in der Ferne auftauchten. Mit freudigem Staunen erkannten sie an dem rotgoldenen Löwen, daß es der edle Held von Bern sei, der ihnen nahe. Schnell ließen sie ihre Leibrosse satteln und ritten den Gästen entgegen. Wie erschraken sie aber, als sie die Helden zu Fuße daherkommen sahen; noch mehr aber, als Dietrich sprach:

„Als Bettler komm' ich zu dir, edler Rüdiger; denn ich habe keine Stätte mehr, wo ich mein Haupt hinlegen kann!"

Ungläubig schaute der Markgraf von einem zum andern. Es konnte doch gar nicht sein — der edle, hochberühmte Held, der seinesgleichen nicht hatte in allen Landen — ein Bettler!

Da Dietrich schwieg, erzählte Meister Hildebrand, was sich ereignet hatte. Tieferschüttert rief da Rüdiger aus:

„Nicht verlassen bist du, edler König! Hier bist du bei treuen Freunden. Ich bitte euch, laßt es euch bei uns gefallen, solange ihr wollt."

Bald saßen die Recken in den traulichen Gemächern der Burg und wurden von Frau Gotelinde aufs herzlichste bewirtet. Wie tat den müden Wanderern das Wohlleben und die Freundlichkeit ihrer Wirte nach den schweren Tagen so wohl!

Auch das düstre Antlitz des Berners erhellte sich, als sie etliche Tage der Ruhe genossen.

„Hier ist gut sein!" sprach er. „Am liebsten bliebe ich immer hier und vergäße die ganze Welt."

„Und unser armes Bern, was soll mit ihm werden?“ rief Wolfhart vorwurfsvoll.

„Gemach, junger Freund,“ fiel ihm der milde Rüdiger in die Rede. „Ihr vergeßt, daß König Etzel euch großen Dank schuldet. Ich führe euch zu ihm und mahne ihn daran. Er muß euch beistehen, daß ihr das Amelungenland wieder gewinnt.“

---

12. Dietrich bei den Hunnen

König Etzel saß in seinem Schlosse zu Susat und freute sich seines Daseins. Da kam ihm durch Boten die Kunde von dem schweren Schicksal, das seinen Bundesgenossen, den edeln Dietrich von Bern, ereilt hatte. Gleichzeitig hörte er aber auch, daß derselbe bei dem Markgrafen von Bechelaren Zuflucht gefunden habe und mit diesem bald in Susat erscheinen werde.

Er empfing den Berner mit den Seinen voller Herzlichkeit und versicherte ihm, daß das gesamte Heer der Hunnen ihm zur Verfügung stehe, wenn er sein Land zurückerobern wolle.

Diese Zusage tat dem edeln König außerordentlich wohl, und gern nahm er den Vorschlag Etzels an, sich vor allem mit seinen Mannen hier auszuruhen und für den geplanten Kriegszug zu kräftigen und zu rüsten.

Je länger sie aber blieben, desto klarer ward ihnen, daß sie vorläufig von dem Hunnenkönig keinen Beistand zu erwarten hatten; denn er kam selbst wieder in arge Bedrängnis. Die mit Dietrichs Hilfe geschlagenen Wilkinen hatten sich mit den Reußen verbunden und bedrohten die Hunnen von neuem mit Krieg. In dieser Not bat Etzel wieder um Dietrichs Beistand, und dieser versagte ihn dem Gastfreund nicht.

Man wartete aber auf seinen Vorschlag nicht ab, bis der Feind im Lande erschien, sondern suchte ihn im Reußenlande auf, ehe sich seine einzelnen Abteilungen vereinigt hatten. Gleich beim ersten Zusammenstoß gab es heißen Kampf, und Waldemar, der

Reußenfürst, schlug das Heer, das König Etzel selbst anführte, in die Flucht. Dem Berner und dem von ihm angeführten Heere stand Waldemars Sohn, der auch Dietrich hieß, gegenüber. Zwischen den beiden Dietrichen kam es alsbald zu einem furchtbaren Zweikampf, der mit der Gefangennahme des jungen Reußen-Dietrich endete. Der Berner wäre auch mit dessen Mannen fertig geworden, wenn nicht Waldemar, nachdem er Etzel in die Flucht getrieben, den Bedrängten zu Hilfe gekommen wäre. Die Übermacht war nun so groß, daß Dietrich froh sein mußte, im Dunkel der Nacht eine Grenzburg der Hunnen zu erreichen, wo sie vor den verfolgenden Reußen wenigstens einige Stunden geschützt waren. Lebensmittel fanden sie in der Burg nur so wenig, daß ihnen der Hungertod gewiß war, wenn ihnen nicht bald Entsatz von den Hunnen kam.

Als die eingeschlossenen Kämpfer am nächsten Morgen hinausschauten, sahen sie sich von reußischen Heermassen rings umgeben. Von den Hunnen war nichts zu sehen. Sie warteten einige Tage; da aber keine Hilfe kam, faßte Wolfhart den Entschluß, sich durch die Reihen der Belagerer zu schleichen und zu Rüdiger zu eilen, der nicht fern sein konnte. Durch brennende Strohbündel verursachte er in etlichen Zelten des Feindes Schadenfeuer, und in der dadurch entstehenden Verwirrung kam er unerkannt durch das Lager. Es gelang ihm, Rüdiger bald zu treffen, und dieser eilte sogleich nach der Grenzburg, deren Belagerer es beim Anblick des heranziehenden Heeres für klüger hielten, den Rückzug anzutreten.

Als die Berner mit dem gefangenen Reußenfürsten nach der Etzelburg kamen, fanden sie den Hunnenkönig vergnügt an seiner wohlbesetzten Tafel sitzen. Dabei vergaß er den Kummer über den mißglückten Feldzug vollständig. Die Berner Helden begrüßte er mit den höchsten Ehren und versicherte ihnen wiederum seine unvergängliche Dankbarkeit.

Mitten hinein in diese Reden kam aber auch der Ruf: „Die Reußen kehren zurück!“ Waldemar kam mit einem großen Heere, um seinen Sohn Dietrich aus der Gefangenschaft zurückzuholen.

Der Berner mußte in der Etzelburg bleiben, um die zahlreichen Wunden zu heilen, die er in dem Kampfe mit dem jungen Reußen-Dietrich davongetragen. Das hinderte ihn aber nicht, während seine Mannen mit den Hunnen ins Feld zogen, doch einmal zum Schwert zu greifen. Der junge Reußen-Dietrich entfloh von der Etzelburg. Der kranke Dietrich eilte ihm nach und tötete ihn. Die Wunden, die ihm der sich wehrende Reuße schlug, vermehrten seine Schmerzen so, daß er nun wochenlang ans Krankenlager gefesselt blieb.

Den Hunnen blühte ohne den Berner kein Kriegsruhm. Noch gründlicher geschlagen als vorher, kehrten sie zurück. Selbst Meister Hildebrand dankte es nur Rüdigers Dazwischenkommen, daß er sein Leben nicht verloren hatte. Hildebrand war empört über Etzels Schnelligkeit im Fliehen, und er riet seinem Herrn, das Hunnenland zu verlassen und bei einem andern, als diesem erbärmlichen Schwächling um Beistand zu bitten.

„Erst will ich meinen Waffenruhm bei den Reußen wiederherstellen," sprach Dietrich, und so geschah es auch. Sobald er genesen war, bewog er den König Etzel zu neuen Rüstungen, und nun wandte sich das Kriegsglück. Dietrich schlug mit dem Hunnenheer die Reußen so fürchterlich, daß ihr Heer vernichtet ward. Da Waldemar im Kampfe fiel, war das Reußenland herrenlos geworden. Ohne Widerstand nahm Dietrich es für seinen Gastfreund in Besitz und brachte diesem reichen Tribut mit nach Hause.

Großartig waren die Feste, die Etzel seinem Retter gab. Davon aber, daß er seine Dankbarkeit betätigen und nun dem Berner helfen wolle, sein Land zurückzugewinnen, sprach er nicht. Dietrich war zu stolz, um das zu bitten, was ein andrer als sein wohlverdientes Recht verlangt hätte. Auf seinem Antlitz war aber deutlich zu lesen, daß seine Langmut sich in Groll verwandelte. Wie lange sollte er noch die ungestillte Sehnsucht nach der Heimat in sich tragen?

Das bemerkte auch Etzels Gemahlin, die kluge Königin Helche, die alles immer zum guten zu wenden suchte. Sie machte ihrem Gatten deshalb Vorstellungen und sprach zu ihm:

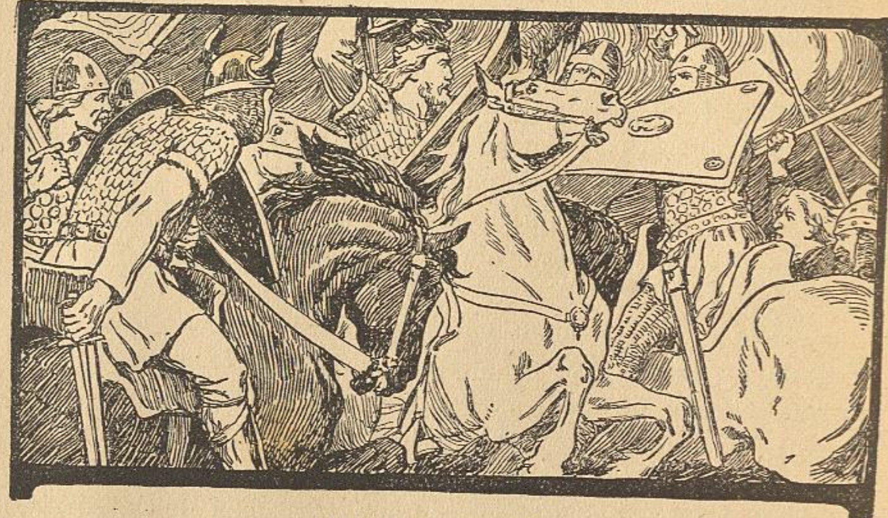
„Es ist ja ganz begreiflich, daß du den siegreichen Helden, der dir so viel genützt, nicht von dir lassen willst; aber auf die Dauer kannst du es nicht, sonst sieht er schließlich in dir einen Feind, der ihn von seinem Ziel zurückhalten will. Besser ist es aber doch, er bleibt unser Freund, nicht wahr?"

Etzel sah das alles ein; zu dem Entschluß, dem Berner den gewünschten Beistand zu gewähren, kam er aber nicht. Da sprach Frau Helche weiter:

„Wie wäre es, wenn wir ihm meine Nichte Herrat zur Gemahlin gäben? Ich glaube, er liebt sie; denn sie ist die einzige, die ihn der düstern Stimmung, die ihn jetzt beherrscht, zu entreißen vermag. Herrat ist ihm auch wohlgeneigt, und so gäbe es wohl für diesen Plan kein Hindernis."

Etzel billigte den Gedanken seiner Gemahlin mit Freuden, und sie schlichtete durch ihre Klugheit alles zu solchem Ende, daß gar bald die Hochzeit des edeln Bernerkönigs mit der schönen Herrat gefeiert werden konnte. Da die Königin recht gesehen, als sie sagte, Dietrich scheine Herrat zu lieben, so begründete sie mit diesem Tun das Glück zweier Herzen, die sich schon lange zugetan waren.

Nur eine Hoffnung erfüllte sich nicht, die Etzel bei dieser Heirat gehegt hatte: daß Dietrich sein Verlangen, Bern wieder zu erobern, aufgeben werde. Gerade Herrat war es, die den Helden dazu anspornte; denn ihrem hohen Sinn war es unerträglich, daß ihr geliebter Gemahl, der selbst ein König war, in Abhängigkeit von dem Hunnenkönig lebte, der seinem Gast an Heldenruhm und Edelmut nicht im entferntesten gleich kam. Dietrich sollte sein angestammtes Reich wiedererringen, und sie ruhte nicht, bis König Etzel, wenn auch nach langem Zögern, den Befehl gab, zu dem Kriegszuge gen Bern zu rüsten.



Die Rabenschlacht

13. Die Rabenschlacht

(Schlacht bei Ravenna)

Das war ein freudiges Zustimmen unter den Hunnen, als König Etzel den Kriegsruf erschallen ließ: „Auf nach Bern! Es gilt, Dietrich in sein altes Recht wieder einzusetzen!"

Sie liebten ihn alle, den hochgemuten Helden von Bern, der nie zauderte, wenn es galt, dem Freunde beizustehen, und der trotz all seines Heldenruhms doch bescheidenen Sinnes geblieben war und schlicht und fromm wie ein Kind. Deshalb folgten auch gar viele Häuptlinge des Hunnenkönigs mit ihren Mannen dem Rufe ihres Herrn. Außer dem Markgrafen Rüdiger und seinem Sohne Nudung schloß sich der treue Dietleib von Steier mit seinen Reisigen dem Zuge an; ebenso die Hunnen Blödelin und Gotel, Helferich und sein Sohn Sintram, Iring, der Däne, Diebold von Bayern, der alte, tapfere Elsan und viele andre.

Am Tage vor der Abfahrt von der Etzelburg kamen die beiden

jugendlichen Söhne des Hunnenkönigs, Scharf und Ort, zu Frau Helche und rückten nach etlichem Hin- und Herreden mit der Bitte heraus, daß die Eltern ihnen erlauben möchten, den Berner auf seinem Zuge zu begleiten, nicht als Mitkämpfer — dazu seien sie ja noch zu jung —, nur als Zuschauer, die Zeuge sein wollten, wie der von ihnen hochverehrte Dietrich wieder Besitz von seinem Reiche nehmen werde.

Frau Helche schlug die Bitte rundweg ab; sie hatte in der Nacht einen entsetzlichen Traum gehabt — ein Lindwurm hatte ihre Söhne zerrissen. Die Knaben baten von neuem; da ging sie mit ihnen zu Etzel, daß er ihnen ihr Vorhaben verbiete. Er tat das auch mit Entschiedenheit. Als aber Dietrich dazukam und sich verbindlich machte, das Leben der Jünglinge zu schützen und sie gesund wieder zurückzubringen, da willigten die schwachen Eltern ein. Scharf und Ort sollten gemeinsam mit Diether, dem jüngsten Bruder Dietrichs, und unter besonderer Obhut des alten, treuen Elsan die Reise machen.

Ein überaus glänzender und stattlicher Anblick war es, als am nächsten Morgen Dietrich an der Spitze des großen, wohlgerüsteten Heeres von Etzelburg auszog. Frau Helche zerfloß fast vor Weinen, als sie ihre Kinder zum letzten Male in ihren Armen hielt, und auch Dietrich hatte nur schwer vermocht, sich von dem Herzen der geliebten Gattin loszureißen. Als es aber nun vorwärts ging — vorwärts in die zwar ungewisse Zukunft, aber doch, will's Gott! zum Sieg —, da wichen die weicheren Regungen in den Herzen der Männer zurück, und nur das eine große Ziel stand vor aller Augen: Bern dem Berner! —

Der Zug ging glücklich von statten. Ohne wesentliche Zwischenfälle langte man in der Nähe von Bern an. Als die Nachricht von Dietrichs Heimkehr in die Stadt drang, verjagten die Berner die Besatzungstruppen, die der Kaiser Ermenrich dort gelassen hatte, und öffneten die Tore weit für ihren geliebten Herrn, den sie zwanzig Jahre hatten entbehren müssen. Unbeschreiblich war der Jubel, unter welchem Dietrich in seine im Festschmuck prangende Vaterstadt wieder einzog.

Er sollte sich aber nicht lange der Freude des Wiedersehens mit der teuern Heimat hingeben dürfen. Kaiser Ermenrich, durch Späher schon von Dietrichs Abfahrt aus dem Hunnenlande unterrichtet, kam mit einem ungeheuern Heere dahergezogen, das sich durch hinzustoßende Völker immer noch vergrößerte.

Als Dietrich dies durch den ihm befreundeten Herzog von Raben (Ravenna) erfuhr, brach er sofort mit seinem Heere auf und erreichte den Feind bei der Stadt Raven. Die Kundschafter, die er voraussandte, kamen mit der Botschaft zurück, das kaiserliche Heer sei unübersehbar und die Vorposten ließen niemand näher herankommen.

Dietrich ließ das Lager aufschlagen und beschloß, am nächsten Morgen in der Frühe anzugreifen. Für die Feldwache dicht am Feindeslager meldete sich der jugendliche Held **Alphart**, ein Pflegesohn Hildebrands und Frau Utens. Kaum war Alphart aber auf dem kleinen Hügel, von dem er Ausschau halten sollte, angekommen, da brachen aus dem Hinterhalt die Feinde wie Heuschrecken über ihn her und umzingelten ihn.

„Ergib dich!" rief ihnen ihr Anführer zu. „Ich bin der Herzog von Wülfing, du gibst also keinem Unwürdigen dein Schwert."

„Ein Verräter an deinem angestammten Herrn bist du!" rief Alphart. „So strafe ich den Verrat an Dietrich von Bern!"

Ein mächtiger Schwerthieb spaltete den Oberkörper des Herzogs mitten voneinander. Das Gefolge des Gefallenen wollte seinen Herrn rächen, aber Alpharts Rüstung und Waffen waren Zwergenarbeit. Ihm konnte niemand etwas anhaben, während jeder seiner Hiebe tödlich war. Voller Entsetzen floh der Rest der Mannschaften und verkündete im Lager Ermenrichs, daß der Höllenfürst selbst mit dem Berner sein müsse. Draußen läge ihr Herzog mit mehr als fünfzig seiner Mannen von dem einen Streiter erschlagen.

Da sprengten verschiedene der Mutigsten hinaus, um den Mann zu bestehen, der so fürchterliche Feldwache hielt; sie kamen aber, wenn sie nicht fielen, aufs elendeste zugerichtet ins Lager zurück.

„Und wenn's der Satan selber ist, ich kämpfe mit ihm!" rief Wittig und nahm das erste beste Schwert, das ihm in den Weg kam. Als er abritt, schloß sich ihm Heime an, der jetzt wieder mit ihm ausgesöhnt war. Er wolle zur Hand sein, wenn Wittig in Bedrängnis kommen sollte, sagte er.

Alphart sah die beiden herankommen und erkannte Wittig sogleich an seinem Wappenzeichen, Hammer, Zange und Amboß, im Schilde. Im Nu saß er zu Pferde und sprengte ihnen entgegen.

„Ha, du ungetreuer Wielandssohn, kommst du, um dir den Lohn für deine Untreue zu holen?"

So rief Alphart laut und rannte Wittig so kräftig mit dem Speere an, daß der starke Held zu Boden stürzte. Sofort sprang Alphart ab, um dem Besiegten den Todesstoß zu geben. Doch er hielt inne: einen Wehrlosen zu töten, befleckt den Schild des Edeln. Dieses Zögern benutzte Wittig, um aufzuspringen und nach dem Schwert zu greifen. Aber es war nicht Mimung! Vergebens kämpfte er wie ein Löwe. Alphart warf ihn ein zweites Mal zu Boden, und nun wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn nicht Heime sich des Gefallenen angenommen hätte. Er zauderte erst, ob er tun sollte, was einem Helden nur Unehre brachte — zwei gegen einen zu kämpfen. Als aber Alphart rief, er werde dem ungetreuen Wittig das Haupt abschlagen und ihn an den Galgen hängen, da sprang Heime dem Genossen bei. Sobald dieser wieder auf den Füßen stand, begann der Kampf von neuem.

Alphart aber blieb fest; auch Heime ward von ihm zu Boden geworfen, so daß Wittig diesem beistehen mußte. Lange währte so der Kampf, da gelang es Heimes Schwert Nagelring, Alpharts Rüstung zu durchdringen. Nun war des Jünglings Schicksal besiegelt. Wie ein Löwe kämpfte er, endlich traf ihn aber doch der Todesstreich. Mit einem Fluch über die Meuchler sank er ins Gras.

Mit staunender Bewunderung sah man in Ermenrichs Lager auf die beiden Recken, als sie blutig geschlagen, aber doch als

Sieger von dieser Walstatt heimkehrten. Wittig und Heime aber schauten finster drein ob dieses Sieges, den sie in Unehren und durch Untreue erkämpft hatten.

Die Nachricht von Alpharts Tod erweckte im Berner Lager tiefe Trauer; aber jetzt war nicht die Stunde, um zu klagen. Dietrich rief seine Getreuen zu sich und sprach zu ihnen:

„Das erste Opfer ist gefallen, unser treuer Alphart. Das ist aber nur der Anfang. Morgen heißt es für uns alle, siegen oder fallen. Unterliegen wir, dann seht ihr mich lebend nicht wieder. Dann bitte ich euch aber, wer von euch lebt, der eile nach Bern, wo ich Etzels Söhne Ort und Scharf mit meinem Bruder unter Elsans Obhut zurückgelassen habe. Helft sie ihm schützen und glücklich ins Hunnenland zurückgeleiten. Das ist meine letzte Bitte an euch. Und nun eßt und trinkt und schlaft, so viel ihr könnt. Ein heißer Tag steht uns bevor — Gott sei mit uns!“

Während sie alle ruhten, hielt Meister Hildebrand, der treue, Wacht und erspähte dabei einen Pfad, der unbemerkt in den Rücken der Feinde führte. Sogleich begab er sich zu Dietrich ins Lager zurück und machte ihm den Vorschlag, daß er noch während der Nacht drei Heeresabteilungen auf diesem Pfade auf die Rückseite der feindlichen Aufstellung bringen und beim ersten Tagesgrauen den Angriff beginnen dürfe. Er werde dies durch lauten Hörnerruf verkünden, dann solle Dietrich mit seinen Scharen von der Vorderseite vorrücken.

Dietrich billigte diesen Plan seines alten Waffenmeisters vollständig, und so begab dieser sich schon um Mitternacht mit einer großen Schar nach dem Platze, den er ausgekundschaftet hatte. Hei, war das ein Schrecken in dem Lager Ermenrichs, als plötzlich von zwei Seiten die Hörnerrufe der Berner erklangen! Ehe sie sich überhaupt besinnen konnten, lagen die Krieger des Kaisers zu Hunderten erschlagen; denn alles ruhte ja noch in tiefem Schlummer, als der Angriff begann. Ein panischer Schreck erfaßte gar viele, so daß sie die Flucht ergriffen. Endlich gelang es etlichen kühnen Recken, die Massen zum Stehen zu bringen und einige Ordnung

zu schaffen. Hier sammelten sie sich unter diesem, dort unter jenem Führer, um dann gegen die fürchterlich um sich schlagenden Berner vorzugehen. Leichen lagen bald hoch übereinander getürmt, so daß man sagen konnte, es war nicht mehr eine Schlacht, sondern ein wahres Schlachten.

Einer der ersten im Vordringen war der mächtige Starcher, der sich bis zu Dietrichs Bannerträger, dem kühnen Wolfhart, durchschlug und mit einem Speerwurf den nie besiegten Recken durchbohrte. Von Blut überströmt, sank das Banner mit dem todeswunden Helden zu Boden.

Dietrich gewahrte das Sinken des Banners. Sofort bahnte er sich mit Eckesachs' Schärfe eine blutige Gasse durch das Gewühl, und im nächsten Augenblick fiel Starchers Haupt unter seinem wuchtigen Streiche. Hoch hebt der Held von Bern dann die von Wolfharts Blut gerötete Fahne empor und schwingt sie den Seinen anspornend entgegen. Was vermögen die Scharen des gefallenen Starcher gegen den Berner und seine Gesellen! Zu Tausenden fallen sie, und ebenso ergeht es denen, die ihnen zu Hilfe kommen wollen.

Aber auch Dietrich sieht gar manchen von den Seinen fallen. Der kühne Wildeber wird von Walter von Wasgenstein durchbohrt, dem Recken, den Dietleib einst in Romaburg im Wettkampf geschlagen. Der sterbende Wildeber sendet aber mit letzter Kraft dem Wasgensteiner den Todesstreich.

Furchtbar wütet auch Wittig mit seinem nie fehlenden Mimung. Er ist umgeben von Leichen, denen er den Tod gespendet. Auch Dietleib von Steier, der edle Held, sinkt, von Mimung getroffen, zu Boden. Trotzdem kann Wittig die Niederlage der kaiserlichen Truppen nicht aufhalten. Siegreich dringen die Berner überall vor.

Auch Ribestein, der falsche Ratgeber des Kaisers, zog es vor, sich auf die Flucht zu begeben. Da ersah ihn Eckehart, Dietrichs treuer Gesell, der sich's gelobt, die beiden Gauner Sibich und Ribestein lebendig oder tot in seine Gewalt zu bringen. Mit rasender Schnelligkeit eilt er dem Fliehenden nach, schlägt ihm

den Kopf ab und zieht den zuckenden Körper zu sich aufs Pferd. Wittig sieht das und bricht in ein grausiges Gelächter aus.

„Nimm den Schurken immer hin mit dir!“ ruft er. „Auf ihn komme das Blut, das heute vergossen wird — häng' ihn auf dafür!“

Unmutig schaut er sich um; ringsum flieht alles. Was will er, der einzelne, gegen die andrängenden Sieger ausrichten? Er sprengt nach einem nahen Hügel, um einen Überblick über die Schlacht zu gewinnen. Da sieht er, daß es derselbe Platz ist, wo sie — zwei gegen einen — den tapfern Alphart in unehrlichem Kampfe besiegten. Wenn ihn nun hier die Rache für diese Tat ereilte?

So dachte Wittig, als er einen stattlichen Helden auf sich losstürmen sah. Er erkannte ihn wohl; es war der junge Herzog Nudung, Rüdigers Sohn. Um des edeln Vaters willen, von dem er so viel Liebe und Güte erfahren, hätte Wittig ihn gern geschont. Als aber Nudung ihm seine Untreue gegen den Berner mit zornigen Worten vorhielt, da vergaß Wittig seinen Vorsatz. In hitzigem Kampfe stritten die Recken miteinander. Vor Mimung sank aber auch Nudung sterbend ins Gras.

Mit düstern Gedanken stand Wittig vor dem Gefallenen; da riß ihn Waffengeklirr aus seinem Sinnen. Den Hügel herauf sprengten drei Ritter in helleuchtenden Rüstungen; aber es waren keine Männer, sondern zarte Jünglinge mit roten Wangen. Den einen erkannte Wittig: es war Diether, der jüngste Bruder Dietrichs. Sollte er auch gegen ihn das Schwert erheben müssen? Das wäre ein furchtbares Verhängnis! —

Wie kamen aber die Jünglinge an diese Stätte des Schreckens? — Dietrich glaubte sie wohlgeborgen zu Bern unter dem Schutze des treuen Elsan, der sie auch mit väterlicher Sorgfalt hütete. Das Stillsitzen in der Burg behagte den Jünglingen jedoch gar nicht. Sie wußten, daß draußen der edle Dietrich mit seinen Scharen den Riesenkampf gegen des Kaisers Macht aufgenommen hatte, und sie sollten fern davon bleiben? Am liebsten hätten sie ja mitgekämpft oder, da sie das noch nicht durften, wenigstens zugesehen, wie die Heere miteinander rangen. Statt dessen mußten sie hinter den Mauern von Bern geduldig abwarten, was für einen Ausgang das Kriegsschauspiel nehmen werde.

Einige Tage hielten sie es aus, dann gingen sie dem alten Elsan so lange bittend um den Bart, bis er ihnen einen Spazierritt in die Umgebung erlaubte; aber nur in seiner Begleitung, fügte er hinzu. Daran war jedoch den Jünglingen wenig gelegen. Ehe sich der schwerfällige Alte rüstete und zu den Pferden hinabkam, waren sie auf ihren schnellen Tieren schon von dannen geritten. Lustig jagten sie drauf los, ohne Weg und Steg zu kennen, bis sie ihren Rossen endlich einmal Rast gönnen mußten. Jetzt fiel es ihnen wohl schwer aufs Herz, daß sie dem guten Elsan solch einen Schabernack gespielt hatten; denn er würde durch ihr Ausbleiben sicher in große Sorge geraten. Sie beschlossen umzukehren; der Wege waren aber so viele, daß sie die Straße, wo sie hergekommen waren, nicht mehr unterscheiden konnten. Dazu sank ein dichter Nebel auf das Land herab, daß sie kaum drei Schritte weit vor sich hinsehen konnten. So ritten sie weiter, bis der Nebel verschwunden war. Das Land, das sie dann erblickten, war jedoch nicht das Bernerland. Wo waren sie nun? —

Als sie sich nach allen Richtungen hin umschauten, bemerkten sie auf einem Hügel vor sich einen Rittersmann in Kampfesrüstung. Sogleich richteten sie den Lauf ihrer Rosse auf den Hügel zu. Da scheute Diethers Pferd vor einem Toten zurück, der mit klaffender Wunde im Herzen im Grase der Heide ruhte. Erschrocken rief Scharf:

„Das ist ja Nudung, unsers guten Markgrafen Sohn!“

Und Ort rief zornig, auf Wittig deutend:

„Kein andrer hat ihn getötet als der finstre Bösewicht dort.“

„Seht doch an, das ist ja ein Bekannter!“ schäumte der junge Diether in hellem Zorn. „Hammer, Zange und Amboß am Schilde — das ist der ungetreue Wielandssohn, der meinen edeln Bruder verraten hat. Kommt, wir nehmen Rache an ihm!“

Von kriegerischer Begeisterung erfaßt, sprengten die drei jugendlichen Recken auf Wittig los, und Ort rief ihm zu:

„Verräter, erbärmlicher, du mußt sterben!“

Wittig rührte sich nicht von der Stelle; mit einem fast spöttischen Lächeln sprach er:

„Laß mich in Ruhe, Knabe. Ich begehre dein junges Blut nicht; ich kämpfe nur mit Männern!“

Dieser Hohn brachte den Jüngling erst recht in Wut. Er hieb so tapfer auf den Recken los, daß er ihm doch eine ernstliche Wunde beibrachte.

„Nun gut, du willst es so!“ rief Wittig erzürnt und spaltete mit einem Hiebe den jungen Fürsten vom Scheitel bis zum Gürtel. Ein Gleiches geschah dem herbeieilenden Bruder; lautlos sank Scharf neben Ort ins Gras. Da kam der junge Diether heran, um die Freunde zu rächen.

Jetzt senkte Wittig das Schwert und sprach fast bittend:

„Zwinge mich nicht zum Kampf, du junger Recke. Ich will nicht gegen Dietrichs Bruder kämpfen. Später, wenn du ein Mann bist — und du wirst ein solcher werden — ein Held wie dein Bruder!“

Doch Diether war nicht zugänglich für solche Worte. Zornig schrie er:

„Ich weiß nur eins: du hast meinem Bruder mit Undank und Untreue gelohnt, und diese drei hier hast du gemordet. Darum stirb, Verruchter, oder ich zertrete dich wie eine Schlange!“

Wahrlich, des edeln Bruders würdig bestürmte der junge Held den finstern Wittig. Als aber Wittig fühlte, wie ihm frische Wunden geschlagen wurden, ließ er Mimung walten — und an der Seite seiner jugendlichen Kameraden hauchte Diether sein junges Leben aus.

Mit düsterm Blick stand Wittig und schaute auf die Toten. Sie hatten ihm ans Leben gewollt, er hatte sich gewehrt, was war dabei? Und liebkosend strich er mit der Hand sein blutiges Schwert und sprach:

„Du bist mein Schutz und Retter in jeder Gefahr. Wie

danke ich dir, Vater Wieland, für dieses Schwert und diese Rüstung! Sie mögen nur kommen, um diese da zu rächen — und wenn es König Dietrich selber wäre — vor Mimung weichen sie alle zurück — alle!“ —

Je länger er auf die Toten schaute, desto unheimlicher ward ihm aber an dieser Stelle. Wilde Reue wollte ihn erfassen, da sprang er rasch auf sein Pferd und ritt davon. —

Der Tag hatte sich geneigt, und als Sieger behauptete der Berner mit den Seinen das Schlachtfeld. Aber der Sieg war teuer erkauft. Dietleib von Steier, der treue Gesell, war tot und Wolfhart schwer verwundet; vermißt ward auch Nudung, der tapfre Degen, der vielen Hunderte von andern Toten und Verwundeten noch gar nicht zu gedenken. Wer lebte, suchte nach Kräften zu helfen, um die Toten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen, gleichviel ob Freund oder Feind.

Dann wurde Besitz genommen von der Beute, die sich in Ermenrichs Lager fand. Vor allem erquickte man sich an Speis und Trank, von dem sich mehr als genug vorfand. Nach dieses Tages Last und Hitze war die Stärkung hochwillkommen, und so brach beim Klange der Becher die Feststimmung der Sieger schließlich in lauten Jubel aus, dem auch Dietrich sich nicht entziehen konnte.

Nur zu jäh sollte dieser Freudentaumel unterbrochen werden. Auf schaumbedecktem Pferde kam plötzlich ein Mann ins Lager gesprengt, in dem man kaum den alten Genossen Elsan erkannt hätte, so verstört und zerknirscht sah er aus. Er warf sich vor dem Berner auf die Knie und sprach flehend:

„Hier bin ich, Herr! Nimm mir mein Haupt, wenn den drei jungen Fürsten ein Leid geschehen ist. Ich weiß nicht, wohin sie entwichen sind!“

Das Antlitz des Königs verfinsterte sich. Als er aber hörte, wie es zugegangen war, sprach er:

„Beruhige dich, Alter, es wird nicht so sein; sie haben sich jedenfalls in der fremden Gegend um Bern verirrt und sind gewiß schon wieder in der Burg.“

Doch er hatte diese Rede noch gar nicht vollendet, da stürzte ein Kriegsmann mit allen Anzeichen des Entsetzens ins Zelt und stammelte:

„Schreckliches ist geschehen — ich wag' es kaum zu sagen! Draußen, wo Alphart fiel, liegen noch vier andre — Herzog Nudung, Etzels Söhne und — dein Bruder!"

Zitternd vor Aufregung, sprang Dietrich auf und griff nach seinem Schwert, und wie Donner klang es, als er dem Boten zurief:

„Elender, du stirbst, wenn du mich belogest! Ist es aber wahr, was du sagst, dann habt Erbarmen und gebt mir den Todesstoß — dann mag ich nicht mehr leben. Jetzt folgt mir!"

Aufs Pferd springen und nach dem Hügel jagen, das war eins. Da sah er nun, daß der Bote nicht gelogen. Schluchzend sprang er vom Pferde und kniete neben den jugendlichen Helden nieder, die dalagen, als ob sie in dem schwellenden Rasen zu sanfter Ruhe niedergelegt worden seien. Er küßte die bleichen Lippen, die nun für immer verstummt waren, und klagte so herzzerreißend, daß allen, die darum standen, die Augen naß wurden. Von Schmerz überwältigt, sank er endlich neben den Toten hin. Sie glaubten schon, er sei in Schlummer oder Ohnmacht gefallen, da richtete er plötzlich das schmerzzerrissene Antlitz auf und rief:

„Habt Mitleid mit mir, stoßt mir den Stahl in die Brust, denn die Last dieses Unglücks will mich erdrücken!"

Und wieder schüttelte der Schmerz den mächtigen Mann, daß er bis ins Innerste erbebte. In der Gewalt seines Wehs hatte er sich von einem Finger der linken Hand ein Glied weggebissen. Er achtete es nicht, denn jetzt brach aus seiner Seele das heiße Verlangen nach Rache hervor.

„Das ist nur einer gewesen — Wittig, denn so schneidet nur Mimung, Wielands Schwert. Nach Rache schreit meine Seele — drum will ich ihn suchen und nicht ruhen, bis er vor mir liegt wie diese hier, die er gemordet!"

Und als wolle der Himmel sein Verlangen erfüllen, so sah

er drüben auf der Walstatt zwei Recken daher reiten. Im letzten Schimmer der Abendsonne erglänzte auf dem Schilde des einen das Wappenzeichen: Hammer, Zange und Amboß. Kein Zweifel, Wittig war es. Im Nu sprang Dietrich auf sein Pferd und jagte auf die beiden zu. Sie erkannten ihn erst, als er nahe bei ihnen war. Kaum hatte jedoch Wittig den König erkannt und in sein von Zorn und Schmerz erfülltes Antlitz gesehen, da kam ein Gefühl über ihn, das er in seinem Leben noch nicht gekannt hatte: Scham und Furcht vor diesem Gewaltigen, dessen Rächerantlitz ihm Entsetzen einflößte. Mit einem Ruck riß er sein Roß herum und entfloh. Sein Gefährte folgte ihm.

„Wollt ihr stehen?" schrie Dietrich wutentbrannt. „Meuchelmörder, feige Hunde — fürchtet ihr euch, zwei gegen einen? Schämt euch!"

Der andre Recke — es war Rinold von Milan — wandte sein Pferd zurück und rief Wittig zu:

„Ich stelle mich ihm, denn solche Schande ertrag' ich nicht!"

Auch Wittig hielt an. Als er aber wieder in Dietrichs Auge schaute und seinen Feueratem sich entgegenflammen fühlte, da durchschauerte es ihn von neuem, und in wilder Flucht sprengte er wieder davon. Sein Gefährte vermochte den Rächer nicht aufzuhalten. Ein Streich des Berners mit Eckesachs, und Rinold fiel leblos zu Boden.

Der flüchtige Aufenthalt, den Dietrich durch diesen Zwischenfall hatte, gab Wittig wieder einen größeren Vorsprung. Aber der König feuerte nun sein edles Roß noch stärker an als zuvor.

„Mein edler Falke," rief er, „nur dies eine Mal halte noch aus, daß ich den feigen Mörder strafen kann."

Das gleiche tat jedoch auch Wittig mit seinem Skemming, und so schien sich die Entfernung zwischen den beiden nicht zu verringern.

Da raffte sich Falke auf und flog mit ein paar mächtigen Sätzen dem Fliehenden so nahe, daß Dietrich schon den Speer hob, um ihn dem Reiter in den Rücken zu senden. Doch was war das? Mit einem Male verschwand Wittig vor den Augen

des Verfolgers. Dietrich schaute auf; da erkannte er, daß sie bei der tollen Jagd am Meeresufer angekommen waren. Wittig war den steil abfallenden Strand hinabgesprengt, und jetzt müssen ihn die brandenden Wogen verschlingen, wenn er nicht umkehrt. Ein Entrinnen ist nicht möglich. Doch Wittig kehrt nicht um. Als er das brandende Meer erblickt, kommt ihm das Wort des Vaters in den Sinn, das er ihm beim Abschied gesagt, und laut ruft er:

„Weise Ahnfrau, rette mich vor dem Schrecklichen!"

Da teilen sich die Wogen, und ein Meerweib von holdester Gestalt breitet die Arme nach dem Verfolgten aus. Mit mächtigem Satze springt er in die Flut, und niemand hat je wieder etwas von ihm gesehen. Das Meerweib hat ihn hinuntergetragen, dahin, wo seine Ahnfrau Waghilde herrschte seit undenklichen Zeiten.

Dietrich langte in dem Augenblicke am Strand an, da Wittig den gefährlichen Sprung wagte. Sogleich zwang er auch Falke, Skemming zu folgen. Die Wogen schlugen über Roß und Reiter zusammen, aber Falke trug seinen Herrn sicher durch die schäumenden Wogen ans Ufer zurück. Soviel Dietrich auch Umschau hielt, Wittig kam nirgends wieder zum Vorschein. Er war der Rache entrückt.

„O ich Unglücklicher!" rief Dietrich schmerzbewegt, als er dem Meere den Rücken wandte, um nach der Walstatt zurückzukehren. „Ungerächt soll dieser Frevel bleiben an dem, der ihn verbrach. Das Meer entreißt mir die Rache, und für mich hat es nicht einmal das einzige, was ich ersehne, den Tod!"

Sein Gemüt verdüsterte sich noch mehr, als er an die Stätte zurückkam, wo die jungen Recken noch immer lagen, und wo der gute Markgraf trauernd bei seinem toten Sohne saß. Stumm vor Schmerz, setzte sich auch Dietrich wieder zu den Toten, und er hörte es kaum, daß die Hunnenfürsten erklärten, sie wollten nun die jungen Königssöhne bestatten und dann in die Heimat zurückkehren. Meister Hildebrand suchte sie davon zurückzuhalten, indem er sie dafür verantwortlich machte, daß der gewonnene Sieg



Wittigs Untergang

ganz nutzlos sei, wenn er nicht ausgebeutet würde. Aber sie ließen sich durch kein Zureden bestimmen, und so ging man an die feierliche Bestattung der jungen Fürstensöhne. Die Hunnen sangen ihre schauerlichen Grablieder und zerschnitten sich Brust und Gesicht; Dietrich aber saß stumm in seinen Schmerz versunken, als wolle er nie von der Stätte weichen, wo ihm das bitterste Weh seines Lebens widerfahren war.

Markgraf Rüdiger war es, der es unternahm, den Unglücklichen seiner Trauer zu entreißen.

„Edler König," sprach er, „ist es recht, sich dem Schmerz so hinzugeben? Denke daran, daß auch ich den einzigen Sohn, mein Glück und meine Hoffnung, verloren habe. Und was soll aus Bern werden? Du kannst es allein nicht behaupten, die Hunnen ziehen aber zurück. Du mußt also einen Entschluß fassen. Komm, zieh' mit uns zurück!"

„Nein, o nein, ich kann Frau Helche nicht wieder unter die Augen treten; denn sie verzeiht es mir nie, daß ich ihre Söhne nicht besser gehütet."

„Ich bitte für dich," sprach Rüdiger von neuem, „sie ist so mildherzig und gütig, daß sie dir verzeihen wird, wenn sie hört, wie alles zugegangen ist, und wenn sie deinen tiefen Schmerz sieht. Und denke auch an dein Weib, das deinen Kummer mit dir tragen wird."

Da wandte sich Meister Hildebrand herum und sprach:

„Herr, ich kenne dich nicht mehr. Wo ist dein starker, jedem Schicksal kühn begegnender Sinn hingekommen? Wohl ist das Unglück schwer, das dich und uns getroffen, aber du selbst bist ohne Schuld daran. Daß du darüber aber unser armes Bern vergißt, das nun wieder in des Kaisers Hände fällt, das ist geradezu schwere Sünde. Ich kenne dich ja: vor einem Entschluß stehst du, der Held ohnegleichen, oft zaudernd. Aber immer triffst du das Rechte und läßt es herrlich zur Tat werden. Darum ermanne dich, Herr, und richte dein Sinnen auf die Zukunft und darauf, wie wir unser armes Bern, das wir jetzt wieder lassen müssen, für immer dem Kaiser und seinem falschen Gesellen

Sibich entreißen können. Laß uns jetzt mit dem edeln Markgrafen zu den Hunnen zurückkehren. Dort werden sich Mittel und Wege finden lassen, um von unserm geliebten Bern doch wieder Besitz zu nehmen."

„Du hast recht, alter, treuer Freund," sprach Dietrich und erhob sich. „Ich gehe mit euch, vor allem aber darum, weil ich König Etzel und Frau Helche mein Haupt zur Sühne darbieten muß für ihre Kinder." —

Wie anders zogen sie ins Hunnenland zurück, als sie gekommen waren! Wohl hatten sie einen großen, glänzenden Sieg erfochten, trotzdem kehrten sie in tiefer Trauer und ohne den gehofften Erfolg zurück. Unendlich schmerzlich war schon die Einkehr in Bechelaren bei der guten Frau Gotelinde; noch Schwereres harrte ihrer aber in der Etzelburg. Dietrich selbst fühlte sich außerstande, dem Königspaar die Kunde von dem Tode der Söhne zu bringen. Er blieb mit Hildebrand in einer kleinen Herberge zurück.

Frau Helche hatte schon gar manchen Tag voller Bangen ausgeschaut, ob sich nicht Boten zeigten, die von dem fernen Heere Botschaft brächten. Endlich hieß es, das Heer selbst sei im Anzuge, und wirklich, es erschienen die ersten Reihen der heimkehrenden Krieger vor der Burg. Mit klopfendem Herzen suchte Frau Helche vom Fenster aus nach ihren Lieblingen, aber vergebens. Da erblickte sie zwei edle Rosse mit blutbefleckten Sätteln, aber ohne Reiter. Das waren Scharfs und Orts Leibrosse. Eine fürchterliche Ahnung schoß wie ein Blitz durch ihre Seele. Totenbleich wandte sie sich vom Fenster zurück, um zu ihrem Gatten zu eilen und ihn zu fragen. Da stand Rüdiger hinter ihr, der unbemerkt von ihr ins Zimmer getreten war. Ein Blick in sein von Schmerz entstelltes Antlitz, in seine tränenumflorten Augen, und sie wußte, das Schrecklichste war geschehen.

„Sie sind tot, meine Lieblinge?" rief sie ihm zu. Stumm neigte er das Haupt. Da brach das unglückliche Mutterherz in solche herzzerreißende Klagen aus, daß der gute Markgraf meinte, solch Herzeleid sei noch nie zuvor einem Menschen auferlegt ge-

wesen. Sie raufte sich das Haar und warf sich auf den Boden, indem sie laut bald sich selbst, bald ihrem Gemahl die heftigsten Vorwürfe machte, daß sie ihren Söhnen die Teilnahme an dem Feldzug gestattet hatten. Ihr böser Traum hatte sie gewarnt, trotzdem war sie so schwach gewesen, die Bitte der Knaben zu erfüllen.

Dann richtete sich der Zorn gegen den Berner, den sie den Mörder ihrer Kinder nannte, und als Dietrichs Gemahlin, die edle Herrat, für den Gatten sprechen wollte, wies sie diese hinaus; denn Herrat sei ebenso schuldig wie Dietrich, weil sie ihn aus Ehrgeiz und Hochmut zu dem Zuge nach Bern beredet hätte.

Wohl versuchten Etzel und Rüdiger die Unglückliche zu trösten und zu beruhigen, aber alle Mühe war vergebens; sie fluchte dem Berner und verlangte sein Haupt, das er als Pfand für das Leben ihrer Söhne eingesetzt hatte.

Da ward der edle Rüdiger unwillig.

„Hört auf, o Königin!“ sprach er, „ihr wißt nicht, was ihr tut. Mein Haupt zum Pfande, daß Dietrich an dem Tode eurer Kinder unschuldig ist. Er gäbe sein eignes Dasein mit Freuden hin, könnte er sie wieder lebendig machen. Euer Schmerz ist groß, aber auch er hat viel verloren, denn neben euren Söhnen liegt sein Herzbruder Diether erschlagen. Er war ihm gar so lieb!“

„Ist das wahr?“ fragte Frau Helche und sah den Markgrafen forschend an. „Und glaubt ihr wirklich, daß ihm der Kummer um meine Söhne so recht vom Herzen kommt?“

„Ich schwör' es euch, edle Königin; denn noch nie in meinem Leben hab' ich einen Helden so klagen und weinen sehen, wie es der edle Berner tat, als wir sie erschlagen fanden.“

Nun erzählte er der Fürstin ausführlich, wie sich alles ereignet hatte und wie Dietrich in die qualvollste Verzweiflung gefallen war. Sein Unglück sei dadurch noch größer geworden, daß der Mörder Wittig sich durch den Sprung ins Meer seiner Rache entzogen habe.

Frau Helches Schmerz besänftigte sich, und als Rüdiger ihr erzählt, welch' schweres Herzeleid ihn selbst betroffen und er sie dann in milden Worten von neuem bat, dem unglücklichen Manne zu verzeihen, da gewann das Mitleid die Oberhand in ihrem Herzen, und sie sprach:

„Geht eilends und bringt ihn hierher. Ich habe ihm unrecht getan und will ihm selber sagen, daß ich ihm verzeihe!“

Wie gern vollführte Rüdiger diesen Auftrag seiner Herrin!

War es auch ein Wiedersehen, so schmerzlich, daß ihnen allen das Herz brechen wollte, so wurde es für alle eine Stunde der Versöhnung und des neuen, innigen Freundschaftsbündnisses; denn auch König Etzel verzieh dem trauernden Freunde und nahm ihn wieder zu seinem Haus- und Bundesgenossen an. —

Es fehlte auch nicht an Gelegenheiten, wo der Berner sich durch kriegerischen Beistand und Rat seinem Gastfreund dankbar erweisen konnte.

Leider zog nach nicht zu langer Zeit von neuem Trauer in das Königshaus ein. Frau Helche konnte sich von dem schweren Schlage, der sie getroffen, nicht wieder erholen. Sie kränkelte seitdem und welkte dahin wie eine Blume, die verdorrt. Vor ihrem Tode sprach sie noch einmal lange mit ihrem Gemahl. Sie hatte einen düstern Traum gehabt; nun bat sie den König, diesen Traum nicht so unbeachtet zu lassen, wie sie es leider mit jenem getan, der ihr das Ende ihrer Kinder prophezeit hatte. Frau Helche hatte geträumt, Etzel vermähle sich nach ihrem Tode mit einer Königstochter aus dem Burgunderlande. Durch diese werde aber ein großes Morden und eine vernichtende Feuersbrunst über Etzelburg kommen, und diesem Unheil werde außer Etzel niemand entrinnen als Dietrich von Bern und sein alter Waffenmeister Hildebrand.

So sprach Frau Helche, ehe sie die Augen schloß zum ewigen Schlummer. Das ganze Hunnenvolk teilte den Schmerz seines Königs über den Heimgang der edlen Frau, die nicht bloß ihm eine treue, aufopfernde Gattin, sondern ihrem Volke allezeit eine teilnehmende, warmherzige Fürstin gewesen war.

Es kam jedoch, wie Frau Helche es ahnungsvoll vorausgesagt hatte.

Wie König Etzel sich mit Kriemhild, der Witwe des Nibelungenkönigs Siegfried, vermählte, und wie durch diese all das fürchterliche Unheil über Etzels Haus und seine Freunde kam, das Frau Helche im Traume vorausgesehen, das ist im Nibelungenliede in ergreifendster Weise geschildert. Wir verweisen auf die in der letzten Abteilung dieses Buches gegebene Darstellung der Nibelungensage und wenden uns wieder ausschließlich dem Lebensgange Dietrichs zu. —

Für Dietrich war die Lage nach dem Ende der Nibelungen noch trostloser als vorher.

Der edle Held hatte treu zu Etzel gehalten immerdar; er hatte diese Treue in dem Kampfe gegen die Burgunden mit dem Verlust seiner sämtlichen Freunde und Gesellen bezahlt, die von den Burgunden im Kampfe gefällt worden waren, außer Hildebrand, dem alten, getreuen. Was sollte aber nun aus ihm werden, und was aus seinem teuern Bern? Von Etzel, dem von seinem Unglück zu Boden gedrückten Manne, hatte er nichts mehr zu erwarten; er mußte sich neue Wege suchen, wenn er sein Lebensziel noch erreichen wollte.

In düstern Gedanken saß er oftmals da und schmiedete Pläne. Da trat eines Tages sein Weib, die treue Herrat, zu ihm und sah ihm wehmütig ins Auge.

„Dietrich," sprach sie, „raffe dich auf, wirf die Traurigkeit ab und fasse Mut. Ist dir nicht einst geweissagt worden, daß du nie sieglos bleiben sollst? Folge deinem Stern mit Vertrauen und suche dein schönes Bern wiederzugewinnen. Welches Glück, wenn ich es erlebte, an deiner Seite dort noch einzuziehen!"

„Du hast recht, ich will versuchen, ob die Weissagung sich bewährt. Mit Hildebrand will ich gen Bern reiten und mein Vaterland befreien. Sieg oder Tod, das soll meine Losung sein!"

Als Dietrich sich erhob und die geliebte Gattin innig an sein Herz drückte, bat sie schmeichelnd:

„Und mich nimmst du mit, nicht wahr, du treuer Mann?"

„Nein, Geliebte, dich lasse ich hier, denn wie sollt' ich dein Leben aufs Spiel setzen, wenn wir in Kampf und Gefahren ziehen? Und falle ich, so wärst du allem Elend preisgegeben. Ich will aber siegen, um dich dann zu holen, daß du an meiner Seite als Königin einziehst in der Stadt meiner Väter."

„Wohl weiß ich, daß Frauen nicht ins Kampfgetümmel gehören, aber wer pflegt euch und heilt euch am besten die geschlagenen Wunden? Und wen hört ihr gern mit seinem Rate, wenn nicht das Weib, das euch in Treue angehört? Sorge dich nicht um mich, daß mich die Schmach treffen könnte, in Feindeshand zu fallen! Ich hab' ein Mittel dagegen."

Ein funkelnder Dolch blitzt ihm entgegen, den sie in ihrem Gewande verborgen hält. Da faßt Dietrich sein Weib von neuem in seinen Arm und dankt ihr mit innigen Worten. „Du gehst mit mir," sagt er freudig bewegt. Niemand ist froher ob dieses Entschlusses als Hildebrand, der Alte. Er hat gute Nachrichten aus der Heimat. Die Freunde Dietrichs schließen sich zusammen und warten nur auf seinen Ruf. Auch Hadubrand, Hildebrands Sohn, den er als kleines Kind bei Frau Ute zurückgelassen, harrt nun — nach dreißig Jahren — der Heimkunft des Vaters und seines Herrn. Darum auf nach Bern!

---

14. Dietrichs Heimkehr und Ende

Zu dreien zogen sie aus, Herr Dietrich, Frau Herrat und Meister Hildebrand, alle drei wohlberitten und auch mit Lebensmitteln gut versorgt, die von dem Rosse getragen wurden, das mit Frau Herrats Schätzen beladen war. Der Abschied von König Etzel war kurz gewesen; desto freudiger war die Stimmung der Wanderer, die ihrem fernen Ziele zustrebten.

Meister Hildebrand ritt voraus, da er Wege und Stege kannte. Sie hatten auch unterwegs mancherlei Kämpfe und Gefahren zu bestehen, die sie aber glücklich überwanden. Eine Botschaft ward ihnen unterwegs, die ihren Mut sehr belebte: Ermenrich hatte ein qualvolles Ende genommen, und Sibich hatte die Herrschaft an sich gerissen. Diese Kunde war es gewesen, die in dem Lande des Berners lebhafte Aufregung hervorrief und seine alten Untertanen veranlaßte, das aufgedrungene Joch abzuschütteln. Und nun kam er selbst, um seine Freunde um sich zu scharen! Gewiß, der Sieg konnte ihm nicht fehlen.

Dietrich setzte sogleich, als er diese Botschaft vernahm, mit noch größerer Schnelligkeit seine Reise fort; seinem tapfern Hildebrand gab er aber Urlaub, daß er nach Garden reiten, Frau Uten begrüßen und dann seinen Sohn Hadubrand mit seinen Mannen nach Bern führen sollte.

Als Hildebrand seitwärts vom Wege abgebogen war, um sein Schloß zu erreichen, vernahm er plötzlich starkes Getrappel hinter sich. Er schaute sich um und bemerkte, daß es eine Menge hunnischer Krieger waren, die ihm folgten. Bald war er von

ihnen umringt und hörte von ihnen, daß sie ihnen nachgeeilt waren, weil sie dem edeln Berner, den sie alle liebten und ehrten, Heeresfolge leisten wollten.

Hildebrand versprach, sie mit nach Bern zu nehmen, wenn er erst seiner Burg einen Besuch abgestattet hätte. Sie ritten also mit ihm und geleiteten ihn nach Garden. Hier ward ihnen aber ein Empfang zuteil, den sie nicht erwartet hatten. Hadubrand sah die hunnischen Feldzeichen und hielt die Heranziehenden für Feinde. Sofort vertrat er ihnen mit einem reisigen Gefolge den Weg. Hildebrand sagte, er wolle zur Burg Garden, um Frau Ute zu besuchen, worauf ihm der Recke erwiderte, Frau Ute sei in Bern und nicht in Garden, und überdies nähme sie keine Besuche an von fremden Landstreichern, wenn sie auch noch so gewappnet daherkämen.

Dem Alten lachte das Herz im Leibe ob dieser trotzigen Antwort; denn was er erst nur geahnt, war ihm nun zur Gewißheit geworden: der junge Recke war niemand anders als sein Sohn Hadubrand, den er an die dreißig Jahre nicht gesehen hatte. Die drei Wölfe am Schilde sagten es ihm schon, wen er vor sich hatte. Um aber sicher zu gehen, fragte er:

„Wer bist du, daß du so genau Bescheid weißt in Garden?"

„Nur der Besiegte hat Rede und Antwort zu stehen," entgegnete der Recke trotzig. „Willst du meinen Namen wissen, alter Graubart, so erzwinge dir das Recht dazu."

„Du sollst deinen Willen haben, junger Wölfing!" rief Hildebrand und riß das Schwert aus der Scheide. Nun begann ein Kampf, wie ihn der alte Waffenmeister nicht oft in seinem Leben gekämpft. Keiner ward des andern Herr, bis endlich der Junge den Alten durch einen heftigen Stoß zum Wanken brachte. Nun wäre es um Hildebrand geschehen gewesen, wenn er nicht mit mächtigem Schlage den zu ihm sich neigenden Recken zurückgestoßen und durch einen geschickten Kunstgriff von unten her zu Boden geworfen hätte.

„Ein tapfrer Bursch, seines Vaters nicht unwert!" dachte der Alte bei sich, indem er den Daliegenden mit nerviger

Faust zu Boden drückte. „Nun sag' mir, wie du heißt, mein Junge!"

„Nun sag' ich's erst recht nicht, und wenn du mir dein Schwert ins Herz stößt. So feige bin ich nicht, daß ich mir durch ein Wort das Leben zurückkaufe."

„Törichter Knabe!" gab da der Alte zur Antwort. „Besser als irgend jemand auf der Welt weiß ich, wer du bist: Hadubrand, der Wölfing, und ich — bin Hildebrand, dein Vater."

Er ließ den Besiegten los, und im nächsten Augenblick standen sich die beiden Helden Aug' in Auge gegenüber. Da breitete der Alte seine Arme aus und schloß den Sohn, der nicht mehr widerstrebte, an seine Brust.

„Und nun zu Frau Ute und zu meinem Herrn!" rief dann Hildebrand freudig aus, und sie brachen alle miteinander auf, um nach Bern zu reiten.

Dort hatte Dietrich unterdessen mit seiner Gemahlin fröhlichen Einzug gehalten, ohne daß ein Schwertstreich notwendig geworden wäre. Mit Jubel empfing man den rechtmäßigen Herrn überall, und wo noch Besatzung von kaiserlichen Truppen gewesen war, hatten die Bewohner sie fortgejagt. Von allen Seiten kamen die Lehnsmannen herbei, brachten an Schätzen, was sie nur auftreiben konnten, und stellten sich mit ihren Knappen dem König zur Verfügung, wenn er den falschen Sibich verjagen und Romaburg erobern wolle.

Dietrich war bereit dazu; er wartete nur auf die Rückkehr des treuen Hildebrand, ohne dessen Rat er nichts begann. Endlich erschien der Alte im Königsschlosse zu Bern. Da gab es aber erst noch ein artiges Stücklein.

Hadubrand wollte die Mutter mit dem Vater überraschen. Er brachte also den Alten zunächst in sein Haus zu Bern, wo Frau Ute schon mit einem festlichen Mahle des Sohnes harrte. Dort führte er den Vater auf den Ehrenplatz und erwies ihm so viele Aufmerksamkeiten, als wäre er ein hoher Fürst. Darob ergrimmte Frau Ute, denn sie hielt den Fremden für einen Gefangenen. Daß es ihr Gatte sei, dachte sie nicht. Wie sollte sie auch das durchfurchte, von Narben bedeckte Antlitz, von dem ein langer, weißer Bart bis zum Gürtel herabwallte, nach dreißig Jahren wiedererkennen!

Frau Ute ward ärgerlich, daß der Sohn einem Fremdling so viel Ehre erwies. Da flüsterte er ihr zu:

„Das ist ja Hildebrand, mein teurer Vater!"

„Nicht möglich!" sagte Frau Ute, „ein Abenteurer beutet deine Unerfahrenheit aus. Ich müßte ihn doch kennen, und wenn er noch so alt geworden ist!"

Forschend ruhten ihre Blicke wieder auf dem ehrwürdigen Alten, der ihr jetzt den Becher reichte, auf daß sie ihn von neuem fülle. Als sie aber auf den Boden des Bechers schaute, funkelte ihr ein Ring entgegen, den sie nur zu gut kannte. Sie hatte ihn einst dem Gatten gegeben, als sie sich ihm verlobte. Kein Zweifel mehr — der Mann, der den Ring in den Becher gleiten ließ, war ihr so lang entbehrter Gatte, der um seines geliebten Herrn willen mehr als dreißig Jahre in der Fremde zugebracht hatte und nun endlich heimgekehrt war. Tränen der heißesten Rührung rannen da aus ihren Augen, und voll innigster Freude begrüßte sie nun den Heimgekehrten.

Nicht minder freudig begrüßte Dietrich den treuen Gesellen an der Stätte der geliebten, wieder errungenen Heimat, und alsbald hielten sie Kriegsrat miteinander über das, was nun zu tun sei. Es wurde beschlossen, dem auf die Kunde von Dietrichs Heimkehr sofort mit Heeresmacht heranrückenden Sibich entgegenzuziehen und die Schlacht anzubieten.

Gar viele edle Recken schlossen sich mit ihren Mannen dem Berner an, darunter Graf Lodwig mit seinem Sohne Konrad, auch Eckehart, der Harlungen Trost, der den bösen Ribestein getötet und nun noch den falschen Sibich vor sein Schwert zu haben wünschte; und auch ein alter Geselle Dietrichs tauchte wieder auf, den sie schon verloren gegeben hatten. Heime war es, der in einem Kloster seine Schuld gebüßt hatte und nun, da des Kaisers Tod ihn von seinem Eide befreite, seinen alten Herrn

wieder um Aufnahme bat. Dietrich verzieh ihm und nahm ihn wieder in sein Gefolge auf; denn jetzt war solch ein wackrer Degen hochwillkommen.

Diesmal behielt die alte Weissagung recht. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht, aber der Sieg heftete sich an Dietrichs Fahnen. Der Feind ward vernichtet; was nicht fiel oder floh, ward gefangengenommen.

Als Sibich sah, daß seine Sache verloren war, warf er alles von sich, was ihn als Kaiser kenntlich machte, und floh, so schnell er konnte. Eckehart hatte ihn aber im Kampf gesucht und erkannte ihn auch ohne die Zeichen seiner Würde. Er sprengte ihm nach, faßte ihn im Nacken und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich aufs Pferd.

„Denkst du noch an die Harlungen?" schrie er dem Elenden dabei ins Ohr. „Nun sollst du hängen dafür!"

Im Lager wurde schleunigst ein Galgen errichtet, und Sibich mochte flehen, so sehr er wollte, er mochte alle Schätze der Welt als Lösegeld anbieten, seine Strafe wurde ihm nicht geschenkt. Er mußte an den Galgen, und das letzte, was er vernahm, ehe er seine verbrecherische Seele aushauchte, war Eckeharts schauerlicher Ruf:

„Denke an die Harlungen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach diesem glänzenden Erfolg seiner Waffen zog Dietrich von Bern, ohne auf Widerstand zu stoßen, durch das Land bis zu der Residenz des Reiches, nach Romaburg. Die Lehnsmannen erkannten ihn überall freiwillig als Herrn an, und so hinderte ihn nichts, daß er sich in Romaburg die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, die ihm als Neffen des verstorbenen Ermenrich von selbst zufiel. Große Feste wurden gefeiert zu Ehren des Helden, der an der Seite seiner hehren Gemahlin die Huldigungen des Volkes dankbar entgegennahm. Auf der andern Seite saß sein treuster Gesell, der alte Meister Hildebrand, ohne dessen Rat und Hilfe der Kaiser wohl nie solch ein hohes Ziel erreicht hätte.

Dietrich dankte den beiden, die allen Kummer und alles Leid

der letzten Jahrzehnte so treulich mit ihm getragen, immer von neuem mit Blick und Händedruck. Gar oft aber füllte sich sein Auge mit Tränen, wenn er an die gedachte, um die sein Herz immer trauern würde: an Rüdiger, den treuen Dietleib, Siegstab, Wolfhart und vor allem an die edeln Etzelsöhne und seinen Bruder Diether. Bei diesem Gedanken ward er in all seinem Glück sich dessen bewußt, daß es etwas Vollkommenes auf dieser Erde für keinen Sterblichen gibt.

So stand Dietrich nun auf der Höhe seines Daseins als Herrscher über Länder und Völker von weitester Ausdehnung mächtiger da, als er es je in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Er suchte aber nun zu dem Ruhm, der mächtigste Held und Fürst seiner Tage zu sein, auch den zu gewinnen, ein Friedensfürst, ein Vater seiner Völker zu sein, und auch dies gelang ihm. Von seinem Volke vergöttert, herrschte er noch viele Jahre. Noch heute reden in Rom und Verona verschiedene Bauten und Kunstdenkmäler von der Zeit seiner gesegneten Herrschaft.

In allem Glück traf den gefeierten Helden noch so mancher herbe Schlag. Meister Hildebrand, den er nicht mehr von sich gelassen hatte, fiel in lange, schwere Krankheit und schied von seinem geliebten Herrn. Weit über hundert Jahre alt war er geworden, aber Dietrich hätte gewünscht, er wäre ihm erhalten geblieben bis ans Ende seiner eigenen Tage, so wenig konnte er sich sein Leben denken ohne den treuen Freund und Meister.

Aus der tiefen Trauer um den Freund riß ihn die Botschaft, daß ein gewaltiger Riese das Land verheere. Heime war ausgezogen, um das Land von dem Ungetüm zu befreien. Die Hand, die Nagelring führte, war aber nicht mehr die alte, kraftvolle von ehedem. Heime fiel den Streichen des Riesen zum Opfer.

Da zog Dietrich selbst aus, um den alten Kampfgenossen zu rächen. Ihm wohnte noch die alte Kraft inne, und Eckesachs versagte nicht in seiner Hand. Mit dem Haupte des Riesen am Sattelgurt kehrte der Kaiser nach Romaburg zurück.

Das sollte aber auch seine letzte Heldentat gewesen sein. Bald

darauf raubte ihm der Tod sein treues Weib, die hochherzige Herrat, und diesen neuen Schlag verwand er nie. Wohl regierte er nach wie vor mit reichem Segen, auf Heldenfahrten ging er aber nicht mehr aus. Sein einziges Vergnügen blieb die Jagd, der er am liebsten allein im tiefen Waldesdickicht oblag.

Eines Tages badete Dietrich im Flusse. Da rief einer seiner Knappen plötzlich:

„Ein Hirsch — so herrlich, wie ich noch nie einen gesehen habe!"

Dietrich sah auf — und wahrlich, da lief ein Sechzehnender mit goldenem Geweih am Ufer hin. Im Nu war Dietrich aus dem Wasser, warf sein Gewand um und rief nach Pferd und Jagdgerät. Ehe das aber noch herbeigebracht war, stand ein großer, wunderbarer Rappe neben dem Berner. Sein Schwert ergreifend, das am Ufer lag, sprang er auf das Pferd und eilte dem edlen Wilde nach. Als die Knechte mit Pferden und Hunden kamen, sahen sie den Helden auf dem Rosse dahineilen wie auf Windesflügeln. Sie sprengten ihm nach, aber er entschwand ihren Blicken so rasch, daß sie es aufgaben, ihm zu folgen. Vergebens wartete man Tage und Wochen, ja Monate und Jahre auf ihn; er kam nicht wieder. Wohin er aber gekommen, das weiß niemand zu sagen. Das Volk sagte, Wodan, sein göttlicher Ahnherr, habe ihn selbst nach Walhall entführt, und von da komme er mit dem Göttervater von Zeit zu Zeit zur Erde herab, wenn sie mit der wilden Jagd über die Wipfel dahinbrausen, oder wenn es gilt, das deutsche Volk vor drohendem Unheil zu warnen. Wie dem auch sei — das deutsche Volk hat all die Jahrhunderte her bis zu dieser Stunde sein Angedenken heilig gehalten, und es wird von seinem Helden, dem großen und edeln Dietrich von Bern, singen und sagen, solange es noch ein deutsches Volk und eine deutsche Sprache gibt.

Gudrun

1. König Herwig von Seeland gewinnt Gudrun als Braut

An den Gestaden der Nordsee hauste in alten Zeiten das Volk der Hegelingen, das mit den Friesen und den Dittmarsen einst von dem tapfern König Hettel regiert wurde. Dieser war nicht bloß um seines Heldenmutes, sondern auch um der Gerechtigkeit willen, mit welcher er seines Amtes waltete, von seinem Volk geliebt und geehrt. Königin Hilde, seine Gemahlin, galt als die schönste und tugendhafteste aller Frauen. Treulich sorgte sie an Hettels Seite für das Wohl ihrer Untertanen und ward von diesen gleichfalls hochverehrt. Das größte Glück der beiden waren aber ihre Kinder. Der junge Ortwin, ein prächtiger, an Leib und Seele fröhlich gedeihender Knabe, wurde von dem alten Wate, einem der treuesten Mannen König Hettels, in allen ritterlichen Tugenden erzogen. Gudrun, das Mägdlein, wuchs zu einer so herrlichen Jungfrau heran, daß sie an Schönheit und Herzensgüte ihre Mutter fast noch übertraf. Davon erzählte man sich bald in allen Landen ringsumher, und gar viele Fürsten, reich und hochangesehen, kamen herbei, um sich um die junge Königstochter zu bewerben. Hettel wies sie aber alle ab; denn keiner schien ihm seiner Tochter würdig zu sein.

So erging es auch dem König Siegfried von Morland, dem an Macht und Reichtum nur wenige Fürsten gleichkamen. Als Hettel auch ihm seine Tochter verweigerte, fühlte sich Siegfried dadurch so gekränkt, daß er den Schwur ablegte, sich an dem König zu rächen, sobald sich dazu Gelegenheit biete.

Bald danach warb auch der junge Hartmut, des Normannenkönigs Ludwig einziger Sohn, um Gudruns Hand. Sein Vater war nicht damit einverstanden; denn er sah voraus, daß es dem Sohne nicht besser wie den andern Bewerbern ergehen werde. Desto eifriger riet ihm seine Mutter, die Königin Gerlinde, dazu, und so sandte Hartmut sechzig Ritter aus, die bei dem König Hettel um Gudrun für ihn werben sollten. Sehr bald kamen aber diese mit einer schroff ablehnenden Antwort zurück. Königin Hilde hatte sogar gesagt, dem Sohne König Ludwigs werde sie ihre Tochter niemals geben, weil dieser einst ein Lehnsmann ihres Vaters gewesen sei.

Trotz dieses abschlägigen Bescheids blieb Hartmut fest entschlossen, die schöne Maid für sich zu gewinnen.

Da kam auch der König Herwig von Seeland herbei und begehrte Gudrun zum Weibe. Als auch er eine abweisende Antwort erhielt, nahm er dies aber nicht ruhig hin, sondern sammelte rasch ein Heer und belagerte damit König Hettels Burg.

Diese Kühnheit setzte den König anfangs in nicht geringes Erstaunen. Er faßte sich aber schnell und warf sich mit seinen Mannen dem Eindringlinge entgegen. In dem nun sich entspinnenden Streite standen sich Hettel und Herwig bald in erbittertem Zweikampfe gegenüber. Da ward Hettel mit Staunen inne, welch eine gute Klinge der junge König von Seeland führte, und er mußte sich gestehen, daß, was Tapferkeit und Ritterlichkeit anbelangte, er sich keinen besseren Schwiegersohn wünschen könnte.

Gudrun war in ihrem Herzen gar nicht damit einverstanden gewesen, daß ihr Vater den edlen Herwig abgewiesen hatte; denn der junge Held hatte ihr vor allen andern so wohlgefallen, daß sie ihm gern ihre Hand gereicht hätte. Als sie nun von den Fenstern der Burg aus den Zweikampf der beiden Fürsten sah, wurde ihr Herz von den widerstrebendsten Gefühlen erfaßt. Sie liebte ihren Vater und mußte ihm den Sieg wünschen; auf der andern Seite erfüllte der Heldenmut, mit welchem Herwig um ihren Besitz rang, ihr Herz mit Stolz und Freude. Als sie aber

sah, daß die beiden sich immer härter zu Leibe gingen, erfaßte sie namenlose Angst, und sie rief mit lauter Stimme hinab:

„Laßt ab vom Streite, ihr tapfern Helden! Um meinetwillen soll nicht länger Blut fließen. Mich dünkt, eure Tapferkeit habt ihr genug bewiesen. Laßt uns die Sache in Frieden austragen!"

Hettel und Herwig fügten sich den Bitten der holden Jungfrau, und als sie vollends den kühnen Bewerber einlud, ihr in den Saal zu folgen, da vergaß Herwig allen Streit und söhnte sich mit König Hettel aus.

Als sie beim fröhlichen Mahle saßen, bat Herwig von neuem um die Hand der schönen Gudrun, die ihm noch nie so holdselig und begehrenswert erschienen war als in dieser Stunde. Da Gundrun dem jungen Helden nicht minder zugetan war, so gaben die Eltern endlich ihren Widerspruch auf, und so ward die Verlobung des jungen Paares sogleich festlich begangen. War Herwig auch nicht so reich, wie so mancher der abgewiesenen Bewerber, so war er doch ein edler, hochangesehener Fürst, dessen sich der König von Hegelingen nicht zu schämen brauchte.

Nur die eine Bedingung machte Hettel, daß die Hochzeit noch auf ein Jahr hinausgeschoben werde. So hart diese Bedingung dem jungen Brautpaar erschien, so blieb ihm doch nichts übrig, als darein zu willigen. Nach wehmütigem Abschied zog Herwig nach Seeland zurück.

---

2. Siegfried von Morland und Hartmut rächen sich

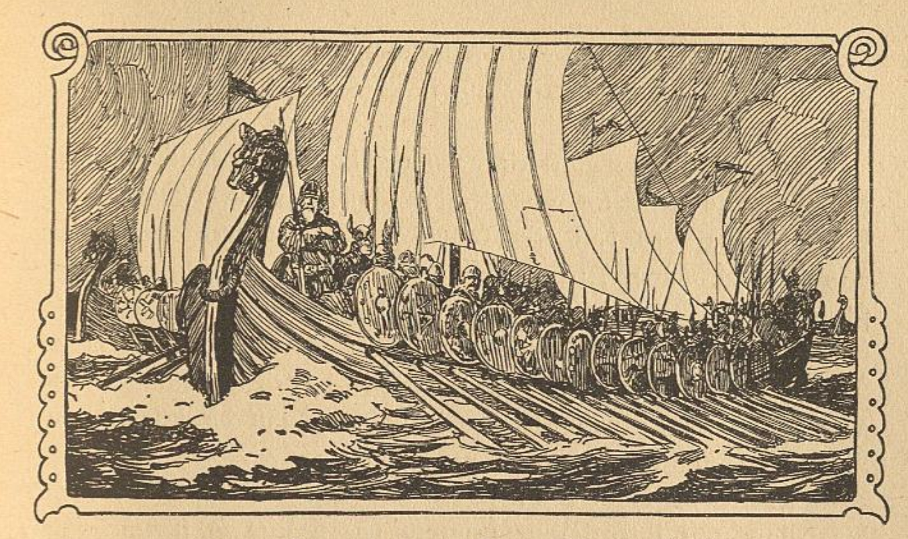
Als die Kunde von Gudruns Verlobung zu dem König Siegfried von Morland drang, entbrannte er in hellem Zorn und beschloß, den glücklicheren Nebenbuhler schwer zu strafen. Er zog rasch mit seinem Heere nach Seeland und schlug Herwig in mehreren Schlachten. Herwig sandte zwar sogleich an alle seine Freunde Boten aus und ließ sie bitten, ihm zu helfen; ehe sie aber zu seinem Beistand erschienen, war sein Heer fast ganz vernichtet.

Auch zu den Hegelingen kamen Herwigs Boten. Gudrun bat ihren Vater so lange, bis er seine Mannen zusammenrief und mit ihnen dem bedrängten Herwig zu Hilfe eilte. Unter Führung seiner beiden tapfersten Helden, des alten Wate von Stürmland und des kühnen Horand von Dänemark, rückten die Hegelingen in Seeland ein und griffen Siegfrieds Heer im Rücken an. Dieser kam nun, da Herwig zu gleicher Zeit den Angriff von der andern Seite erneuerte, in eine sehr schwierige Lage. Zwölf Tage währte die Schlacht, dann wich Siegfried mit den Seinen in eine Feste zurück, die ihm vorläufig Schutz gewährte. Der alte Wate sorgte nun mit den Hegelingen dafür, daß die Eingeschlossenen aus ihrem Zufluchtsort nicht entrinnen konnten.

Die Kunde von dem Kampfe auf Seeland war durch Kundschafter auch zu den Normannen gelangt. Sofort faßten König Ludwig und sein Sohn Hartmut den Plan, mit einer bewaffneten Macht nach Hegelingen zu eilen und die schöne Gudrun zu entführen.

Es gelang Hartmut auch, ungehindert in Hettels Reich zu landen und dessen von aller Besatzung entblößte Burg einzunehmen. Er bemächtigte sich dann der schönen Gudrun und brachte sie mit zweiundsechzig ihrer Jungfrauen auf seine Schiffe. Voller Jammer mußte Königin Hilde zusehen, wie ihr heißgeliebtes Kind von dem kühnen Räuber von dannen geschleppt wurde. Eiligst sandte sie Boten nach Seeland, die dem Vater und dem Verlobten der Geraubten die entsetzliche Kunde bringen sollten.

Wie ein Donnerschlag traf die beiden Fürsten diese Botschaft. Sofort beschlossen sie, den Streit mit Siegfried rasch zu beenden, damit sie so schnell als möglich nach Normannenland aufbrechen könnten. Siegfried war sehr zufrieden, als seine Feinde ihm erklärten, daß sie die Belagerung aufheben wollten, wenn er gelobe, ihnen Beistand zu leisten gegen die Normannen. Gern gab er dieses Versprechen, und so rüsteten sich nun die Heere der drei Könige, um die Spur der frechen Räuber zu verfolgen.



König Hettel landet auf dem Wülpensand

3. Die Schlacht auf dem Wülpensand

Die Normannen waren indessen bis zu einer Insel gelangt, die der Wülpensand genannt wurde. Hier beschlossen sie, eine Weile zu rasten. Wie staunten sie aber, als sie plötzlich am Horizonte eine stattliche Anzahl von Segeln auftauchen sahen, die sich der Insel mit großer Schnelligkeit näherten! Es blieb ihnen kaum Zeit, ihre Mannen zu den Waffen zu rufen, so schnell nahte die fremde Flotte. Bald sausten von den Schiffen die Speere zu den Normannen herüber, daß sie so dicht wie Schneeflocken fielen, und als die Ritter aus den Schiffen ans Land sprangen, entstand sogleich ein mörderisches Handgemenge. An der Spitze der Hegelingen drang König Hettel gegen den Feind vor. Da erblickte ihn plötzlich Ludwig, der Normannenkönig. Wutentbrannt stürzte er auf ihn zu, und ehe Hettel sich wehren konnte, hatte ihn Ludwigs Schwert durchbohrt.

Lautes Jammergeschrei ertönte da aus den Reihen der Hegelingen und ihrer Verbündeten. Niemand aber ward zorniger als

der grimme Wate. Wie ein angeschossener Eber bäumte er sich auf und stürzte sich in den Kampf, überall Tod und Vernichtung verbreitend.

Trotz all ihrer Tapferkeit gelang es aber den Hegelingen nicht, den Sieg zu erstreiten und Gudrun zu befreien. Die Nacht brach herein, ohne daß der Kampf beendigt worden wäre. In dem Dunkel waren Freund und Feind gar nicht mehr zu unterscheiden. Deshalb rief Herwig mit Löwenstimme in das Getöse hinein, daß der Kampf bis zum Morgen vertagt werden sollte. Nur widerwillig fügte man sich auf beiden Seiten diesem Machtgebot. In zwei getrennten Lagern suchten dann die beiden Heere Rast von den Anstrengungen des Tages.

Mitten in der Nacht faßten die beiden Normannenkönige den Plan, mit ihrer Beute heimlich das Weite zu suchen. Sie bestiegen mit den Jungfrauen und all ihren Rittern lautlos ihre Schiffe und flohen, so schnell sie konnten. Den Mägdlein, die in Jammerrufe ausbrechen wollten, drohten sie mit dem sofortigen Tode, wenn sie durch ihr Geschrei die Flucht vereiteln würden. Sie waren schon ein gutes Stück von der Insel entfernt, als am andern Morgen der alte Wate sich erhob, um die Seinen zu wecken und dabei das Verschwinden der Feinde entdeckte.

Wer aber beschreibt das schmerzliche Erstaunen der Verbündeten, als der Feind nirgends mehr zu erblicken war! — Was nun tun? — Die Normannen einzuholen, war bei dem ihnen günstigen Winde kaum möglich. Nach längeren Beratungen wurde auf Ortwins Vorschlag beschlossen, zunächst die Toten zu bestatten und dann vorerst nach der Heimat zurückzukehren, um sich dort von dem schweren Schlage etwas zu erholen und aufs neue zu rüsten. Mit frischen Kräften sollte dann der Zug nach Normannenland unternommen werden.

Wie Ortwin gesagt, so geschah es auch. Nachdem sie die Toten bestattet, kehrten die Hegelingen nach der Heimat zurück. Wohl war es eine traurige Heimkehr, da sie so viele der Ihrigen und vor allem ihren geliebten König tot auf Wülpensand zurücklassen mußten! Der in Sturm und Wetter, in Kampf und

Not ergraute Wate hätte der guten Königin Hilde, die voller Bangen auf die Rückkehr der Ihrigen wartete, gern eine andre Botschaft gebracht, als die von dem Tode ihres Herrn und Gemahls. Ein schwerer Gang war es für ihn, der Herrin dies zu melden, aber er blieb ihm nicht erspart.

Grenzenlos war der Schmerz der edeln Königin, und es schien, als könnte sie es nicht überleben, daß ihr nach der Tochter auch der über alles geliebte Gemahl genommen worden war. Aber nach dem ersten Schmerzensausbruch raffte sie sich auf und gab den Befehl, daß alle Zurüstungen getroffen werden sollten, um den Tod des Gemahls zu rächen und die Tochter in das Haus der Mutter zurückzuführen. Schiffe wurden gebaut und neue Mannen geworben, um den geplanten Feldzug auch mit Erfolg ausführen zu können.

---

4. Gudrun im Normannenlande

Die Normannen hatten inzwischen fast die heimatliche Küste erreicht. Schon erblickten sie die Türme des Königsschlosses, da nahte sich der König Ludwig der unter ihren Jungfrauen traurig sitzenden Gudrun und sprach zu ihr:

„Höret auf mit Weinen, schöne Jungfrau. Schaut dort hinüber — das ist unser Land. Dort glänzen die Zinnen unsrer Burg in den Strahlen der Sonne. Nur von euch hängt es ab, daß ihr nicht als Gefangene, sondern als Herrin dort einzieht und ein Leben in Herrlichkeit und Freude führt. Willigt ein, die Gemahlin meines Sohnes zu werden, und dieses Land wird euch als seine Königin begrüßen!“

Doch Gudrun schüttelte wehmütig den Kopf und antwortete:

„Lieber will ich sterben, als euerm Sohne angehören! Er ist mir doch nicht ebenbürtig. Ihr wart noch meines Großvaters Lehnsmann. Darf Hartmut also um mich werben?“

Diese Rede erzürnte den alten König so, daß er Gudrun bei den Haaren faßte und ins Meer schleuderte. Hartmut aber, der

all die Reden vernommen, sprang ihr schnell nach und brachte sie glücklich wieder ins Schiff zurück. Dankbar dafür sein konnte sie ihm aber nicht, denn sie erkannte nun wohl, welchem Schicksal sie entgegenging.

Als die Schiffe in der Nähe der Königsburg landeten, kam die Königin Gerlinde mit ihrer Tochter Ortrun den Ankommenden entgegen. Ortrun, Hartmuts anmutige Schwester, begrüßte Gudrun so herzlich, daß auch diese nicht anders konnte als den Gruß ebenso zu erwidern. Als aber auch die Königin sich ihr mit einem Kusse nahen wollte, wandte sie sich empört ab und rief:

„Nie werde ich euch küssen, denn ihr seid schuld daran, daß ich hier bin. Euern Willkommengruß begehr' ich nicht."

Nachdem der König seine Mannen reich beschenkt entlassen hatte, begab er sich mit seiner Familie nach der Königsburg. Gudrun erhielt ihre Gemächer angewiesen und zog sich mit ihren Jungfrauen dorthin zurück. Sie ahnte nicht, wie lange und unter was für traurigen Umständen sie hier bleiben sollte.

Die Königin Gerlinde begann nun sehr bald darauf zu dringen, daß die Vermählung Gudruns mit Hartmut stattfinden sollte. So viel sie aber auch im Verein mit Hartmut und Ortrun bat und drohte, Gudrun blieb bei der Erklärung, daß sie nun und nimmermehr Hartmuts Weib werden könnte. Ihr Herz gehöre einem andern Manne, und diesem werde sie nie untreu werden. Möge es ihr auch noch so schlecht ergehen, die Hoffnung, daß sie nicht immer hier bleiben, sondern eines Tages noch mit dem Geliebten vereinigt werden würde, wolle sie nie aufgeben.

Hartmut nahm sich diese Antwort so zu Herzen, daß er die schöne Maid eine Zeitlang zu meiden beschloß. Er rüstete zu einer neuen Heerfahrt und blieb mit seinen Mannen drei Jahre der Heimat fern.

---

5. Wie Gudrun der Königin Gerlinde dienen muß

Die Königin Gerlinde war über Gudruns Antwort aufs höchste erzürnt und strafte das Mädchen dafür in der härtesten Weise. Gudrun mußte ihr Magddienste tun, die Öfen in ihren Zimmern heizen und das Feuer schüren. Ihre Jungfrauen wurden von ihr getrennt und zum Spinnen und zu andern niedern Arbeiten gezwungen. Wie aber Gudruns Sinn durch die harte Behandlung der Königin nicht zu brechen war, so hielten auch die Jungfrauen an ihrer Ergebenheit für die Herrin fest und taten lieber Magddienste, als daß sie ihrer Herrin untreu geworden wären. Nur eine ließ sich verleiten, abtrünnig zu werden: Hergart, welche die Gemahlin des königlichen Mundschenken wurde und ein Leben in Herrlichkeit und Freuden der Treue für ihre gütige Herrin vorzog.

Als Hartmut nach drei Jahren von seiner Heerfahrt zurückkam, sah er mit Schrecken, wie unwürdig und grausam Gudrun von seiner Mutter behandelt wurde. Er ging sofort zur Königin und machte ihr die heftigsten Vorstellungen darüber. Gerlinde versprach ihm zwar, Gudrun besser zu behandeln, in Wirklichkeit verschärfte sie aber die Maßregeln, die nach ihrer Meinung Gudruns Widerstand brechen sollten.

Was die Königin aber auch tat, es war vergebens, Gudrun zu bewegen, Hartmuts Gemahlin zu werden. Selbst als Hartmuts Schwester, die liebliche Ortrun, deren entgegenkommende Freundlichkeit Gudrun vom ersten Tage an wohltuend empfunden und erwidert hatte, sie flehentlich bat, Hartmuts treue und innige Liebe endlich zu erhören, hatte sie nur ein entschiedenes Nein. In ihrem Herzen lebte nur ein Gefühl, die Liebe zu Herwig, ihrem Verlobten, und nichts auf der Welt, auch nicht die verlockendste Aussicht auf Glück, Reichtum und Pracht konnte sie bewegen, ihm die Treue zu brechen.

Voller Verzweiflung zog Hartmut von neuem in den Krieg; Gerlinde aber befahl der widerspenstigen Jungfrau, daß sie von

nun an alltäglich an den Meeresstrand hinabgehen und dort die Wäsche der Königin waschen sollte. Wohl bäumte sich der stolze Sinn der Königstochter hoch auf gegen diese neue Demütigung, aber es war vergebens. Wenn sie nicht noch geschlagen werden wollte, so mußte sie dem Befehl der grausamen Königin gehorchen.

Nur ein Trost ward ihr bei dieser neuen, herben Prüfung: eine ihrer Gefährtinnen, die treue Hildburg, wußte von der Königin die Erlaubnis zu erlangen, daß sie Gudrun begleiten und ihr bei ihrem neuen, ungewohnten Tagewerk helfen dürfe.

So gingen nun die beiden Mädchen jeden Morgen, gleichviel, ob die Sonne vom Himmel lachte oder ob Regen und Sturm die Lüfte durchtobten, hinab an den Meeresstrand und wuschen die Wäsche der Königin, wie eine alte Wäscherin es sie, die solche Arbeit nie zuvor getan, am ersten Tage gelehrt hatte.

Wie oft stand nun Gudrun mit ihrer treuen Hildburg am Ufer des Meeres und klagte dem Wind und den Wellen ihr Leid, daß sie es hintrügen zu den Ihrigen, die ihrer in der Ferne nicht mehr zu gedenken schienen! Und wie oft schauten die beiden Mädchen hinaus auf den ins Unendliche sich ausdehnenden Spiegel des Meeres, ob sich da nicht ein Segel zeige, das aus der Heimat käme, um sie zu befreien! Aber immer umsonst war ihr Klagen und ihr Schauen. Dreizehn lange Jahre vergingen den Armen, ehe ihnen die Stunde der Erlösung schlug.

6. Frau Hilde sendet Hilfe

Frau Hilde war unterdessen durchaus nicht untätig geblieben. Die Niederlage auf Wülpensand war aber eine so schwere gewesen, daß die neuen Rüstungen lange nicht so schnell ausgeführt werden konnten, als es die Ungeduld der trauernden Mutter wünschte. Es vergingen Jahre, ehe die neue Flotte gebaut war, die das Heer der Hegelingen und ihrer Verbündeten, der Könige

Herwig von Seeland und Siegfried von Morland, nach dem fernen Normannenland bringen sollte.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und von den heißesten Segenswünschen Frau Hildes begleitet, begaben sich die Heere in einer Stärke von sechzigtausend Mann auf den Kriegszug, der die geraubte Königstochter wieder der Heimat zuführen sollte. —

Gudrun wusch an einem kalten Herbstmorgen mit ihrer Freundin Hildburg am Meeresstrande, als ihnen plötzlich ein Schwan erschien, der mit menschlicher Stimme zu ihnen redete. Wie erstaunten die Mädchen aber, als er ihnen sagte, daß bei ihnen sehr bald zwei Boten erscheinen würden, die dem Heere vorauseilten, das Königin Hilde zu ihrer Befreiung sende.

Sie hatten fast schon verlernt zu hoffen — und nun ward ihnen solche Botschaft, die mit einem Male die ersterbende Hoffnung in ihren Herzen zu neuem Leben entfachte. In freudigster Aufregung kehrten die Mädchen in die Burg zurück; es war jedoch eine Riesenaufgabe für sie, diese Aufregung vor ihrer Umgebung verborgen zu halten. Das verlangte aber die Klugheit von ihnen, wenn sie nicht die sie umgebenden Feinde auf das nahende Heer vorzeitig aufmerksam machen wollten.

So früh, als es ihnen nur möglich war, wollten die Mädchen am andern Morgen zum Strande eilen. Wie staunten sie aber, als sie beim Tagesgrauen zum Fenster hinausschauten und draußen alles mit hohem Schnee bedeckt sahen! Sollten sie an diesem Tage auch wie sonst, nur mit einem dünnen Gewande bekleidet und barfuß, an das Meer hinabgehen? Hildburg bat die Königin dringend, daß sie ihnen erlauben möge, wenigstens Schuhe anzuziehen. Gerlinde wies die Mädchen aber mit so harten Worten ab, daß sie sich ohne fernere Widerrede aufmachten und barfuß an das Meer hinabgingen.

Sie hatten ihre Arbeit noch nicht lange begonnen, da kam auf dem Meere ein Schifflein herangeschwommen, in dem zwei Männer saßen.

„Das sind gewiß die Boten, von denen der Schwan gesprochen hat“, flüsterte Hildburg der Freundin zu. Doch diese ward plötzlich von heftigem Schamgefühl erfaßt. Waren es wirklich Boten von ihrer Mutter — was mußten sie von ihr denken, wenn sie von ihnen bei dem niedrigsten Magddienst, als Wäscherin, angetroffen wurde?

Gudrun sprach dies der Freundin aus und wandte sich dann in rascher Flucht dem Lande zu, von der treuen Hildburg alsbald gefolgt. Doch die Männer waren noch schneller als sie; nachdem sie ihr Boot mit raschen Schlägen ans Ufer gebracht hatten, eilten sie den Mädchen nach und riefen ihnen zu, sie wollten nichts von ihnen, als die Kunde, ob das hier Normannenland sei. Als die Mädchen diese Frage bejahten, fragten die Männer weiter, ob ihnen eine Königstochter namens Gudrun bekannt sei, die am Königshofe der Normannen leben solle.

Gudrun hatte die Männer sehr bald erkannt: es waren Herwig, ihr Verlobter, und Ortwin, ihr Bruder. Aber Gudrun wurde von ihnen nicht erkannt. Wie konnten sie auch in der Wäscherin im ärmlichen Gewande sie, die Königstochter, vermuten! Und lagen nicht so viele, viele Jahre dazwischen, die mit ihrem Gram und ihren schweren Drangsalen ihr Antlitz so entstellt haben konnten, daß auch das Auge der Liebe sie nicht wieder zu erkennen vermochte? Zögernd antwortete sie daher:

„Wohl habe ich die Jungfrau gekannt. Sie hat hier viel Not und Herzeleid erdulden müssen, und ich sah sie oft bittre Tränen vergießen. Der schwere Kummer hat ihr schließlich das Herz gebrochen — sie ist tot.“

Als die Männer das hörten, begannen sie bitterlich zu weinen.

„Warum weint ihr denn?“ sprach Gudrun weiter. „Habt ihr die Jungfrau auch gekannt?“

„Muß ich nicht weinen?“ rief Herwig aus. „Gudrun war meine Braut, und Hartmut ist daran schuld, daß ich sie verloren habe.“

„Was ihr da sagt, das kann nicht sein“, entgegnete Gudrun;



Gudruns Befreiung

„denn wäre Herwig noch am Leben, so wäre er längst gekommen, um seine Verlobte zu befreien.“

„Ich bin Herwig!“ sprach da der König und zeigte der Jungfrau einen kostbaren Ring, den er am Finger trug. Als Gudrun dieses Kleinod erblickte, vermochte sie sich nicht länger zurückzuhalten. Freudig rief sie aus:

„Mein war dieser Ring vor langer Zeit; ich gab ihn Herwig, als ich mich ihm verlobte, und von ihm empfing ich dagegen dies Kleinod, das ihr hier an meiner Hand erblickt.“

Da fiel es wie Schuppen von Herwigs Augen. Laut aufjubelnd rief er aus:

„Du selbst bist Gudrun! Welch grenzenloses Glück, daß ich dich, meine Freude und Wonne, wiederfinde!“

Voll Seligkeit schloß er die wiedergefundene Braut in seine Arme, und unter Tränen des Glücks und der Freude erneuerten sie das Gelübde der Liebe und Treue, das sie sich bisher so unerschütterlich gehalten. Nicht achtend des Schneesturmes, der sie umtobte, feierten diese vier Glücklichen am Meeresstrande das seligste Wiedersehen; denn auch Ortwin und Hildburg waren in ihren Herzen tiefbewegt von dem Glück der Liebenden.

Endlich rief Herwig aus:

„Nun folgt uns schnell in unser Schifflein, auf daß wir euch zu unserm Heere geleiten.“

„Nein,“ sprach Ortwin, „nicht feige wollen wir heimlich wiedernehmen, was uns die Normannen dereinst geraubt. In ehrlichem Kampfe wollen wir unser teures Eigentum zurückerobern. Morgen beim ersten Tagesgrauen stehen wir vor den Toren der Königsburg.“

Wohl wären die Mädchen gern Herwigs Ruf gefolgt; doch da er schließlich Ortwins Willen nachgab, so mußten auch sie sich darein fügen und noch einmal ins Schloß zurückkehren.

Lange schaute Gudrun den beiden Helden nach, als sie endlich auf ihrem schwankenden Schifflein zu ihrem Heere zurückkehrten. War es denn möglich, daß ihre Not zu Ende sein sollte? Sie hätte es laut hinausjubeln mögen in die Welt, doch

noch durfte keine Menschenseele etwas ahnen von dem unbeschreiblichen Glück, das ihr Herz erfüllte. Würden aber die Stunden, die sie es noch verbergen mußte, nicht für sie zur Ewigkeit werden? —

Als das Schifflein den Blicken der beiden Jungfrauen entschwunden war, wandten sich diese wieder ihrer Arbeit zu. Doch da ward Gudrun von einem wahren Freudentaumel erfaßt. Zum letzten Male hatte sie die Wäsche der grausamen Gerlinde gewaschen. O, wie sie diese Königin und die Frondienste haßte, die sie ihr hatte tun müssen!

Mit raschem Griffe erfaßte sie die am Strande liegende Wäsche und warf sie hinaus in die Wogen des Meeres, und dabei rief sie aus:

„Nie wieder werde ich der schrecklichen Gerlinde Magddienste tun. Jetzt weiß ich wieder, daß ich auch eine Königstochter bin!“ —

Als die beiden Mädchen aber in die Burg zurückkehrten und Gudrun der Königin gestehen mußte, daß sie die Wäsche nicht wieder mitbringe, da zog neues Unheil über sie herauf. Gerlinde wurde so böse, daß sie befahl, Gudrun mit Ruten zu peitschen.

Solche Schande konnte Gudrun nicht über sich ergehen lassen. Sie empörte sich aber nicht offen dagegen, sondern sie griff zur List.

„Wenn ihr mich mit Ruten berührt,“ sprach sie zu der Königin, „so wird euch schwere Rache treffen. Eher will ich mich dazu verstehen, die Gemahlin eures Sohnes zu werden.“

Als Gerlinde diese Worte vernahm, vergaß sie all ihren Zorn. Freudestrahlend rief sie aus:

„Und wenn du mir tausend Gewänder verloren hättest, ich würde es dir verzeihen in dem Augenblick, da du endlich unsre Wünsche erfüllst.“

Niemand war froher als Hartmut, als er diese langersehnte, nun doch noch überraschende Kunde empfing. Eiligst ging er hinein zu Gudrun, um ihr für diesen Entschluß voll innigster

Freude zu danken. Dann gab er Befehl, Gudrun aufs köstlichste zu schmücken und alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen.

Gudrun bat ihn, möglichst viele Boten ins Land hinauszusenden, damit seine Freunde alle herbeikämen, um seinen Ehrentag mit ihm zu feiern. Ihre wahre Absicht bei dieser Bitte war, recht viele Leute aus der Burg zu entfernen, auf daß den Ihrigen am nächsten Morgen nur wenige Normannen im Kampfe gegenüberstehen könnten.

Hartmut entsprach ihrem Wunsche und sandte auch alle die Jungfrauen zu ihr, die einst mit ihr geraubt worden waren. Auch sie mußten sich auf Gerlindes Geheiß mit Festgewändern schmücken, und am Abend nahmen sie an einem großen Festmahle teil, das zu Ehren Gudruns gegeben wurde. Nach dem Mahle wurden sie alle in einen prachtvollen Saal geleitet, der sich neben Gudruns Gemach befand; hier sollten sie der Befehle ihrer Herrin gewärtig sein.

Als aber im Schlosse alles in tiefem Schlafe lag, erschien Gudrun bei ihren Jungfrauen und teilte ihnen mit, daß endlich die Befreier gekommen seien und daß sie alle am andern Morgen aus den Qualen der Gefangenschaft erlöst werden würden. Ungläubig schauten die Genossinnen anfangs drein. Da sprach Gudrun:

„Ich habe heute Herwig, meinen Bräutigam, und Ortwin, meinen Bruder, wiedergesehen. Sie kommen morgen, um uns zu holen. Dann hat alles Leid ein Ende."

Nur zu gern glaubten sie nun den Worten ihrer Herrin, und bereitwillig gelobten sie, mit keiner Silbe das kostbare Geheimnis zu verraten.

Gudrun aber schloß kein Auge in dieser Nacht; das Herz klopfte vor freudiger Erwartung so lebhaft in ihrer Brust, daß sie im Schlummer keine Ruhe finden konnte.

---

7. Die Hegelingen befreien Gudrun

Die Bewohner der normannischen Königsburg wachten am andern Morgen erschreckt aus ihrem Schlafe auf; denn mit Donnerstimme rief der Wächter von der Zinne des Turmes herab:

„Wacht auf, ihr stolzen Recken! Zu lange schon habt ihr geschlafen — der Feind ist im Lande!"

Gerlinde war es, die den Ruf zuerst vernahm. Sie stieg eiligst auf den Wachtturm und schaute hinab. Wie erschrak sie aber, als sie den Feind in großen Scharen vor dem Tore sah! So schnell sie konnte, eilte sie in ihr Gemach zurück, um ihren Gemahl zu wecken. Dann rief sie nach Hartmut, der schon auf dem Wege zu ihr war und ihr verkündete, daß die Mannen da draußen Gudruns Landsleute, die Hegelingen, seien. Der grimme Wate führe sie an. Und weiter sprach er:

„An Wates Seite sehe ich Ortwin, Gudruns Bruder, dem wir auf dem Wülpensande den Vater erschlugen. Das sind die Mannen, die Königin Hilde zur Befreiung ihrer Tochter sendet. Aber lieber lasse ich mich in Stücke hauen, ehe ich die Jungfrau wieder herausgebe."

Schnell erteilte er die nötigen Befehle, und dann eilte er mit allem, was er von streitbaren Männern hatte zusammenraffen können, hinaus vor die Tore der Burg, dem Feinde entgegen.

Kaum erblickte Ortwin den Königssohn, so gab er seinem Pferde die Sporen und stürmte mit erhobener Lanze auf den Gegner ein. Furchtbar war der Zusammenprall der beiden, aber keiner wich dem andern. Die Pferde stürzten, aber das hielt die beiden Kämpen nicht lange auf. Mit gezücktem Schwert gingen sie nun aufeinander los, und Schlag auf Schlag sauste auf die Helme nieder. Da beugte sich Ortwin, von einem Schlage Hartmuts schwer getroffen, mit einem Male weit zurück. Seine Mannen sprangen rasch hinzu, um ihn vor weiteren vernichtenden Schlägen zu behüten. Doch in demselben Augenblick kam auch schon,

schnell wie eine Windsbraut, Horand, der Däne, herbeigejagt, um Ortwin beizustehen. Die Funken sprühten, die Helme krachten, und die Schwerter bogen sich krumm, als die beiden Helden Hartmut und Horand miteinander kämpften. Doch auch Horand vermochte gegen die Tapferkeit des jungen Normannenkönigs nicht aufzukommen. Er erhielt vielmehr von Hartmut einen so kräftigen Hieb in den Arm, daß er sich für eine Weile aus dem Kampfe zurückziehen und sich erst verbinden lassen mußte, ehe er sich mit Ortwin wieder in das Kampfgetümmel stürzen konnte.

Hartmuts Vater kämpfte mit dem gleichen Löwenmute wie sein Sohn, und gar mancher schneidige Rittersmann der Hegelingen ward von seiner Hand in den Sand gestreckt. Voll Ingrimm sah dies Herwig und versuchte, durch das Gewühl der Schlacht bis in die Nähe des Königs vorzudringen.

„Wer ist nur der Alte, der so viele Wunden schlägt?" rief er mit Donnerstimme zwischen die Kämpfenden hinein.

Das vernahm Ludwig, und er rief ebenso laut zurück:

„Wer fragt in dem Schlachtensturm nach meinem Namen? Ich bin Ludwig, der König von Normannenland."

„Wenn du Ludwig bist," entgegnete Herwig, „dann mußt du mit mir kämpfen. Du hast uns auf dem Wülpensande unsern Herrn erschlagen und viele andre von den Unsrigen, daß wir den Schlag nie verwinden können. Herwig ist mein Name; du stahlst mir die Braut, die ich nun wiederhaben will. Einer von uns muß fallen."

Voller Spott antwortete da der Normannenkönig:

„Warum beichtest du mir das alles? Ich habe es nicht verlangt. Im eigenen Lande lasse ich mich nicht einschüchtern. Mit meinem Willen wirst du deine Braut nie wieder umarmen."

Und der greise König rannte mit solcher Wucht auf Herwig los, daß dieser dem Anlauf nicht widerstehen konnte und in die Knie stürzte. Wenn Herwigs Mannen nicht dazwischengekommen wären, hätte Ludwig ihn sicher durchbohrt.

Als Herwig sich von dem schweren Fall wieder aufrichtete, schaute er nach der Burg empor, um zu sehen, ob etwa die

Geliebte von dort aus dem Kampfe zuschaue. Und wirklich, es war ihm, als winke ihm die Holdselige zu. Da erfaßte ihn eine Begeisterung sondergleichen. All seine Kraft zusammennehmend, stürmte er auf den alten König ein und durchhieb ihm mit einem Schlage den Panzer, daß das Schwert tief in die Brust hineindrang. Lautlos sank der Getroffene zu Boden. Noch ein letzter Seufzer entrang sich seinen Lippen, dann neigte er sich zur Seite und war tot.

Der Fall des Königs war für die Normannen das Zeichen zu neuem erbittertem Kampfe. Wie die Löwen kämpften sie; gegen die Übermacht der Feinde konnten sie aber auf die Dauer nicht aufkommen. Auf allen Seiten mußten sie zurückweichen, so daß Hartmut endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, den Befehl zum Rückzug nach der Burg geben mußte. Das war aber eine schwere Sache; denn die Normannen waren im Laufe des Kampfes ziemlich weit von dem Burgtore abgedrängt worden, und außerdem hatten auch die Hegelingen unter Wates Führung inzwischen den Eingang zur Burg von außen besetzt, so daß den Zurückweichenden die Rückkehr in den sichern Zufluchtsort unmöglich gemacht war.

Tiefer Schrecken ging durch Hartmuts Seele, als er dies erkannte; aber lieber wollte er kämpfend fallen, als vor der Gefahr zurückweichen.

„Wir müssen eben büßen, was wir auf dem Wülpensande getan!" rief er den Seinen zu. „Laßt uns alle Kräfte daran setzen, den Eingang zu der Burg zu erzwingen. Sieg oder Tod — das sei unsre Losung!"

Seinen Mannen voran, stürmte er auf das Burgtor los. Wate hatte bloß darauf gewartet. Die Streiche, mit denen er die Anstürmenden empfing, waren so mörderisch, daß die Hoffnung, den Eingang zu erzwingen, für die Normannen immer geringer ward.

„Hier bin ich Pförtner!" schrie Wate und hieb um sich, als müsse er für zehn kämpfen. Als er Hartmut auf sich zukommen sah, rief er seinem Neffen Frute zu:

„Jetzt halte du einmal Wacht am Tor, ich muß ein Wort mit diesem jungen Rittersmann reden!“

Mit fürchterlicher Gewalt stürmten nun die beiden Männer gegeneinander.

Voller Entsetzen gewahrte Ortrun, Hartmuts Schwester, von der Burg aus den Fortgang des Kampfes. Sie sah den Vater fallen und nun den geliebten Bruder den Streichen Wates ausgesetzt. Da eilte sie zu Gudrun und bat diese unter heißen Tränen, daß sie dem Kampfe Einhalt tun möge.

„Der Vater ist mir erschlagen, nun soll ich auch den Bruder verlieren. Gudrun, um der Liebe willen, die ich dir immer erwiesen — erbarme dich seiner!“

„Gern würde ich deinen Wunsch erfüllen,“ entgegnete Gudrun, „denn du warst stets gut gegen mich, aber sage mir nur, wie ich es tun soll. Ich kann doch nicht zwischen die Streitenden springen und sie voneinander scheiden.“

Da Ortrun nicht nachließ zu bitten, beugte sich Gudrun aus dem Fenster, um einen der Ihrigen anzurufen. Zum Glück befand sich Herwig gerade in der Nähe, und er vernahm es auch, als Gudrun ihm zurief:

„O, stiftet Frieden zwischen den beiden! Ich will euch dankbar sein, wenn ihr Hartmut vor dem grimmen Eisen Wates bewahrt.“

So ungern Herwig gerade diesen Feind vor Wates Klinge schützte, dem Gebote der Geliebten leistete er dennoch Folge. Er faßte den alten Wate im Rücken und rief ihm zu:

„Laßt ab, Herr Wate, holde Frauen bitten für ihn um Frieden!“

Aber Wate entgegnete zornmutig:

„Laßt mich in Ruhe, Herr Herwig! Wo hätte ich meinen Verstand, kehrte ich mich an das, was Frauen wünschen? Soll ich zu unserm eigenen Schaden die Feinde schonen? Hartmut muß gestraft werden.“

Um Gudruns Wunsch zu erfüllen, sprang da Herwig mit gezücktem Schwert zwischen die Streitenden. Wate aber war

so im Dreinschlagen, daß er nicht achtete, wie sein Schwert auf Herwig so heftig niedersauste, daß dieser zu Boden stürzte. Seine Mannen waren zum Glück schnell zur Hand, um ihn aus dem Gewühl zu reißen, und in der Verwirrung, die dadurch entstand, ward Hartmut mit seinen Rittern gefangen.

Nun galt es, für die Hegelingen den Eingang zur Burg zu erzwingen. Mochten von der Mauer die Geschosse auch dicht wie Hagel herabkommen, Wate und die Seinen hieben das Tor in Stücke und drangen in den Burghof ein. Wie ein mächtiger Strom erfüllten die Sieger bald alle Räume der Burg, ein furchtbares Strafgericht haltend an allem, was ihnen in den Weg kam. Von Wate angestachelt, raubten und plünderten sie nach Herzenslust, und bei dem Blutbad, das sie anrichteten, wurde nicht einmal das Kind in der Wiege geschont. Vergebens suchten die Besonneneren unter den Führern dem Treiben Einhalt zu tun; doch Wate und die Seinen ließen sich ihre Rache nicht nehmen.

Ortrun war vor dem Wüten der Feinde zu Gudrun geflohen und warf sich ihr zu Füßen, indem sie flehentlich bat, sie vor dem grimmen Wate in Schutz zu nehmen. Gudrun war gern bereit, diese Bitte zu erfüllen, und sprach zu ihr:

„Bleib' nur hier an meiner Seite! Jetzt will ich dir vergelten, was du mir an Liebe und Treue erwiesen hast.“

Ortrun hatte sich eben Gudruns Jungfrauen zugesellt, da kam plötzlich die böse Gerlinde hereingestürzt und schrie, von tödlicher Angst gefoltert:

„Schütze uns, o edle Fürstin, vor Wate und den Seinen! Wenn du uns nicht rettest, sind wir verloren.“

„So bittest du mich?“ gab Gudrun ihr zur Antwort. „Du hast keine meiner Bitten erhört und niemals Gnade an mir geübt. Doch ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Birg dich dort unter meinen Frauen!“

Wohl hatte sie von der grausamen Fürstin unsägliche Qualen erdulden müssen, so daß es begreiflich gewesen wäre, wenn sie die Gelegenheit zur Rache benutzt hätte; doch die edeln Re=

gungen gewannen in ihrem Herzen die Oberhand. Sie wollte Böses mit Gutem vergelten und die Fürstin schützen.

Es war die höchste Zeit, denn eben kam Wate zornmutig hereingestürmt. Er suchte Gerlinde und ihre Familie und konnte sie nirgends entdecken. Als er die vielen Frauen in dem Saale erblickte, rief er, Gudruns Willkommengruß kaum beachtend:

„Wer sind diese Frauen? Ist Gerlinde unter ihnen?"

„Dies hier ist meine Freundin Ortrun mit ihren Frauen," antwortete Gudrun, auf die junge Königstochter zeigend. „Ich bitte dich, daß du sie um meinetwillen verschonst. Und die andern hier sind die Jungfrauen, die einst mit mir aus Hegelingenland hierher gekommen sind."

Da die Königin Gerlinde nicht unter den Frauen zu sein schien, verließ Wate den Saal und begann weiter nach der Verhaßten zu suchen. Als er sie aber in dem ganzen Schlosse nicht finden konnte, kam er zu Gudrun zurück und rief ihr zu:

„Herrin, Gerlinde muß bei euch sein. Liefert mir das Weib aus, das es gewagt hat, euch mit Waschen zu plagen! Sie und ihre Anverwandten, die uns so viele Helden erschlagen, dürfen nicht ungestraft bleiben."

Gudrun wollte die Königin auch jetzt noch retten; aber eins der Mädchen gab Wate mit den Augen einen Wink, und so fand er unter den Frauen die eine heraus, der er den grimmigsten Haß geschworen. An den Armen riß er sie zu sich heran und schrie ihr zu:

„Nun, Frau Gerlinde, sollen euch noch mehr solche königliche Wäscherinnen dienen? Meine Herrin wird sich mit eurer Wäsche nicht wieder bemühen."

Bei diesen Worten schleppte er sie vor die Tür des Saales und hieb ihr mit einem Schlage das Haupt ab. Ebenso tat er mit Hergart, der Gemahlin des königlichen Schenken, die einst zu Gudruns Gefolge gehört und ihr die Treue gebrochen hatte. Ortrun und ihre Frauen verschonte er aber auf Gudruns erneute Bitten.

Endlich ließen die Helden ab von dem heißen Kampfe und

kamen herauf in den Saal, um Gudrun und ihre Frauen zu begrüßen. Das war ein Wiedersehen nach so langer, bittrer Trennung und so schwerem Herzeleid! Voller Seligkeit schloß Herwig die jetzt im Kampfe wieder errungene Braut in seine Arme. Nun sollte sie nichts, nichts mehr trennen auf dieser Welt! —

Gudrun begrüßte dann auch ihren Bruder und die andern Helden alle aufs herzlichste. Zunächst den grimmen Wate und den kühnen Horand von Dänemark, der nun das Banner der Königin Hilde auf die Zinnen der normannischen Königsburg gepflanzt hatte. Sodann auch den einst verschmähten und nun zu ihrer Rettung mit herbeigekommenen König Siegfried von Morland, den tapfern Frute, Wates Neffen, den streitbaren Irold und wie die Helden alle hießen.

Nun ward eifrig beraten, was weiter zu geschehen habe. Wate wollte die Königsburg in Brand setzen; sein Neffe riet aber davon ab und schlug vor, zunächst das übrige Normannenland zu unterwerfen. Gudrun und ihre Frauen, sowie die Gefangenen sollten unterdessen unter Horands Schutz und Bewachung in der Burg zurückbleiben.

So geschah es auch. Sengend und plündernd durchzogen die Hegelingen das Land ihrer Feinde und kehrten dann, mit Beute reich beladen, nach der Königsburg zurück. Horand hatte unterdessen hier Ordnung geschafft und die Toten bestatten lassen. Da auch die Schiffe bereits wieder instand gesetzt worden waren, so beschloß man, ungesäumt in die Heimat zurückzukehren. Die Fürsten bestimmten noch, daß Horand und Morung mit tausend Mannen in dem eroberten Lande zurückbleiben sollten; dann wurden die Gefangenen und die errungene Beute auf die Schiffe gebracht. Nach einem herzlichen Abschied von den Zurückbleibenden segelten die Heimkehrenden von dannen.

---

8. Gudruns Heimkehr

Königin Hilde hatte inzwischen schon durch vorausgeeilte Boten erfahren, daß die Ihrigen siegreich gewesen und auf der Heimreise begriffen waren. Diese Nachricht erfüllte ihr Herz mit unbeschreiblicher Freude. Sofort traf sie die nötigen Vorbereitungen zu einem großartig festlichen Empfange der Heimkehrenden. Voller Ungeduld schaute sie alltäglich auf das Meer hinaus, ob die Schiffe der so sehnlich Erwarteten noch nicht in Sicht kämen. Konnte sie nicht noch im letzten Augenblick auf den schwankenden Meereswogen ein Unglück treffen?

Endlich tauchten in der Ferne die ersten Segel auf. Sogleich begab sich Hilde mit einem reichen Gefolge an das Meeresufer hinab. Viel zu lange währte es ihrem sehnsuchtsvollen Herzen, ehe die Schiffe sich dem Lande näherten. Trompeten und Posaunen, Flöten und Hörner erklangen laut, und ein Jubel ohnegleichen tönte den Ankommenden entgegen. Als die Schiffe endlich ans Ufer stießen, sprangen die Ritter schnell heraus und halfen zunächst den Frauen, aufs Trockne zu gelangen. Inmitten ihrer Jungfrauen schritt nun Gudrun an der Hand des edeln Fürsten Irold auf die am Ufer Harrenden zu. Ihr liebendes Herz hatte die Mutter schon von fern erkannt. Diese aber wußte nicht, welche von den vielen Jungfrauen ihre geliebte Tochter sei. Es waren zu viele Jahre vergangen, seit sie die Holde nicht gesehen. Zagend sprach sie deshalb:

„Seid mir alle willkommen, ihr lieben Freunde! Wen ich aber unter den vielen Frauen als meine Tochter begrüßen soll, das weiß ich nicht!"

„Hier ist eure Tochter!" rief da der edle Irold laut und führte Gudrun der Mutter zu. Unter Tränen innigster Rührung sanken sich Mutter und Tochter in die Arme. Hätten die größten Schätze der Welt den beiden Frauen die Seligkeit ersetzen können, die sie empfanden, als sie sich jetzt küßten? — Alles Leid, das sie ertragen, war nun vergessen; sie fühlten nur

das eine, daß sie nach langer, bittrer Trennung endlich wieder vereinigt waren.

Nachdem die Königin Hilde dann auch den grimmen Wate und ihren Sohn Ortwin geküßt hatte, schritt Herwig mit Ortrun an der Hand auf sie zu. Bittend sprach Gudrun zur Mutter:

„Liebe Mutter, wenn du mich lieb hast, so küsse auch diese Jungfrau hier! Ihre Freundschaft hat mir oft die Schwere meines Elends erleichtert."

„Ich küsse niemand, den ich nicht kenne," entgegnete Hilde. „Wer ist die Maid, daß ich sie so herzlich empfangen soll?"

„Ortrun ist es, die Königstochter von Normannenland," antwortete Gudrun.

„Nie werde ich sie küssen!" rief Hilde heftig erregt. „Wie kannst du mir das raten? Töten sollte ich sie lassen, küssen — nimmermehr! Welch bittre Tränen haben mir ihre Anverwandten bereitet!"

In herzlichem Tone entgegnete Gudrun:

„Diese edle Maid ist unschuldig an allem, was dir widerfahren ist. Laß dir erzählen, was sie alles an mir getan hat."

Mit rührenden Worten schilderte sie nun der Mutter die Liebe und Güte, die Ortrun ihr jederzeit bewiesen hatte, und bat von neuem so herzlich für die Freundin, daß Hilde sich endlich erweichen ließ und die junge Königstochter samt ihren Frauen mit dem Freundeskusse begrüßte.

Als Hildburg der Königin nahte, ward sie von dieser besonders freundlich willkommen geheißen; denn Hilde hatte schon vernommen, mit welcher Treue die Maid ihrer Tochter zur Seite gestanden hatte.

Nachdem die Begrüßungen ihr Ende gefunden, begab man sich in feierlichem Zuge von dem Meeresstrande zu dem Königsschlosse hinauf, wo schon alles zu festlichem Mahle gerüstet war. Nach den langen Jahren der Trauer herrschte in dem alten Schlosse zum ersten Male wieder Freude und Fröhlichkeit.

Da König Herwig den Wunsch hegte, bald in sein Land zurückzukehren, so wurden die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit

mit Gudrun tunlichst beschleunigt. Aus der einen Hochzeit, die gefeiert werden sollte, wurden aber vier.

Gudrun bat im geheimen ihren Bruder Ortwin, daß er doch die holde Ortrun zum Weibe nehmen möge; ein edleres Herz könne er sich nie gewinnen. Es ward ihr nicht schwer, den Bruder für diesen Plan zu bestimmen; denn er war der lieblichen Jungfrau bereits von Herzen zugetan.

Auch für das Glück ihrer treuen Hildburg sorgte Gudrun. Sie sprach zu ihr:

„Zum Lohne für deine Treue sollst du Königin von Normannenland werden."

„O Herrin, was fällt dir ein?" rief Hildburg erschrocken. „Hartmut, der immer nur dich geliebt, wird mir sein Herz zuwenden! Das kannst du nicht verlangen. Ich glaube auch nicht, daß wir uns vertragen würden."

Doch Gudrun ließ sich durch solche Reden nicht abschrecken, sondern befahl, daß Hartmut zu ihr geführt werde.

Als der stattliche Held vor ihr stand, sprach sie zu ihm, nachdem sie ihr Gefolge aus dem Gemach gesandt hatte:

„Ich habe ein Wort mit dir allein zu reden; denn ich will dir einen guten Rat geben."

„Ich vertraue euch," sagte Hartmut hierauf, „daß ihr mir nur Gutes raten werdet. Wenn ich nach euerm Willen tun kann, so soll es gern geschehen."

„Dein Land sollst du wieder empfangen, und auf immerdar soll vergessen sein, daß wir einst Feinde waren, wenn du das Weib nimmst, das ich dir zugedacht habe."

Nicht wenig erstaunt schaute bei diesen Worten der junge König zu Gudrun auf, und voller Spannung fragte er:

„Wen soll ich nach euerm Willen freien? Sagt es mir! Doch nie werde ich ein Weib nehmen, das mir Unehre brächte. Lieber werfe man mich zu den Toten!"

Freundlich entgegnete ihm Gudrun:

„Nicht so, edler Hartmut! Du sollst leben und glücklich sein. Deine Schwester Ortrun wird sich meinem Bruder

Ortwin vermählen; dich aber möchte ich meiner teuersten Freundin, meiner treuen Hildburg, zum Gemahle geben. Eine edlere Gattin könntest du wohl nimmer finden."

„Wenn Ortrun deinen Bruder freit," rief Hartmut freudig überrascht aus, „dann bin ich gern bereit, um die gütige Hildburg zu werben."

Nachdem es Gudrun, die gern all ihre Freunde glücklich sehen wollte, auch noch gelungen war, für den tapfern Siegfried von Morland in Herwigs Schwester eine junge und schöne Gemahlin zu erwählen, ward am Hofe der Königin Hilde mit dem größten Glanze ein vierfaches Hochzeitsfest gefeiert. Und als sie an der herrlich geschmückten Hochzeitstafel in traulichem Gespräche beisammen saßen, sprach Frau Hilde in der Freude ihres Herzens:

„Gott hat alles zum Guten gewandt. Nun will ich auch, daß alle Feindschaft vergessen sei und Friede und Eintracht zwischen euch herrsche immerdar!"

31.5.1368

Wer seid ihr?

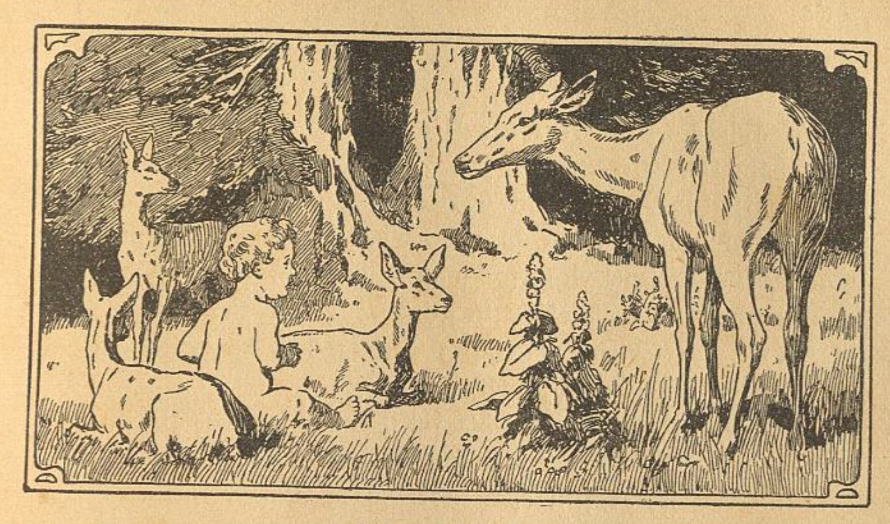
9.6.1368

W.

P.

8.7.1518

Die Nibelungensage



Jung-Siegfried

Siegfrieds Heldentaten und Tod

1. Jung-Siegfried

Im Niederland herrschte in alten Zeiten ein mächtiger König aus dem Wälsungenstamme, Siegmund genannt. Dieser zog einst mit seinen Rittern und Reisigen in die Schlacht, um den ihn bedrohenden Feind zu bekämpfen. Das Glück war ihm aber nicht hold dabei: seine Mannen wurden geschlagen, und er selbst fiel unter den Streichen der Feinde.

Als die Kunde von diesem Unglück nach der Königsburg gelangte, floh Sieglinde, die Gemahlin König Siegmunds, mitten in der Nacht, um der Rache des siegreichen Feindes zu entgehen. Tagelang irrte sie in den Wäldern umher, bis sie vor Ermattung nicht mehr weiter konnte. In einer Felsenhöhle rastete sie, und hier gebar sie einen Knaben. Mit heißen Tränen netzte sie das Antlitz des holden Kindleins. Da übermannte sie plötzlich

eine große Schwäche, und schon nach wenigen Augenblicken hauchte sie ihre Seele aus. Verlassen lag der nun völlig verwaiste Knabe neben der toten Mutter, und er wäre sicher gleichfalls bald eine Beute des Todes geworden, wenn nicht eine Hindin (Hirschkuh) durch sein Schreien aufmerksam geworden und herbeigekommen wäre. Das kluge Tier trug das Kindlein zu der Stätte, wo es seine eigenen Jungen geborgen hatte, und nährte es mit diesen, als ob es dazu gehöre. Dabei wuchs der Knabe in wenigen Monaten so kräftig heran, daß er bald über sein Alter groß und stämmig war.

In demselben Walde lebte ein Mann, namens Mime, der weit und breit berühmt war wegen der Kunst und Geschicklichkeit, mit welcher er sein Handwerk als Schmied ausübte. Wer ein schneidiges Schwert begehrte, der kam zu Mime, und aus aller Herren Länder kamen junge Leute herbei, um in seiner Werkstatt das Schmiedehandwerk zu erlernen.

Eines Tages ging Mime mit einigen seiner Gesellen in den Wald, um Holz zum Kohlenbrennen zu holen. Während der Mittagszeit legten sich die Gesellen in den Schatten, um ein wenig auszuruhen. Mime aber blieb an dem Feuer sitzen, das sie angezündet hatten, und schürte es, damit es nicht verlösche. Da kam plötzlich aus dem Walde ein wunderschöner Knabe auf ihn zugelaufen und schaute voller Staunen auf den Mann und das Feuer. Mime war nicht wenig überrascht, hier in dieser Wildnis einem so schönen Kinde zu begegnen, und er fragte den Knaben, wie er heiße und was er in diesem Walde suche. Der Knabe schien aber weder verstehen, noch antworten zu können; er schaute nur freundlich zu dem Manne empor. Das erbarmte Mimes Herz. Voller Mitleid bekleidete er zunächst das nackte Kind mit seinem Mantel und setzte es dann auf seinen Schoß. Da fühlte der Schmied plötzlich, daß etwas Warmes seine Hand streifte. Er schaute nieder und erblickte eine Hindin, die sich zutraulich an seine Knie schmiegte und das Gesicht und die Hände des Knaben leckte. Mime erriet sofort den Zusammenhang, der zwischen dem Kinde und dem Tiere herrschte, und er beschloß,

beide mit nach Hause zu nehmen. Da der Himmel seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet hatte, so nahm er an, daß auch seine Frau damit einverstanden sein würde, wenn sie den Knaben an Kindesstatt annähmen. Und so war es auch. Der Knabe und die Hindin wurden Hausgenossen in der Schmiede und lebten sich sehr bald dort ein. Dem Knaben aber gab Mime den Namen Siegfried.

Gar bald lernte das mit offenen Sinnen begabte Kind verstehen und sprechen, und mit jedem Jahre nahm es zu an Schönheit der Gestalt und Kraft des Körpers. Dabei war Jung-Siegfried fröhlichen und gutherzigen Sinnes, und aus seinen wunderschönen, blauen Augen strahlte die Reinheit seiner Seele wieder. Trotzdem brach aus seinem Wesen zuweilen eine Wildheit hervor, die der schwache Mime nicht zu bändigen vermochte. Namentlich in der Schmiede machte sich der Knabe bei den Gesellen durch seine Neckereien manchmal so unangenehm, daß sie sich oft bei dem Meister deshalb beklagten. Einer der Gesellen wurde sogar einmal so zornig darüber, daß er mit der Zange nach dem Knaben schlug. Das sollte ihm aber übel bekommen; denn der kaum zwölfjährige Siegfried rannte den Gesellen so heftig an, daß dieser zu Boden stürzte. Als die andern ihrem Genossen zu Hilfe kommen wollten, ergriff Siegfried den wie betäubt Daliegenden und schleppte ihn an den Haaren hinaus zu Mime, der vor der Schmiede saß. Das war dem Meister doch zu arg. Erzürnt rief er dem Knaben zu:

„Wie kannst du dich an meinen Leuten vergreifen? Von früh bis spät sind sie am Feuer und schaffen rüstig, du aber stiftest nichts als Unheil an. Das muß anders werden! Du wirst von nun an mit in der Schmiede arbeiten und lernen, wie man das Eisen schmiedet. Wenn du keine Lust dazu hast, so gibt es Mittel, dir welche zu machen."

Und er schwang bei diesen Worten mit bezeichnender Gebärde einen Knüppel durch die Luft.

Siegfried folgte dem Meister willig in die Werkstatt und sah aufmerksam zu, wie Mime ein großes Stück Eisen ins Feuer

legte. Als es weißglühend war, legte er es auf den Amboß und befahl dem Knaben, den schwersten Hammer zu nehmen und auf das Eisen los zu schlagen. Siegfried tat, wie ihm geheißen, und schlug so kräftig zu, daß nicht bloß das Eisen in tausend Stücke zerschmettert in der Werkstatt umherflog, sondern auch der mächtige Amboß in zwei Hälften zerbrach und tief in die Erde hineinsank. Auch die Zange, mit welcher Mime das Eisen gehalten hatte, war zerschmettert. Zu Tode erschrocken rief der Schmied:

„Solch einen fürchterlichen Schlag hab' ich noch von keinem Schmied gesehen! Für unser Handwerk bist du nicht geschaffen!"

Seit diesem Erlebnis war Siegfried seinem Pflegevater so unheimlich geworden, daß er darauf sann, den Knaben los zu werden. Vergeblich suchte er nach einer Gelegenheit, wobei dies unauffällig geschehen könne. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke.

In demselben Teile des Waldes, in welchem Mime einst den Knaben gefunden hatte, wohnte in einer tiefen Felsenkluft ein scheußliches Ungetüm. Fafner, Mimes eigner Bruder, war es, der von den Göttern wegen unzähliger böser Taten in einen Drachen verwandelt worden war und nun den Wald und das Land so unsicher machte, daß niemand sich in seine Nähe wagte. Nur Mime wußte, wo Fafner hauste, und durfte ihn manchmal aufsuchen. So tat er auch jetzt, als es galt, Siegfried aus der Welt zu schaffen.

Der wilde Fafner war gern bereit, den schmucken Knaben zu töten, und so sprach Mime eines Morgens zu dem ahnungslosen Siegfried:

„Da du in der Schmiede nichts taugst, so könntest du dich vielleicht auf andre Weise nützlich machen und es mit dem Kohlenbrennen versuchen. Willst du?"

„Ich will gern tun, was du haben willst, wenn du mir nur nicht mehr böse bist!" sprach der Knabe treuherzig. „Gib mir, was ich zur Arbeit nötig habe, und ich will sogleich tun, wie du mich geheißen."

Mime gab ihm nun so viel Speise und Trank mit auf den

Weg, als er für neun Tage brauchte, und als Werkzeug noch eine Axt zum Holzfällen. Dann ging er mit ihm in den Wald und führte ihn nach der Stelle, wo er das Holz fällen sollte.

Der junge Siegfried erschien, obwohl an Alter noch ein Knabe, an Gestalt doch schon als ein Jüngling, und dementsprechend waren auch seine Körperkräfte. Er schwang die Axt so kräftig, daß bald eine Menge stattlicher Bäume am Boden dahingestreckt lag. Er trug sie alle auf einen Platz zusammen und brannte ein großes Feuer an. Da er von der Arbeit allmählich hungrig geworden war, ließ er sich, als die Sonne im Mittag stand, an dem Feuer nieder und holte hervor, was Mime ihm zu seines Leibes Nahrung mitgegeben hatte. Trefflich mundete ihm Speise und Trank, und er ruhte nicht eher, bis auch der letzte Bissen verzehrt und der letzte Tropfen getrunken war. Behaglich streckte er sich dann auf dem Rasen aus und dachte bei sich:

„Jetzt fehlt mir zu meinem Wohlbefinden nichts weiter, als daß ich mich mit jemand schlagen könnte!"

Schneller als er es ahnte, sollte ihm dieser Wunsch erfüllt werden. Ein unheimliches Fauchen ließ ihn plötzlich auffahren. Er schaute sich um: da kam ein ungeheurer Drache auf ihn zu; es war Fafner.

„Du kommst mir gerade recht!" rief da Siegfried fröhlich. „Nun habe ich die Leibesübung, nach der ich mich sehnte."

Sprach's, riß einen starken Stamm aus der Feuersglut und schlug damit so heftig auf den Lindwurm los, daß dieser nicht Zeit fand, dem Schlage auszuweichen. Ein zweiter Streich warf das Ungetüm zu Boden, und bald hauchte es unter Siegfrieds wuchtigen Hieben sein Leben aus. Mit einigen Axtschlägen trennte der Jüngling den Kopf des Scheusals von dem Rumpfe.

Es war doch ein heißes Stück Arbeit gewesen, dem Drachen den Garaus zu machen! Kein Wunder, daß auch der starke Siegfried nach diesem Kraftstückchen das Bedürfnis empfand, sich zu stärken und auszuruhen. Er legte sich in den Schatten einer Linde und bedachte, was nun zu tun sei. Nach Hause kam er

heute wohl nicht mehr; denn die Sonne hatte den Mittag schon zu weit überschritten. Wo sollte er aber etwas hernehmen, um den Hunger zu stillen, der sich schon wieder mächtig in ihm zu regen begann? Da kam ihm der Gedanke, daß ja der Drache eine ganz gute Abendmahlzeit abgeben würde. Sogleich holte er den Kessel herbei, den ihm Mime zur Bereitung seiner Mahlzeiten mitgegeben hatte, und hängte ihn, mit Wasser gefüllt, über das Feuer. Dann schlug er mit der Axt so viele Stücke von dem Leibe des Drachen ab, als er zur Stillung seines Hungers nötig zu haben glaubte, und warf sie in das kochende Wasser. Bald brodelte es in dem Kessel, daß es eine Lust war. Siegfried stand aufmerksam daneben, schürte das Feuer und gab acht, daß die Speise nicht überkochte.

Als er nun glaubte, daß das Fleisch weich sein könnte, griff er mit der Hand in den Kessel, um etwas davon zu erhaschen. Rasch fuhr er aber zurück; denn die wallende Masse hatte ihm die Finger verbrannt. Als er diese näher betrachtete, bemerkte er, daß sich auf ihnen eine dünne Hornschicht abgelagert hatte. Um zu prüfen, wie dicht sie sei, griff er mit der Hand fest auf die haarscharfe Schneide seiner Axt. Aber diese vermochte nicht, die Hornhaut zu durchschneiden. Da rief Siegfried aus:

„Könnt' ich meinem ganzen Körper solch eine neue Haut verleihen, so würde kein Schwert und keine Lanze mich verletzen können."

Vor ihm auf dem Erdboden floß noch das Blut des Drachen dahin. Rasch warf Siegfried seine Kleider ab und wälzte sich so lange in der tiefen Blutlache herum, bis er glaubte, daß jede Stelle seines Körpers von dem Blute bedeckt worden sei. Er ahnte freilich nicht, daß von dem Lindenbaume, unter dem er sich befand, ein Blatt herabgeschwebt und auf seinem Rücken zwischen den Schultern haften geblieben war, so daß diese Stelle von dem Drachenblut nicht berührt werden konnte. Wenn ihn also die Hornhaut auch an seinem ganzen Körper unverwundbar machte, an dieser einen kleinen Stelle schützte sie ihn nicht.

Nachdem Siegfried sich wieder angekleidet hatte, begab er sich auf den Heimweg, den Kopf des Drachen als Beweis seiner Heldentat mit sich führend.

Als Mimes Gesellen den Jüngling mit dem Drachenhaupt daherkommen sahen, wurden sie von solchem Schrecken erfaßt, daß sie allesamt in den Wald liefen und sich vor ihm versteckten. Mime allein hatte den Mut, dem Heimkehrenden unter die Augen zu treten. Siegfried aber war, als er über sein Erlebnis nachgedacht, zu der Erkenntnis gekommen, daß Mime ihn absichtlich in die Nähe des Lindwurms geschickt hatte, um ihn zu verderben. Deshalb sprach er zu dem ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit Begrüßenden:

„Bei dir kann ich nicht länger bleiben; du hast mich betrogen und mich aus der Welt schaffen wollen."

Anstatt sich durch diese Rede gekränkt zu fühlen, sprach Mime darauf:

„Ich halte dich nicht, ich will dir sogar als Abschiedsgeschenk die besten Waffen und die köstlichste Rüstung, die ich habe, mitgeben."

Siegfried war damit gern einverstanden, und so zog er bald darauf, ohne daß ihm der Abschied von seinem treulosen Pflegevater schwer geworden wäre, ritterlich bewaffnet von dannen.

---

2. Wie Siegfried den Nibelungenhort gewann

Lange Zeit zog Siegfried nun durch die Lande und vollbrachte dabei manche Heldentat. Da kam er einstens auch in das hoch oben im Norden gelegene Land der Nibelungen.

Die Nibelungen waren ein Volk von Zwergen, das wegen seines unermeßlichen Reichtums und seiner weit ausgebreiteten Macht in aller Welt berühmt war. Der alte König Nibelung war soeben gestorben, und die Herrschaft war an seine beiden Söhne Schilbung und Nibelung übergegangen. Diese lebten schon lange in bittrer Feindschaft, und der Kummer darüber war es auch, der dem alten König das Herz gebrochen hatte. Der Grund dieser Zwietracht war der unbeschreiblich reiche Schatz der Nibelungen, der sogenannte Nibelungenhort, den jeder für sich allein besitzen wollte.

Als der Vater gestorben war, kamen die Brüder nach langem Streite zu dem Entschluß, den Schatz zu teilen. Sie ließen deshalb von ihren Dienern all das viele Gold und Silber und die kostbaren Edelsteine des Schatzes aus dem Innern des Berges, wo der Hort aufbewahrt wurde, ans Tageslicht schleppen und ausbreiten. Das war eine schwere Arbeit; denn allein an Edelsteinen waren solche Mengen da, daß hundert Wagen nicht ausgereicht hätten, um sie fortzubringen. Der Vorrat an Gold und Silber war noch viel größer.

Nun begannen die Brüder die Schätze zu teilen. Sie kamen aber dabei wieder in so heftigen Streit, daß sie wohl nie mit der Teilung fertig geworden wären.

Da kam Siegfried durch den Wald daher. Niemand kannte ihn, nur einer von den diensttuenden Zwergen erriet, wer der jugendliche Held war. Er rief den beiden Königen zu:

„Das ist Siegfried, der junge Held aus dem Niederland. Ruft ihn als Schiedsrichter an! Er ist gerecht und wird euern Streit schlichten."

Siegfried stand, aufs höchste erstaunt, vor den unermeßlichen Schätzen. Noch nie hatten seine Augen nur annähernd so viel Gold und Edelsteine erblickt. Gern war er bereit, die Bitte der Könige zu erfüllen. Diese aber boten ihm im voraus das altberühmte Schwert Balmung als Lohn für seine Mühe. Hocherfreut nahm der junge Held diese Gabe entgegen und machte sich dann sogleich an das schwierige Werk der Teilung. Endlich hatte er mit größter Gewissenhaftigkeit die Schätze in zwei ganz gleiche Teile geschieden. Das war den Brüdern aber nicht recht; denn jeder hatte gehofft, daß er einen größern Teil als der andre erhalten würde. Sie forderten deshalb, daß Siegfried noch einmal teile, dieser wies aber das Verlangen der Zwerge entschieden ab. Aus Rache dafür riefen Schilbung und Nibelung zwölf furchtbare Riesen herbei, die zu ihren Dienern gehörten, und diese gingen nun auf Siegfried los. Hei, wie mächtig schwang da der jugendliche Held zum ersten Male das gute Schwert Balmung! Die zwölf Riesen lagen bald tot am Boden, und auch den beiden Königen schlug Siegfried als Lohn für ihre Treulosigkeit die Köpfe ab.

Da sprang der Zwerg Alberich, ein langjähriger Diener der beiden Könige, voller Zorn auf den kühnen Recken los, um den Tod seiner Herren zu rächen. Der kleine Mann schlug so tapfer um sich, daß Siegfried wirklich Mühe hatte, sich seiner zu erwehren. Endlich gelang es ihm, den Zwerg bei den Haaren zu fassen und mit solcher Macht gegen einen Felsen zu werfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Jetzt bat der Kleine um Gnade und versprach, Siegfried in Treuen zu dienen, wenn er ihm nur das Leben schenke. Siegfried war damit einverstanden und nahm den tapfern Zwerg sogleich in seinen Dienst. Nachdem Alberich seinem neuen Herrn Treue gelobt hatte, sprach er:

„Der Nibelungenhort ist nun dein und auch das ganze Land. Nur einer wird es dir streitig machen, der Riese Kuperan."

„Zeige mir, wo er haust, und ich will ihn unschädlich machen!" rief der tatendurstige Jüngling und begab sich sogleich, von Alberich geleitet, nach der Höhle des Riesen. Herausfordernd rief er in diese hinein:

„Wo steckst du nur, Kuperan? Warum begrüßest du deinen neuen Herrn nicht?"

Die Antwort des Riesen blieb nicht lange aus. Er erschien am Eingange der Höhle und schlug Siegfried so mörderisch ins Gesicht, daß ihm das Blut sogleich herabströmte. Doch Siegfried ließ sich nicht werfen. Mit gewaltiger Kraft hieb er auf den Riesen los und trieb ihn in die Höhle zurück. Bald erschien jedoch Kuperan, in schwerer Rüstung zu neuem Kampfe gewappnet, wieder auf dem Kampfplatze. Jung-Siegfried war aber dadurch nicht aus der Fassung zu bringen. Er ließ das gute Schwert Balmung mit solcher Wucht auf den Riesen niedersausen, daß dieser bald aus sechzehn Wunden blutete und jeden Widerstand aufgab. Ja, er gelobte, Siegfried als Diener folgen zu wollen, wenn er ihm das Leben schenke.

Siegfried ließ sich erbitten und verband sogar dem besiegten Feinde die Wunden. Doch treulos lohnte ihm der Riese diese Guttat.

Als Siegfried ihn mit nach dem Berge nahm, wo der Nibelungenhort aufbewahrt war, wurde der Riese durch den Anblick dieser Schätze zu unersättlicher Habgier aufgestachelt. Er selbst wollte alle

diese Schätze besitzen. Rasch gab er dem ahnungslosen Siegfried von rückwärts einen so heftigen Stoß, daß er, so lang er war, auf die Erde fiel. Zum Glück war Alberich, der treue Zwerg, in der Nähe seines Herrn. Er breitete seine Tarnkappe über den Gestürzten und machte ihn dadurch unsichtbar. Während nun der Riese wütend nach dem Entschwundenen suchte, brachte Alberich ihn wieder zur Besinnung und riet ihm, sich mit Hilfe der Tarnkappe vor dem Unhold zu retten.

Das war aber nicht nach Siegfrieds Sinn. Sobald er sich wieder kräftig fühlte, warf er die Tarnkappe von sich und stürzte sich auf den tobenden Riesen. Dieser war durch Siegfrieds plötzliches Wiederauftauchen so verblüfft, daß er seine Waffen wegwarf und die Flucht ergriff. Siegfried holte ihn aber ein und stürzte ihn beim Ringen über einen Felsen hinab, daß er sich den Schädel einschlug.

Als das die Leute in dem Nibelungenlande hörten, kamen sie alle herbei, Menschen, Riesen und Zwerge, und erkannten Siegfried als ihren Herrn und König an. Siegfried befahl, daß der Nibelungenhort in dem Berge bleibe und daß Alberich nicht bloß der Hüter des Schatzes sei, sondern auch an seiner Statt das Nibelungenland verwalte. Nun blieb er noch eine Zeitlang in seinem Lande und zog dann, von einer Anzahl stattlicher Nibelungenrecken begleitet, wieder aus, um neue Heldentaten zu vollbringen. Auf Alberichs dringende Bitten nahm er auch die unsichtbar machende Tarnkappe mit sich.

3. Wie Siegfried nach Worms kam

Die Stadt Worms, an dem linken Ufer des Rheins in dem jetzigen Großherzogtum Hessen gelegen, war in uralten Zeiten der Sitz der Burgundenkönige. Zu der Zeit, als Siegfried das Nibelungenland eroberte, hatte in Worms der alte König Gibich eben das Zeitliche gesegnet. Sein Reich war an seine drei Söhne Gunther, Gernot und Giselher übergegangen, die sich mit Stolz die „Gibichungen", d. i. Abkömmlinge des Gibich, nannten. Sie durften mit Recht stolz sein; denn ihnen kam an Macht und Reichtum kein

andres Geschlecht in den Landen am Rheine gleich. Den Gibichungen zu dienen, galt aber auch den Rittern als hohe Ehre, und so zählten die Burgundenkönige zu ihren Mannen die Edelsten aus den Rittergeschlechtern der umliegenden Lande.

Allen voran ist da zu nennen der Waffenmeister der Könige, Hagen von Tronje (Troneck), der dem Königshause von Vaters Seite her verwandt war. Sein Bruder Dankwart hatte das Marschallamt inne, und der Neffe dieser beiden, Herr Ortwin von Metz, waltete als Truchseß am Hofe. Sindold, der Mundschenk, Hunold, der Kämmerer, und Runold, der Küchenmeister, waren gleichfalls tapfre Helden, denen sich noch Volker, der streitbare Spielmann, und die Markgrafen Gere und Eckewart anschlossen.

So hochgeehrt die Gibichungen vor aller Welt dastanden, ihr höchster Stolz war doch ihre Schwester Kriemhild. Der Vater hatte ihnen noch auf dem Sterbebette das Wohl des holden Mägdleins ganz besonders ans Herz gelegt. Nun wachten die drei Könige mit größter Sorgfalt über Kriemhildens Erziehung. Unter Obhut ihrer Mutter, der Frau Ute, wuchs die Maid zu einer herrlichen Jungfrau heran.

Eines Tages hatte Kriemhild einen sonderbaren Traum. Sie träumte, sie hätte einen herrlichen Falken großgezogen. Als dieser aber einmal kühn in die Lüfte emporstieg, stürzten sich zwei Adler auf ihn und erwürgten ihn. In Tränen gebadet, erwachte die Jungfrau am Morgen und klagte der Mutter, was sie im Traume gesehen hatte. Diese sprach nach einigem Besinnen:

„Der Falke ist ein edler Mann, den Gott dir bescheren wird. Doch wenn er ihn dir nicht beschirmt, so wirst du dich deines Glückes nicht lange erfreuen."

Kriemhild schüttelte den Kopf und sagte:

„Das kann der Traum nicht bedeuten, liebe Mutter; denn ich werde nie einem Manne angehören."

„Kind, das kannst du nicht so bestimmt voraussagen!" antwortete Frau Ute. „Nur durch die Liebe eines edeln Mannes kannst du des höchsten Glückes teilhaftig werden. Gott wolle dir einen recht guten, treuen Mann bescheren!"

„Nein, nein, nicht so, liebe Mutter! Du selbst hast mir so oft erzählt, daß Liebe nur zu leicht mit Leide sich belohne. Darum bleibe ich ihr fern, dann kann mir kein Leid durch sie geschehen.“

Die Jungfrau ahnte nicht, wie bald solch bittres Los sie treffen sollte.

Bei seinen Fahrten durch die Lande vernahm Siegfried auch gar viel von König Gunther und der Gibichungen Macht und Herrlichkeit. Bisher hatte er sich fast immer nur mit Zwergen und Riesen oder gar mit Ungeheuern aller Art herumgeschlagen, nun gelüstete ihn nach edlerem Kampfe mit ebenbürtigen Gegnern. Er hätte zwar nach dem Niederland ziehen können, um sein väterliches Erbe in Besitz zu nehmen, dabei war aber jedenfalls nicht soviel Ruhm zu holen, als wenn er sich irgendwo ein neues Reich eroberte. Das Burgundenreich schien ihm der Beschreibung nach für diesen Zweck sehr geeignet zu sein; darum machte er sich eines Tages mit den zwölf Recken, die er aus dem Nibelungenlande mitgenommen hatte, auf den Weg nach Worms.

Noch ein andrer Grund bewog Siegfried zu dieser Fahrt: er hatte Kriemhild und ihre Schönheit so rühmen hören, daß er in seinem Herzen das heiße Verlangen trug, sie kennen zu lernen und womöglich zum Weibe zu gewinnen.

In Worms war man nicht wenig erstaunt, als die Ritterschar plötzlich vor der Königsburg erschien. Eine Menge Volks lief sogleich herbei und bewunderte nicht bloß die Helden selbst, sondern auch die prachtvollen Rosse und den unbeschreiblich reichen Schmuck an Gold und Edelsteinen, in welchem Rosse und Reiter prangten.

Auch Gunthers Diener kamen herbeigeeilt und wollten mit höflichen Worten die Fremden zum Näherkommen einladen, da sprach Siegfried zu ihnen:

„Wir kehren nicht ein bei euch. Sagt mir nur jetzt, wo ich Gunther, den König von Burgundenland, antreffen kann.“

„Er wird mit seinen Mannen noch dort im Festsaale weilen. Begebt euch nur dorthin!“ sprach einer von den Dienern.

Vom Fenster seines Schlosses aus hatte der König schon die Ankunft der stattlichen Ritterschar bemerkt. Da niemand die fremden Recken kannte, so ließ Gunther den weitgereisten Hagen herbeirufen, damit er sage, wer die Ankömmlinge seien. Aber auch Hagen konnte darüber keine Auskunft geben. Endlich sprach er:

„Tapfre, edle Helden sind es jedenfalls, die Recken dort. Wenn mich meine Ahnung nicht trügt, so muß der junge Held in dem herrlichen Waffenschmuck, der offenbar ihr Führer ist, der edle Siegfried von Niederland sein, von dessen Ruhm und Heldentaten ich schon so oft gehört habe. Seid klug, nehmt ihn freundlich auf, damit er euer Freund werde; denn ihn zum Feinde zu haben, dürfte uns allen großes Leid bereiten.“

Als Gunther dies hörte, sprach er:

„Von Siegfried hab' auch ich schon so viel Gutes gehört, daß ich ihn im Burgundenlande herzlich willkommen heißen will.“

Und er rief seinen Mannen zu, daß sie mit ihm hinausgehen und die Recken begrüßen sollten.

Als Siegfried den ritterlichen König der Burgunden auf sich zukommen und ihm und den Seinen freundlichen Willkommengruß bieten sah, neigte auch er artig das Haupt und erwartete die Anrede Gunthers. Freundlich sprach dieser:

„Es wundert mich sehr, edler Siegfried, euch hier in Worms zu sehen. Wollt ihr mir nicht sagen, was euch hierher führt?“

„Das sollt ihr wissen“, antwortete der Held von Niederland. „Ich hörte sagen, daß an euerm Hofe die allerkühnsten Recken wären und daß auch ihr, o König, an Heldenmut kaum euresgleichen fändet. Ich möchte wissen, ob dies alles wahr ist. Bin ich doch auch ein Königssohn und soll einst Land und Leute regieren. Ich möchte aber die Krone meines Vaters dereinst mit Ehren tragen, und ich setze mein Haupt zum Pfande, daß ich den Ruhm, ein Held zu sein, mit Recht verdienen werde. Seid ihr nun der Held, von dem die Leute so Großes sagen, so zeiget mir's, indem ihr im Zweikampf eure Kraft mit der meinen meßt. Laßt uns kämpfen um euer Land und eure Krone! Besiege ich euch, so ist beides mein. Ich würde gern diese Burg mein eigen nennen.“

Diese seltsame Rede rief bei dem König und seinen Mannen das lebhafteste Erstaunen hervor. Während aber die letzteren darüber in zornige Reden ausbrachen, sprach Gunther vorwurfsvoll zu Siegfried:

„Hab' ich recht gehört? Du willst mir im Gefühl deiner körperlichen Kraft das treubewahrte Erbe meiner Väter nehmen?"

„Das will ich!" rief Siegfried. „Doch, besiegst du mich, so soll nicht bloß mein Nibelungenland dir gehören, ich will dir auch helfen, das Land meiner Väter zu gewinnen, damit es dein eigen sei!"

Da mischten sich Gernot, Gunthers Bruder, und Hagen von Tronje ein. Gernot sprach:

„Unser Sinn steht nicht auf Eroberungen. Ist doch unser Land so reich und mächtig, daß wir kein andres brauchen, und unsre Hörigen werden sich auch keinen andern König wünschen."

Da rief Ortwin zornig:

„Was macht ihr so viele Worte mit einem Fremden, der euch ohne Grund in Streit verwickeln will? Gebt ihr ihm keine andre Antwort, so wollen wir sie ihm mit dem Schwerte geben!"

Verächtlich antwortete ihm Siegfried:

„Wage nur die Hand gegen mich zu erheben! Ich bin ein Fürst, du bist nur ein Lehnsmann. Zwölf von deiner Art strecke ich im Nu in den Sand!"

Durch diese zornigen Reden wäre es beinahe zum Handgemenge gekommen, wenn nicht Gernot vermittelnd dazwischen getreten wäre mit den Worten:

„Noch hat ja Siegfried nichts von dem getan, was er uns androht! Warum sollen wir uns nicht in Güte vertragen?"

Aber auch der grimme Hagen, der erst geraten hatte, Siegfried freundlich zu empfangen, nahm jetzt gegen ihn Partei. Finster sprach er:

„Unsre Herren wären ihm nie so übel begegnet! Wenn er hierher kam, um Streit vom Zaune zu brechen, warum blieb er nicht, wo er war?"

Schnell erwiderte ihm Siegfried:

„Wenn dir meine Rede nicht gefällt, Herr Hagen, so versuche doch, ob meine Hände stark genug sind, das Burgundenreich zu erobern."

Wieder war es Gernot, der die Zornigen besänftigte.

„Das will ich wohl verhüten!" sprach er. „Euch aber, meine Recken, bitt' ich, laßt das Reden jetzt. Mehr als gut ist, sind der Worte schon gewechselt."

Da, als Gernot eben noch weiter zum Guten reden wollte, kam Giselher, des Königs jüngster Bruder, freundlich auf Siegfried zugeschritten, faßte zutraulich seine Hand und sprach:

„Ihr seid uns herzlich willkommen! Ich und meine Gesellen wollen euch gern in Treuen dienen."

Als Siegfried in das jugendliche Antlitz des herrlichen Jünglings schaute, da schwand sein Unmut und mit lächelndem Munde erwiderte er den Gruß, der ihm so liebreich geboten ward. Gunther aber, als er dies bemerkte, ergriff schnell einen Becher voll goldnen Weines, den ihm ein Diener reichte, und bot ihn dem Gaste mit den Worten dar:

„Gern teilen wir mit euch Gut und Blut, und was ihr in Ehren von uns verlangt, das soll euch werden!"

Diese Rede löste vollends die Spannung in Siegfrieds Gemüt. Freundlich nahm er den Willkommentrunk aus Gunthers Hand entgegen und befahl seinen Recken, daß sie die Herbergen annehmen sollten, die der König ihnen anbiete.

Bald war aller Groll vergessen, und es gefiel Siegfried so an Gunthers Hofe, daß er mit den Seinen dort ein ganzes Jahr zu Gaste blieb. Er wiederum riß durch sein liebenswürdiges, offenes Wesen wie durch die erstaunlichen Beweise seiner Heldenkraft alles zur Bewunderung hin, und überall, sei es bei festlichen Gelagen oder bei ritterlichem Spiele, war er der allen andern überlegene Held, der mit den größten Ehren gefeiert ward.

---

4. Wie Siegfried mit den Sachsen stritt

Solange auch Siegfried schon bei den Burgunden weilte, die schöne Kriemhild hatte er noch nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Still und zurückgezogen lebte sie mit Frau Ute in ihrer Kemenate und blieb den Festlichkeiten am Hofe fern.

Der Ruf von Siegfrieds Heldentum und Schönheit war aber doch auch bis in die Zurückgezogenheit der Frauen gedrungen, und gar oft, wenn die Recken von der Jagd heimkamen oder sich im Burghofe in Kampfspielen ergingen, lauschte Kriemhild hinter den Vorhängen ihrer Fenster und schaute voller Bewunderung auf die herrliche Gestalt des jugendlichen Helden. Dieser ahnte davon nichts, wohl aber war der Wunsch, einmal der schönen Königstochter zu begegnen, in seiner Seele immer brennender geworden.

Da erschienen eines Tages an dem Hofe zu Worms einige Boten mit der Meldung, daß zwei Brüder, der Sachsenkönig Lüdeger und der Dänenkönig Lüdegast, den Burgunden Krieg ansagen ließen.

Gunther erschrak sehr ob dieser Botschaft, denn er wußte, daß die beiden Fürsten gar schwer zu besiegende Feinde seien. Als er voller Sorgen bedachte, welche Antwort er den Boten geben sollte, trat Siegfried bei ihm ein. Überrascht sprach er:

„Was fehlt dir, Gunther? Sonst bist du froh und jetzt sehe ich dich trübe gestimmt!"

Mißmutig entgegnete Gunther:

„Den Kummer, der mich heute drückt, kann ich nur meinen vertrautesten Freunden offenbaren."

Gekränkt sprach da Siegfried:

„Gehör' ich nicht zu diesen? Du weißt, daß ich dir keine Bitte abschlage und daß du keinen treuern Freund als mich besitzen kannst. Laß mich deine Sorge mit dir tragen!"

Gerührt versetzte Gunther darauf:

„Diese Rede lohne dir Gott! Und wenn auch du allein mir nicht zu helfen vermagst, so freut mich doch deine treue Gesinnung. Nun höre, was mir geschehen ist. Die Fürsten von Sachsen und Dänemark haben mir den Krieg angesagt. In unserm eignen Lande wollen sie uns heimsuchen."

„Das ist alles, was dich bekümmert?" rief Siegfried munter. „Beruhige dich, Gunther. Ich will mit deinen Feinden ein Wörtlein reden, noch ehe sie die Grenzen deines Landes überschreiten. Wenn du mir tausend deiner Mannen gibst, so ziehe ich mit ihnen und meinen zwölf Nibelungenrecken dem Feinde entgegen; selbst wenn er dreißigtausend Mann stark wäre, werde ich ihn besiegen. Schicke nur die Boten nach Hause und laß ihren Königen sagen, daß wir sie bald in ihrem Lande besuchen würden."

Froh gestimmt durch Siegfrieds Worte, ließ Gunther alle seine Hörigen sofort nach Worms entbieten. Die Boten aber sandte er reich beschenkt in die Heimat zurück und gab ihnen Botschaft, wie Siegfried ihm geraten hatte.

Als König Lüdegast von Dänemark Gunthers Antwort empfing und von den Boten hörte, was sie in Worms vernommen hatten, da bereute er fast, was er getan. Als er vollends erfuhr, daß Siegfried, der Held von Niederland, an dem Feldzug teilnehmen würde, da verstärkte er sein Heer schleunigst auf zwanzigtausend Mann und veranlaßte auch seinen Bruder Lüdeger, sein Heer auf dieselbe Zahl zu bringen.

Vierzigtausend Mann stark zogen also die vereinigten Heere dem Rheine zu.

Die Burgunden waren unterdessen nicht untätig gewesen. Gunther blieb auf Siegfrieds Wunsch zum Schutze des Landes in Worms zurück, während Siegfried mit seinen Nibelungen-

recken und den ihm überantworteten tausend Burgundenmannen über den Rhein dem Feinde entgegenzog. Hagen, Dankwart, Ortwin und alle die Helden von Gunthers Hofe schlossen sich dem Zuge an; denn keiner wollte zurückstehen in dem Kampfe gegen den heranziehenden Feind.

Als sie an die Grenze des Sachsenlandes kamen, sprach Siegfried zu seinem Gefolge:

„Bleibt ihr jetzt hier. Ich will allein vorausreiten und auskundschaften, wo sich der Feind befindet."

Nachdem er die Mannen der Obhut Hagens und Ortwins anvertraut hatte, ritt er wohlgewappnet in Feindesland. Es währte nicht lange, so kam er an ein weites Feld, auf dem er die feindliche Heeresmacht versammelt sah. Der Anblick der streitbaren Mannen erfüllte das Herz Siegfrieds mit höchster Kampfeslust. Er bedachte, wie er mit den Seinen sogleich zum Angriff übergehen wollte, da kam von dem feindlichen Lager herüber ein Reiter gesprengt, der den kundschaftenden Krieger bemerkt hatte. Es war der König Lüdegast selbst. In strahlender Rüstung, den ehernen Schild vor sich haltend, kam er auf feurigem Rosse wie eine Windsbraut dahergejagt. Kaum hatte ihn Siegfried erblickt, so gab er auch seinem Rosse die Sporen und stürmte mit gehobenem Speer auf den feindlichen Reiter ein. So gewandt sie aber ihre Speere warfen, so geschickt wich doch jeder dem Stoße des andern aus. Blitzschnell flogen die Rosse aneinander vorüber, sogleich aber rissen die Reiter sie wieder herum, um von neuem aufeinander loszugehen und zwar diesmal mit gezücktem Schwert. Furchtbar waren die Schläge, die Siegfrieds wuchtiger Arm mit dem Schwerte Balmung führte. König Lüdegast, so tapfer er war, vermochte diesem Ansturm nicht zu widerstehen. Gar bald erklärte er sich für besiegt und bat um Gnade.

Siegfried wollte ihn nun als Gefangenen mit sich fortnehmen, da kamen aus dem Lager dreißig Ritter herbeigeeilt, die den Vorgang aus der Ferne beobachtet hatten und nun ihren Herrn befreien wollten. Siegfried war aber nicht gewillt, sich seine Beute entreißen zu lassen. Er hieb mit solchem Ungestüm auf die Mannen

los, daß bald nur noch einer von ihnen am Leben war. Diesen ließ Siegfried entkommen, damit er die Kunde von dem, was geschehen, den Seinen überbrächte.

Siegfried brachte nun seinen Gefangenen zu dem Lager der Burgunden und übergab ihn dem grimmen Hagen, der ihn in sichern Gewahrsam nahm. Seinen Mannen aber rief Siegfried zu:

„Entfaltet die Fahnen der Burgunden! Ehe noch die Sonne sich neigt, wollen wir gar manchem Sachsenweibe tiefe Trauer bereiten. Jetzt gilt es, König Lüdeger aufzusuchen. Der Sieg wird unser sein!"

Voll froher Zuversicht bestiegen die kühnen Degen ihre Rosse, und wie ein Sturmwind ging es dem Sachsenheere entgegen. Tausend Burgunden standen gegen vierzigtausend Sachsen und Dänen, aber trotz dieser ungeheuern Übermacht vermochten die letzteren nichts auszurichten gegen Siegfrieds tapfre Schar. Unzählige Wunden wurden geschlagen, und die Pferde samt den Sätteln troffen von Blut. Am schlimmsten war das Blutbad, wo Siegfried kämpfte.

Mit tiefem Grimme sah dies der Sachsenkönig Lüdeger. Er beschloß deshalb, den mörderischen Feind um jeden Preis unschädlich zu machen. Mit hochgeschwungenem Schwert stürzte er auf Siegfried los und hieb so wuchtig auf ihn ein, daß Siegfrieds Roß zum Straucheln kam. Es richtete sich aber sofort wieder auf, und sein Reiter ging mit verdoppelter Kraft auf seinen Gegner los. Da sah dieser an dem Wappen des Schildes, daß er Siegfried, den gefürchteten Drachentöter, vor sich hatte. Erschreckt rief er aus:

„Haltet ein, ihr Mannen, das ist Siegfried, der Nibelungenheld. Gegen ihn kämpfen heißt den sichern Tod suchen. Wenn er unser Feind ist, sind wir verloren. Den hat der Teufel hergeführt!"

Da legten die Sachsen und Dänen alle ihre Waffen nieder, und Lüdeger wurde wie sein Bruder von Siegfried gefangengenommen. Das Schlachtfeld bot einen grauenvollen Anblick dar.

Tote und verwundete Krieger, zerschlagene Helme und Schilde, blutbespritzte Waffen aller Art bedeckten die Walstatt. Die Verwundeten wurden von den Siegern verbunden, die Gefangenen aber nach dem Rheine abgeführt.

Gernot sandte sogleich Boten nach Worms voraus, die an den Königshof die Kunde von dem herrlichen Siege bringen sollten. Mit Jubel wurden sie empfangen, und einer von ihnen ward auch zu Kriemhild gerufen. Sie versprach ihm reichen Lohn, wenn er ihr von dem Kampfe genauen Bericht erstatte. Mit begeisterten Worten schilderte der Bote die Heldentaten der Burgunden und pries den unvergleichlichen Mut, mit dem Jung-Siegfried für Gunthers Ehre gefochten hatte.

„Wie ein Löwe stürmte er in die Reihen der Feinde, und als Geiseln bringt er die beiden feindlichen Fürsten Lüdeger und Lüdegast an Gunthers Hof."

Diese Worte erfüllten das Herz der jungen Königstochter mit Stolz und Freude, und lächelnd sprach sie zu dem Boten:

„Solch gute Kunde hör' ich gern, und daß du sie mir gebracht hast, will ich dir reichlich lohnen."

Sie gab ihm zehn Mark Goldes und ein prächtiges Gewand. Vergnügt ging der Bote von dannen. Kriemhild aber harrte voller Sehnsucht dem Tage entgegen, an welchem die Heldenschar ihren Einzug in Worms halten würde.

Endlich kam die Stunde, in der König Gunther seinen Mannen entgegenziehen und sie im Triumph nach seinem Schlosse geleiten konnte. Nur sechzig Mann waren von den Seinen auf dem Schlachtfelde gefallen. Den beiden gefangenen Königen kam Gunther freundlich entgegen und sprach zu ihnen:

„Nicht als Feinde begrüß' ich euch! Ihr wolltet mir schaden, aber meine Freunde haben das Unheil von mir abgewandt. Wenn ihr mir gelobt, daß ihr nicht heimlich aus meinem Lande entweichen wollt, sollt ihr frei umhergehen dürfen und nicht als Gefangene gehalten werden."

Von der Milde des Siegers tiefgerührt, leisteten die beiden Könige das verlangte Versprechen und wurden dann nach den für

sie bestimmten Herbergen geführt, wo sie wie fürstliche Gäste verpflegt wurden.

Gunther sorgte dafür, daß die heimgekehrten Krieger bewirtet und die Verwundeten sorgsam gepflegt wurden. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn seine Lehnsmannen, die ihm Heeresgefolge geleistet hatten, noch eine Zeitlang als Gäste an seinem Hofe geblieben wären. Auf ihren Wunsch entließ er sie aber doch in ihre Heimat, nachdem er sie reich beschenkt und von ihnen das Versprechen empfangen hatte, daß sie nach sechs Wochen zu einem großen Hoffeste nach Worms zurückkehren wollten.

Auch Siegfried bat um Urlaub, da er sich vorgenommen hatte, nun sein väterliches Erbe, das Niederland, zurückzuerobern. König Gunther bat aber so lange, bis Siegfried sich entschloß, noch einige Zeit in Worms zu bleiben und das angekündigte Hoffest mitzufeiern.

Durch diese Zusage hocherfreut, begann Gunther mit verdoppeltem Eifer seine Vorbereitungen zu dem Feste zu treffen.

---

5. Wie Siegfried Kriemhild zuerst ersah

Zur festgesetzten Zeit strömten nun die Helden alle herbei, um an dem Hofgelage am Rheine teilzunehmen. Gegen fünftausend Ritter, darunter zweiunddreißig Fürsten, waren schließlich beisammen, und es war keine leichte Aufgabe für Gernot und Giselher, die Ankommenden alle zu begrüßen. Welch eine Pracht an goldgeschmückten Sätteln, an zierlichen Schilden und herrlichen Gewändern war da zu sehen! Nicht im rauhen Kriegsgewande, im kostbarsten Festschmucke kamen die stattlichen Recken zu Hofe.

Als König Gunther den Gedanken aussprach, ob nicht noch etwas geschehen könnte, um die Festfreude zu erhöhen, machte Ortwin von Metz den Vorschlag, daß auch die Frauen an dem Feste teilnehmen möchten. Er sprach:

„Was würde die edeln Helden mehr erfreuen, als die Gegenwart der herrlichen Frauen und Mägdlein, die euern Hof zieren? Allen voran ruft eure holde Schwester Kriemhild herbei!"

Gern war der König bereit, diesem Verlangen zu willfahren. Er sandte eiligst zu Frau Ute, seiner Mutter, und lud sie ein, mit ihrer Tochter und all ihren Frauen beim Feste zu erscheinen. So kamen denn Frau Ute und Kriemhild, geleitet von hundert Rittern und einem reichen Gefolge schöner, herrlich geschmückter Frauen, in den Festsaal herab. Da drängten sich die Helden alle herbei, um die schöne Königstochter, die noch nie bei einem Hoffeste erschienen war, in nächster Nähe zu sehen. Und lieblich wie das Morgenrot, das aus trüben Wolken hervortritt, erschien die wonnigliche Maid den Blicken der harrenden Menge. Der Glanz ihres mit Edelsteinen übersäten Kleides verblaßte vor dem rosigen Schein, der über ihrem holden Antlitz lag, und wie der lichte Vollmond den Glanz der Sterne erbleichen macht, so überstrahlte sie in ihrer Schönheit alle die Frauen, die mit ihr waren.

Voll aufrichtiger Bewunderung grüßten die Recken die Frauen, nur einer stand von ferne: Siegfried, der Held von Niederland. Als er Kriemhild erblickte, ward ihm so eigen ums Herz wie noch nie zuvor. Und zu sich selber sprach er:

„O, wie bist du so schön, du wonnigliche Maid! Ob es mir je gelingen würde, dich zu gewinnen? Wenn ich dich aber meiden sollte, so wäre das schlimmer als der Tod!"

In sehnsuchtsvolle Gedanken versunken, stand der edle Held, selbst in hehrer Schönheit prangend, wie eines Meisters Hand sie kaum so herrlich im Bilde entwerfen könnte.

Inzwischen sprach Gernot zu seinem Bruder Gunther:

„Jetzt hast du Gelegenheit, den treuesten dieser Helden, den edeln Siegfried, auszuzeichnen. Rufe ihn herbei, und laß ihn von Kriemhild, die noch nie einen Mann begrüßt hat, herzlich willkommen heißen. Du wirst sehen, dadurch verbindest du ihn uns noch mehr."

Gesagt, getan. Bald darauf stand Siegfried vor der hold errötenden Jungfrau und neigte sich vor ihr mit edlem Anstand.

Als er aber das Antlitz zu ihr erhob, begegnete sein Auge ihrem Blick und las darin so süße Mär, daß ihn ein Gefühl des Glücks durchschauerte, wie er es noch nie gekannt. Voller Seligkeit faßte er die Hand, die sie ihm reichte, und führte sie an seine Lippen. Da fing Kriemhild an zu sprechen und dankte ihm von Herzen für die Hilfe, die er den Burgunden in dem gefährlichen Kampfe geleistet hatte.

Begeistert rief Siegfried aus:

„Euch will ich dienen mein Leben lang! Und nicht eher will ich ruhen, bis alle eure Wünsche erfüllt sind. Alles will ich tun, um eure Liebe zu gewinnen!"

Noch lange sprachen die beiden miteinander, und dabei hielt leise und unsichtbar die Liebe ihren Einzug in die jungen Herzen.

Zwölf Tage währte das große Gelage, und während dieser Zeit sah man den Helden stets an Kriemhildens Seite, sobald die Jungfrau nur am Hofe erscheinen durfte.

Als das Fest zu Ende war und die Gäste sich zur Heimkehr rüsteten, verteilte Gunther noch eine Menge köstlicher Gaben an sie. Da kamen auch die beiden gefangenen Könige und baten, daß sie wieder heimreiten dürften; hohes Lösegeld boten sie dem Könige. Dieser begab sich zu Siegfried und sprach zu ihm:

„Was meinst du, soll ich sie ziehen lassen? Lüdegast und Lüdeger sehnen sich nach ihrer Heimat und bitten um Gnade. Auch wollen sie als Lösegeld so viel Gold zahlen, als fünfhundert Rosse zu tragen vermögen."

Siegfried aber sprach:

„Eines Königs nicht würdig wäre es, das Lösegeld anzunehmen. Wenn sie dir geloben, nie wieder die Hand gegen dich zu erheben, dann laß sie ziehen."

Wie froh waren die beiden Fürsten, als Gunther ihnen diesen Bescheid erteilte! Unter lebhaften Dankesbezeigungen gelobten sie ewigen Frieden und ritten dann fröhlich der Heimat zu.

Als die Mehrzahl der Gäste den Königshof verlassen hatte, begehrte auch Siegfried Urlaub, um nun die Fahrt nach dem Niederland anzutreten. Das gefiel den Burgunden wenig. Der

junge Giselher faßte den Helden treuherzig bei der Hand und sprach:

„Warum wollt ihr uns verlassen? Wir alle, der König und seine Mannen, und auch die schönen Frauen würden euch schwer vermissen. Bleibt doch bei uns!"

Nur zu gern ließ sich Siegfried bestimmen, noch länger in Worms zu bleiben. War ihm doch hier alltäglich Gelegenheit geboten, die holde Kriemhild von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

---

6. Wie Gunther und Siegfried nach Isenstein fuhren

Auf der fernen Burg Isenstein wohnte damals die Königin Brunhild. Schön und reich wie sie war, wurde sie viel begehrt. Aus aller Herren Ländern kamen Freier herbei, die sich um ihre Gunst bewarben. Um diese von sich fern zu halten, setzte sie als Bedingung für jeden Bewerber so schwere Wettkämpfe fest, daß keiner sie bestehen konnte. Zuerst warf sie mit dem Speere, dann schleuderte sie einen großen Stein und sprang diesem mit mächtigem Sprunge nach.

So viele es auch schon versucht hatten, die jungfräuliche Königin zu besiegen, noch keinem war es gelungen; ja, sie mußten alle ihren Wagemut mit dem Leben büßen.

Auch nach Worms drang die Kunde von der schönen und kraftvollen Königin, und da König Gunther den Wunsch hegte, seinem Lande eine Königin zu geben, so beschloß er, nach Isenstein zu ziehen und um Brunhild zu werben. Siegfried riet ihm aber lebhaft davon ab; denn er wisse genau, daß es ein schweres Stück sei, sie zu besiegen.

Als Gunther trotzdem auf seinem Willen beharrte, sprach Hagen zu ihm:

„Wenn Siegfried das weiß, so mag er euch doch begleiten und euch beistehen."

Da sprach Gunther bittend zu dem Helden aus Niederland:

„Hilfst du mir die ritterliche Maid gewinnen, so will ich dann auch für dich Leib und Leben wagen."

Schnell antwortete Siegfried:

„Gut, ich will es tun, wenn du mir deine Schwester Kriemhild zum Weibe gibst. Einen andern Lohn begehr' ich nicht!"

„Es sei!" rief Gunther erfreut. „Zieht Brunhild hier als Königin ein, so geb ich dir Kriemhild zum Weibe."

Nachdem sie sich das mit teuern Eiden zugeschworen hatten, begaben sie sich wohlgerüstet auf die Fahrt nach Isenstein. Gunther wäre am liebsten mit einem stattlichen Heere vor der stolzen Königin erschienen, Siegfried riet aber, daß nur Hagen und Dankwart sie begleiten sollten. In einem Kahne, in dem nur die vier Recken mit ihren Rossen Platz hatten, segelten sie den Rhein hinab. Siegfried hatte für alle Fälle die unsichtbar machende Tarnkappe mitgenommen, die ihm der Zwerg Alberich mitgegeben hatte.

Nach zwölftägiger Fahrt kamen die kühnen Degen glücklich in Isenland an. Gunther war erstaunt, als er das reiche, fruchtbare Land und die herrlichen Burgen erblickte.

„Das ist Brunhildens Land," antwortete Siegfried auf die Frage, wem dies Land gehöre. „Ehe wir aber landen, will ich euch um eins bitten: ich will hier nicht als Fürst, sondern nur als Gunthers Lehnsmann gelten, und ich bitte euch, daß ihr mich auch niemals anders anredet."

Sie versprachen es alle drei, und nun trieb Siegfried das Schifflein, das er während der ganzen Fahrt gesteuert hatte, dem Ufer zu. Bald landeten sie an einer seichten Stelle und zogen das Schifflein an das Land.

---

7. Wie Gunther Brunhild gewann

Von dem Königsschlosse aus hatte man das Herannahen des Schiffleins wohl bemerkt. Brunhilde, die mit ihren Edelfrauen am Fenster stand, sandte sogleich Botschaft hinunter, um zu er=

kunden, wer die Ankömmlinge seien. Da rief plötzlich eins der Edelfräulein:

„Vier Ritter sind dem Boote entstiegen, und täuscht mich mein Auge nicht, so ist der eine davon Siegfried, der Held aus dem Niederland!"

Spöttisch sprach darauf Brunhilde:

„Wenn der Held kommt, um um mich zu werben — ich fürchte nicht, daß er mich besiegt!"

Mit ihren Frauen ging sie dann den Ankommenden entgegen und wandte sich zuerst an Siegfried, ihn also anredend:

„Sei mir gegrüßt, du edler Fürst! Was führt dich zu mir?"

Siegfried aber neigte sich höflich vor ihr und sprach, auf Gunther zeigend:

„Ich komme im Geleite meines Herrn, des Königs Gunther von Worms, dessen Lehnsmann ich bin. Er will sich um deine Gunst bewerben und bittet, dich begrüßen zu dürfen."

Mit einer stolzen Wendung ihres Hauptes entgegnete da die Königin:

„Ich wußte nicht, daß ihr nur König Gunthers Lehnsmann seid, sonst hätte ich ihn zuerst begrüßt. Mög' er das verzeihen! Will er die Spiele bestehen und besiegt er mich darin, dann will ich sein Weib werden. Gewinne ich jedoch, dann seid ihr alle verloren."

Nun ließ sie alles für die Wettspiele vorbereiten und befahl, daß ihre Streitrüstung, ein seidenes Waffenhemd mit goldenem Panzer darüber, dazu ein strahlender Helm und ein mächtiger Schild, herbeigebracht werde.

Hagen und sein Bruder Dankwart schauten nicht ohne Bangen auf all diese Zurüstungen, Siegfried aber flüsterte Gunther zu:

„Sei unbesorgt! Mit meiner List steh' ich dir bei!"

Und ohne daß es jemand bemerkte, eilte er zu seinem Schiffe hinab und holte die in einem Winkel geborgene Tarnkappe hervor. Rasch setzte er sie auf sein Haupt und kehrte dann nach dem Kampfplatze zurück. Von keines Menschen Auge gesehen,

trat er hinter den König Gunther, der sich eben rüstete, den Kampfplatz zu betreten.

Drei Mannen der Königin brachten zunächst einen mächtigen Speer mit scharf geschliffener Spitze und zwölf andre einen ungeheuern Stein herbeigeschleppt. Brunhild ergriff mit der einen Hand ihren starken, eisenbeschlagenen Schild, mit der andern aber den Speer und warf ihn mit einer unbeschreiblichen Gewalt nach Gunther.

Dieser wäre verloren gewesen, wenn nicht Siegfried sich hinter ihm aufgestellt und den Schild schützend vor ihn gehalten hätte. Wohl splitterte der Speer tief in Gunthers Schild hinein, daß die Funken nur so sprühten und die beiden Helden zu Falle kamen. Siegfried aber sprang schnell wieder auf die Füße, riß Gunther in die Höhe und nahm nun Brunhildens Speer von der Erde auf, indem er leise dem König zurief, daß er den Spieß erfassen und die Bewegung des Werfens machen sollte. In Wirklichkeit warf aber Siegfried den Speer und zwar mit solcher Kraft, daß Brunhildens Schild laut erdröhnte, sie selbst aber zu Boden stürzte.

Das versetzte die edle Jungfrau in nicht geringen Zorn. Rasch sprang sie auf, faßte den riesigen Stein und warf ihn in großem Bogen zwölf Klafter weit. Aber nicht genug: sie selbst sprang nach dem Wurfe so weit, daß sie den Stein noch ein gut Stück überholte.

Gunther, von dem unsichtbaren Siegfried geleitet, schritt nun zu der Stelle hin, wo der Stein lag, faßte ihn, als ob er ihn wägen wollte, und holte dann zu dem Wurfe aus. Natürlich war es in Wirklichkeit wieder Siegfried, der den Wurf tat und dann, Gunther fassend und mit sich forttragend, hinter dem Steine hersprang, also, daß er noch ein großes Stück weiter gesprungen war als die streitbare Königin. Diese aber und ihre Mannen sahen nur Gunther und glaubten, daß er den Sieg errungen habe.

Wohl rötete der Zorn das Antlitz der jungfräulichen Königin, als sie sich besiegt sah, aber sie zögerte keinen Augenblick,

ihr Wort einzulösen. Sie ging auf Gunther zu, reichte ihm die Hand und befahl ihren Mannen, daß sie von nun an Gunther als ihren Herrn anzuerkennen und ihm in Treuen zu dienen hätten. Dann schritt sie an seiner Seite nach dem Festsaale zurück.

Siegfried war schlau genug gewesen, sich nach Beendigung des Kampfes sofort nach dem Schiff zu begeben und dort die Tarnkappe zu verbergen. Dann kehrte er wieder nach dem Saale zurück und sprach, als wüßte er gar nicht, was geschehen war:

„Nun, Herr König, wann beginnen die Spiele, die euch die Königin aufzugeben versprach?"

Da schaute ihn Brunhild erstaunt an und sprach:

„Wie ist es möglich, daß ihr nicht gesehen habt, wie Gunther mich besiegt?"

Schnell warf Hagen ein:

„Siegfried kann nichts davon wissen; denn er war unterdessen bei unserm Schiffe."

„Wie leid tut es mir, daß ich das versäumt habe!" sprach Siegfried bedauernd. „Es freut mich aber, daß endlich jemand sich eurer Kraft gewachsen gezeigt hat. Nun folgt uns schnell an den Rhein!"

Brunhild aber entgegnete:

„Gemach, ihr Herren! Das geht nicht so schnell. Erst will ich von meinen Untertanen Abschied nehmen."

Und sie ließ alle ihre Mannen und Lehnsleute zu sich entbieten, um ihnen Lebewohl zu sagen.

Von allen Seiten kamen sie herbeigeströmt, und bald füllte sich die Burg so mit bewaffneten Männern, daß Hagen voller Sorgen zu seinen Genossen sprach:

„Was soll das werden, wenn immer neue Scharen herbeiströmen? Wißt ihr, ob die Königin nichts Böses gegen uns im Schilde führt? Dann sind wir verloren."

„Das darf nicht sein!" sprach Siegfried. „Ich eile in mein Nibelungenland, und in wenigen Tagen bin ich mit tausend Recken hier zur Stelle. Der Königin sagt, ihr hättet mich mit einem Auftrag fortgeschickt."

Gern willigte Gunther ein. Siegfried eilte zum Strande hinab, wo er schleunigst in sein Schifflein sprang und von dannen ruderte.

---

8. Wie Siegfried nach den Nibelungen fuhr

Siegfried hatte, als er vom Lande abstieß, seine Tarnkappe aufgesetzt, so daß er den am Ufer Nachsehenden nicht sichtbar war. Sie sahen wohl, daß das Schifflein mit Gewalt vorwärts getrieben ward, sie glaubten aber, ein starker Wind treibe es.

Nach vierundzwanzig Stunden kam der junge Held glücklich an die Grenze seines Nibelungenreiches. Eiligst verließ er sein Schifflein, band es am Ufer fest und schritt dann auf das Tor seiner Burg zu, die am Ufer stand. Auf sein Klopfen steckte ein ungeschlachter Riese den Kopf zum Fenster heraus und fragte unwirsch:

„Wer lärmt denn so vor dem Tore?"

„Ich bin ein fahrender Rittersmann," antwortete Siegfried mit verstellter Stimme. „Mach' auf, sonst soll dir's traurig ergehen!"

Das verdroß den Pförtner, und er warf sich schnell in seine Rüstung, um den frechen Eindringling nachdrücklich fortzuweisen. Er hieb denn auch bald so mächtig auf den draußen Stehenden ein, daß dieser Mühe hatte, sich seiner Haut zu wehren. Im stillen freute sich Siegfried über den tapfern Wächter seines Besitztums und er beschloß, recht glimpflich mit ihm zu verfahren. Er schlug ihn nicht, sondern warf ihn nur zu Boden und band ihn an Händen und Füßen.

Von dem Lärm, der dabei entstand, war unter andern auch der Zwerg Alberich wach geworden, der im Innern des Berges den Nibelungenhort für Siegfried hütete. Er kam in voller Rüstung herbeigeeilt und stürzte sich voller Zorn auf den Fremden, der den Wächter so schnöde behandelt hatte. Alberich warf seine Keule mit solcher Wucht gegen Siegfrieds Schild, daß

dieser zerbrach. Siegfried aber, der den treuen Hüter seiner Schätze nicht totschlagen wollte, warf den Schild weg und steckte sein Schwert in die Scheide. Nur mit seinen starken Fäusten faßte er den Zwerg an, der nicht ahnte, daß er seinen eignen Herrn vor sich hatte. Als Siegfried ihn am Barte faßte, schrie er laut auf und bat um sein Leben. Jammernd rief er:

„Wenn ich mich nicht schon einem edeln Helden ergeben hätte, so möchte ich euch dienen bis an mein Ende!"

Statt aller Antwort band ihn Siegfried wie den Pförtner. Da rief der Zwerg:

„Wer seid ihr nur eigentlich?"

„Nun, ihr müßtet mich doch kennen!" rief Siegfried fröhlich aus. „Ich heiße Siegfried!"

Außer sich vor Freude schrie da der Zwerg:

„O ich Tor! — war ich denn blind? Schon an eurer Fäuste Kraft hätt' ich euch, meinen viellieben Herrn, erkennen müssen. Nun sagt, was euch hierher führt. Kann ich euch dienen?"

Siegfried sprach ihm nun sein Verlangen aus, und sogleich eilte Alberich umher, um die Ritter alle herbeizurufen. Bald waren so viele zur Stelle, daß Siegfried sich tausend der stattlichsten aussuchen konnte. Am andern Morgen segelte er mit ihnen nach Isenstein ab.

Brunhild stand am Fenster ihres Schlosses, als Siegfried mit seinen Nibelungenrecken angezogen kam. Erstaunt rief sie Gunther herbei und fragte ihn, ob er wisse, von wannen die stattliche Flotte komme.

Schlagfertig erwiderte Gunther:

„Das ist Siegfried, der mit meinen Mannen zurückkehrt, nach denen ich ihn ausgesandt habe. Ich ließ sie in der Nähe zurück und bitte euch nun, daß ihr sie freundlich begrüßen möchtet, wenn sie kommen, euch zu huldigen."

Brunhild tat, wie ihr der König geheißen. Alle, die sich vor ihr neigten, grüßte sie, nur Siegfried, den Helden von Niederland, schien sie nicht zu sehen.

Am andern Morgen begannen die Zurüstungen zur Abreise. Brunhild ließ noch reiche Gaben an ihre Untertanen austeilen, zwanzig große Schränke voll Gold und Seide nahm sie aber mit, um auch in Worms bei ihrer Ankunft Geschenke geben zu können. Zweitausend Recken gaben ihr das Geleite, und ihren Oheim setzte sie zum Verweser ihres Reiches ein.

Nachdem sie von ihrer Heimat wehmütigen Abschied genommen hatte, hüllte sie sich in einen prachtvollen, golddurchwirkten Mantel und bestieg das Schiff, das sie mit König Gunther nach Worms führen sollte. Sechsundachtzig edle Frauen folgten ihr dahin. In ihrem Lande aber war großes Herzeleid, daß die edle Königin von dannen ging auf Nimmerwiedersehen.

---

9. Wie Siegfried nach Worms vorausgesandt ward

Neun volle Tage waren sie schon gefahren, da sprach Hagen von Tronje zu seinem Herrn:

„Wird es nicht besser sein, wenn wir einen Boten nach Worms voraussenden?"

„Mir ist's recht," erwiderte Gunther. „Aber wer soll es sein?"

„Bittet Siegfried darum," schlug Hagen vor. „Um eurer Schwester willen wird er den Auftrag gern übernehmen."

Gunther ließ Siegfried zu sich rufen, doch dieser war nicht geneigt, die Botschaft zu überbringen, bis ihn Gunther um seiner Mutter und Schwester willen flehentlich darum bat. Endlich gab er nach. Mit vierundzwanzig Rittern verließ er das Schiff und begab sich mit ihnen auf den Weg nach Worms.

Dank ihrer schnellen Rosse langten sie bald in der alten Königsstadt an.

Als man ihn ohne den König ankommen sah, eilte Giselher mit dem Hofgesinde ihm betrübt entgegen. Auf traurige Kunde waren sie gefaßt. Wie staunten alle, als der edle Held vom Pferde sprang und Giselher entgegenrief:

„Wo ist deine Frau Mutter und Kriemhild, deine Schwester? Frohe Botschaft ist es, die ich ihnen bringe. Darum schnell, führe mich zu ihnen!"

„Wie geht es meinem Bruder Gunther?" fragte Giselher atemlos dazwischen.

„Ihm und Frau Brunhilden geht es gar wohl. Doch komm, alles sollst du hören, wenn ich vor den Frauen stehe."

Schön-Kriemhild hatte die Kunde von Siegfrieds Rückkehr schon vernommen und empfing ihn in freudigster Erregung.

„Willkommen, edler Held!" sprach sie. „Was für Kunde bringt ihr uns?"

„Mit herzlicher Liebe sendet euch König Gunther seine Grüße," antwortete Siegfried, sich artig neigend, „er und Frau Brunhild, die er gewonnen hat und nun in festlichem Zuge nach Worms geleitet."

Da herrschte großer Jubel in der alten Königsburg am Rhein, am meisten aber doch wohl bei Frau Ute und der schönen Kriemhild. Gern hätte diese dem Bringer der Freudenbotschaft besonders herzlich gedankt, aber sie wagte es nicht einmal, ihm die Hand zu reichen.

Mit großem Eifer begab sich nun das Hofgesinde an die festliche Ausschmückung der Burg. Auch die Lehnsleute Gunthers kamen in ihrem prächtigsten Waffenschmuck herbei, um den geliebten Gebieter zu begrüßen. Kriemhild befahl ihren Frauen, daß sie ihre kostbarsten Gewänder anlegen sollten, um mit ihr den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

Vorauseilende Boten brachten endlich die Nachricht, daß Gunthers Schiffe auf dem Rheine nahten. Sogleich begab sich alles nach dem Strome hinab, Kriemhild mit ihrem Hofstaate voran. Ein Schauspiel ohnegleichen begann sich nun zu entfalten: am Ufer die glänzende, in Gold und Edelsteinen strahlende Festversammlung und auf dem Strome die in den Strahlen der Sonne blinkenden Schiffe des heimkehrenden Königs.

Als Gunthers Boot ans Land gestoßen war, bot er Brunhilden gar ritterlich die Hand und führte sie der Schwester ent-

gegen. Diese aber war von dem Anblick der hehren jungfräulichen Königin so hingerissen, daß sie ihr mit offenen Armen entgegenging und, sie auf Mund und Wangen küssend, ihr herzlich zurief:

„Willkommen in Worms, Frau Brunhild! Meine Mutter und ich und alle, die zu uns gehören, sind euch in Treuen zugetan."

Von dieser herzlichen Begrüßung wohltuend berührt, erwiderte Brunhild das Entgegenkommen der holden Königstochter in gleicher Weise und schritt dann an ihrer Hand durch die Reihen der sich höflich neigenden Frauen und Ritter dem Burghofe zu, wo schon in buntgeschmückten Zelten das festliche Mahl gerüstet ward. Hand in Hand schritten sie eine Weile dort auf und ab, und wahrlich, einen herrlicheren Anblick konnte es für keines Menschen Auge geben, als diese beiden erhabenen, in Jugend und Schönheit prangenden Frauengestalten.

Siegfried war unterdessen zu Gunther getreten und sprach zu ihm:

„Weißt du, was du mir gelobt hast, wenn wir Frau Brunhild in dies Land als deine Gemahlin brächten?"

„Recht, daß du mich daran mahnst!" entgegnete Gunther. „Ich gehe, um mein Wort einzulösen."

Sofort begab er sich zu den Zelten, von wo er gar bald mit seiner Schwester Kriemhild zurückkam. Seine Mannen mußten nun um ihn und das junge Paar einen Kreis bilden, dann sprach er zu der Jungfrau:

„Liebe Schwester mein, willst du wohl einen Eid einlösen, den ich diesem Recken schwur, ehe wir nach Isenland zogen? Ich versprach ihm deine Hand; willst du sie ihm geben?"

Wie in Purpurglut getaucht erschien da das Antlitz der holden Maid. Nichts Lieberes konnte ihr ja geschehen, als daß sie diesem Manne, den sie geliebt, seit sie ihn zum ersten Male erblickt, zum Weibe gegeben wurde. Als daher Siegfried sich vor ihr neigte, reichte sie ihm ihre Hand und ließ es geschehen, daß er sie in der Freude seines Herzens in seine Arme schloß und sie vor

all den Mannen als sein trautes Ehegemahl begrüßte und herzlich küßte.

Königin Brunhild hatte von all diesen Vorgängen nichts gesehen, weil sie sich in das Innere der Burg begeben hatte. Als sie bald darauf von ihrem Gemahl zu der Festtafel geleitet wurde, nahm sie stillschweigend und ohne aufzuschauen an seiner Seite Platz. Dem Königspaare gegenüber nahmen die Neuvermählten, Siegfried und Kriemhild, den Ehrenplatz ein.

Da hob plötzlich Brunhild ihre Augen auf, um sich in dem Saale umzuschauen. Wie ward ihr aber, als sie gegenüber Siegfried in trautestem Gespräch mit Kriemhild erblickte! Alles Blut wich aus ihrem Antlitz, und ohne daß sie wußte, wie ihr geschah, rannen ihr heiße Tränen über die Wangen herab.

Gunther erschrak nicht wenig, als er Brunhild weinen sah. Liebevoll sprach er zu ihr:

„Was betrübt dich so, o liebe Frau? Ich dachte, du solltest heiter sein; denn all meine Lande und alle die edlen Ritter hier sind dir nun untertan.“

„Meine Tränen fließen um deiner holden Schwester willen!“ erwiderte ihm die Königin. „Seh' ich sie nicht dort neben einem deiner Lehnsmänner sitzen? Ich kann nicht aufhören zu weinen, wenn ich sehe, daß eine Königstochter so erniedrigt wird!“

Gunther wußte nicht gleich, was er darauf erwidern sollte. Nicht ohne Verlegenheit sagte er:

„Laß das jetzt gut sein. Ein andermal will ich dir erklären, warum ich meine Schwester dem Siegfried gegeben habe. Er ist ein Königssohn wie ich und hat Burgen und ein großes, schönes Land wie ich. Darum darf Kriemhild in Ehren sein Weib sein.“

Brunhild hörte wohl, was Gunther zu ihr sprach, sie ward aber nicht fröhlicher dadurch. Still und niedergeschlagen saß sie da, bis die Tafel ein Ende nahm und die beiden Paare von ihren Hofstaaten nach ihren Gemächern geleitet wurden.

---

10. Wie Siegfried Brunhildens Stärke brach

Am andern Morgen sahen sich die Festgenossen in der Halle der Burg wieder. Siegfried mit seiner anmutigen, vor Glück strahlenden Gemahlin war zuerst erschienen. Als König Gunther mit Brunhild den Saal betrat, schritten Siegfried und Kriemhild ihnen freudig entgegen. Brunhild hatte aber keinen Gruß für die junge Frau, und Gunther, dessen Antlitz von Scham und Groll entstellt schien, sah zu dem Freunde nicht einmal auf.

Stumm, ohne jedes muntere Gespräch, ward der Morgenimbiß eingenommen. Als man sich aber dann erhob, vermochte Siegfried seine Ungeduld nicht mehr zu bemeistern. Er trat zu Gunther heran und sprach leise zu ihm:

„Sag, Gunther, was ist dir geschehen?“

Der König wollte erst nicht mit der Sprache heraus, endlich flüsterte er dem Freunde zu:

„Schimpf und Schande ist mir geschehen! Als ich gestern abend, nachdem uns die Dienerschaft verlassen hatte, Brunhilden Gutenacht sagen wollte, da wehrte sie meinem Kuß voller Zorn und warf mich zu Boden, daß mir Hören und Sehen verging. Ehe ich mich rühren konnte, hatte sie mich an Händen und Füßen gebunden und hing mich an einem Haken an der Wand auf. Erst am Morgen, nachdem ich gelobt hatte, nie wieder einen Kuß zu begehren, hat sie mich aus dieser schmachvollen Lage befreit. Hätte ich das fürchterliche Weib doch nie gesehen! Befreie mich von ihr, wenn du mein Freund sein willst!“

Siegfried war von dieser Kunde tief betrübt. Sogleich kam ihm aber auch der Gedanke, wie Gunther zu helfen sei. Leise sprach er:

„Schlimm ist das, was du mir erzählst. Aber willst du denn so schnell und so schimpflich nachgeben? Du weißt, dreimal habe ich Brunhild schon besiegt, so wird es mir auch diesmal gelingen. In meiner Tarnkappe folg' ich euch ungesehen in eure Gemächer — das Weitere überlaß mir!“

Wie er's geplant, so geschah's. Lautlos folgte Siegfried, für jedermann unsichtbar, dem Königspaar in seine Gemächer, und als Brunhild dasselbe Spiel wie tags zuvor beginnen wollte, da faßte Siegfried sie um den Leib und rang so mächtig mit ihr, daß ihr schließlich nichts andres übrig blieb, als um Gnade zu bitten und ihrem Gemahl Gehorsam zu geloben. Schnell trat Gunther an Siegfrieds Stelle, dieser aber entschlüpfte unbemerkt, nachdem er noch einen Ring und den Gürtel der Königin an sich genommen hatte.

Die Hochzeitsfestlichkeiten dauerten nicht weniger als vierzehn Tage. Als sie beendet waren, beurlaubte sich Siegfried am Burgundenhofe und zog, von Kriemhild und seinen Mannen begleitet, den Rhein hinab, um das Land seiner Väter in Besitz zu nehmen. Er brauchte keinen Schwertstreich deshalb zu tun; denn als die Leute im Niederland hörten, daß Siegmunds und Sieglindens Sohn, der herrliche Siegfried, gekommen sei, um den Thron seiner Väter einzunehmen, da kamen sie ihm alle freudig entgegen und erkannten ihn als ihren Herrn und König an.

In ungetrübtem Glücke lebte er nun mit seinem teuern Ehegemahl auf der alten, hochgebauten Burg Xanten am Rheine, wo seine Väter einst geherrscht hatten.

---

11. Wie Gunther Siegfried zum Hofgelage lud

So glücklich Siegfried in der Liebe zu seinem schönen Weibe war, so wenig vergaß er dabei seine Pflichten als König und Herr. Er befestigte die Grenzen seines Reiches und förderte das Wohl seiner Untertanen, so daß sie ihn liebten und ehrten, wie es wohl nur selten einem Fürsten beschieden gewesen ist. Sein Ehegemahl waltete an seiner Seite mit gleicher Emsigkeit und war dem Volke nicht bloß als Gattin und Hausfrau, sondern überhaupt in allem, was man als Tugenden eines Weibes preist, ein Vorbild.

So lebten sie eine Reihe von Jahren glücklich und in Frieden. Da kam plötzlich von Worms her eine Botschaft, die alles am Hofe in lebhafte Aufregung versetzte.

König Gunther sandte eine stattliche Ritterschar mit dem Markgrafen Gere an der Spitze und ließ Siegfried samt seiner Gemahlin zu einem Besuche in Worms einladen.

Gunthers Ehe mit Brunhild war nicht so glücklich wie die Siegfrieds. Brunhild lebte zwar in Treue und Gehorsam ihren Pflichten, aber aus ihrem Wesen schien jede Spur von Fröhlichkeit getilgt zu sein. Ernst und gemessen ging sie einher, und niemand von ihrer Umgebung ließ sie ahnen, was in ihrem Herzen lebte.

Zweierlei war es, was die stolze Königin nicht verwinden konnte. Einmal, daß wirklich ein Mann es vermocht hatte, sie, die wegen ihrer Riesenstärke für unüberwindlich Gehaltene, zu besiegen; zum andern aber, daß Siegfried die Schwester ihres Mannes zum Weibe erhalten hatte, obgleich er nach Gunthers Aussage nur dessen Lehnsmann war. Freilich nannte ihn Gunther „einen Königssohn, der ihm an Ansehen gleich und darum Kriemhilden ebenbürtig sei". Wer erklärte diese Widersprüche?

Brunhild entsann sich genau, daß ihr Gatte erst um eine Ausrede verlegen gewesen war, als sie ihn an ihrem Hochzeitstage in bezug auf Siegfried zur Rede gestellt hatte. Er hatte ihr damals gesagt, daß er ihr schon das Weitere mitteilen werde. Dies geschah aber nicht, so oft Brunhild auch darauf hingedeutet hatte, und so kam sie zu der Überzeugung, daß hier ein Geheimnis obwalte, an dessen Aufrechterhaltung Gunther viel gelegen sei.

Diesem Gedanken hing die Königin so eifrig nach, daß sie schließlich keinen sehnlicheren Wunsch mehr hatte als den, dies Geheimnis zu ergründen und über Gunthers Beziehungen zu Siegfried volle Aufklärung zu gewinnen. Um diesen Zweck zu erreichen, kam sie auf den Gedanken, ein großes Fest zu veranstalten und Siegfried und Kriemhild dazu einzuladen.

Als sie Gunther diesen Plan mitteilte, schien er erst nicht sonderlich erbaut davon zu sein. Er sprach:

„Bedenke doch, wie weit sie von uns wohnen! Wie können wir verlangen, daß sie eines Festes und unsertwegen eine so weite Reise unternehmen sollen?“

Da entgegnete Brunhild hochmütig:

„Und wäre er noch so mächtig, du bist ja sein Herr, da muß er doch tun, was du ihm befiehlst.“

Gunther erwiderte nichts auf diese Rede; nur ein Lächeln kam ihn an, wenn er sich Siegfried, den edeln Helden, als seinen „Diener“ vorstellte. Brunhild aber deutete sich sein Schweigen günstig. Listig sprach sie weiter:

„Wenn du mich lieb hast, mein Gemahl, so machst du mir die Freude, deine Schwester und ihren Gemahl einzuladen. Ich denke so gern an die, ach! nur so kurze Zeit, da deine holde Schwester noch bei uns weilte. Soll ich die Freude, sie wiederzusehen, in diesem Leben nicht haben?“

Die Worte Brunhildens klangen so herzlich, daß sie ihren Eindruck auf Gunther nicht verfehlten. Er trug schwer an dem Bewußtsein, daß sein Weib sich an seiner Seite nicht so glücklich fühlte, wie er gehofft hatte, und daß sie infolgedessen nur zu oft in Traurigkeit versank. Sollte er da eine Gelegenheit, ihr Freude zu machen, unbenutzt vorübergehen lassen? Das durfte nicht sein. Deshalb gab er nach und sprach freundlich zu ihr:

„Dein Wille soll geschehen. Mir selber könnten ja liebere Gäste nicht erscheinen. Ich werde sogleich Boten absenden und sie einladen lassen.“

So war es geschehen, daß Markgraf Gere mit seinen Begleitern den weiten Ritt nach Xanten unternommen hatte.

Siegfried nahm die Botschaft freundlich auf und sagte, daß auch er und sein Weib die lieben Verwandten in Worms gern einmal wiedersehen würden. Ehe er sich aber zu der Reise entschließe, wolle er sich erst mit seinen Getreuen beraten.

Dies geschah. Da nun alle ihm rieten, die Einladung anzunehmen, so gab Siegfried den Boten den Bescheid, daß er sich alsbald mit Kriemhild aufmachen und am Hofe zu Worms erscheinen werde. Die Boten aber beschenkte er so reich mit Gold

und Edelsteinen und prachtvollen Gewändern, daß ihre Pferde Mühe hatten, all die Schätze mit sich fortzuführen.

So schnell sie konnten, eilten sie nach Worms zurück, um dorthin die willkommene Kunde zu bringen, daß die Gäste ihnen in kurzer Zeit folgen würden. Freudig kam Gunther ihnen entgegen und rief:

„Wie geht es meinem teuren Siegfried?“

„Bald werdet ihr ihn hier vor euch sehen!“ entgegnete Markgraf Gere.

Da fragte Brunhild voller Spannung:

„Und Kriemhild? Ist sie immer noch so schön?“

„Auch das werdet ihr bald selbst ersehen können, o Königin!“

Das Königspaar gab nun sofort die nötigen Befehle, um den Empfang der Gäste und das geplante Fest recht glanzvoll zu gestalten. Die Boten aber konnten sich nicht versagen, den daheimgebliebenen Genossen die kostbaren Geschenke zu zeigen, die sie von Siegfried erhalten hatten.

Da sprach Hagen von Tronje:

„Er kann leicht mit vollen Händen geben, da er den Hort der Nibelungen sein nennt. Hei! wenn der jemals in unser Land käme!“

Die Stunde nahte, da die erwarteten Gäste aus dem Niederland in Worms eintreffen sollten. Gunther war zu Brunhild gekommen und hatte in herzlichem Tone zu ihr gesprochen:

„Entsinnst du dich noch, wie meine Schwester dich begrüßte, als du in dies Land kamst? Ich wünschte, du empfingest sie nun ebenso freundlich, wie sie dich damals.“

„Das tu' ich gern,“ sprach Brunhild, „denn ich bin deiner Schwester von Herzen zugetan.“

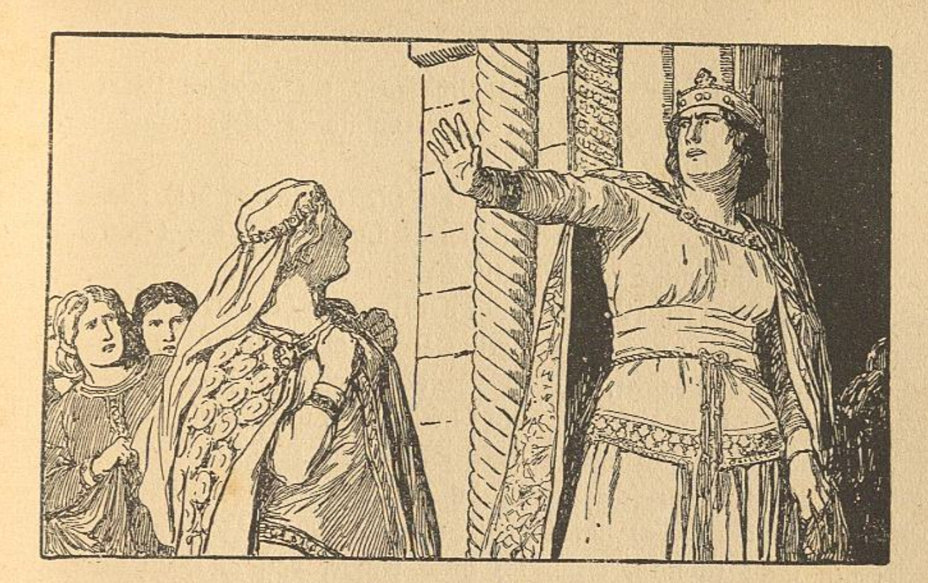
Sie befahl nun, daß man ihr von ihren Gewändern die köstlichsten herbeibringe und daß auch ihr Gefolge sich aufs schönste schmücke. Als die Kunde von dem Herannahen der Gäste ins Schloß gelangte, zogen sie alle hinab nach dem Rhein, wo sie die Erwarteten schon daher kommen sahen.

Nicht minder reich geschmückt wie die Burgunden erschien Siegfried mit seinen Helden. Das Funkeln der Edelsteine konnte schier die Augen blenden, so erglänzten die goldenen Panzer und Helme, so leuchteten die Schwerter und Schilde. Allen Glanz überstrahlte aber Siegfried selbst und seine noch immer in herrlichster Schönheit prangende Gemahlin Kriemhild.

Als die beiden festlichen Züge einander nahe kamen, stiegen alle von den Rossen und begrüßten sich aufs herzlichste. Nachdem besonders die Königinnen sich wiederholt umarmt und geküßt hatten, stieg man wieder zu Pferde und begab sich nun nach der Königsburg, wo das große Fest seinen Anfang nahm.

Wahrlich, solche Tage der Freude, wie sie nun für die Festgenossen anbrachen, hatte man am Burgundenhofe noch nie erlebt. Alles schwelgte in Wonne und Entzücken, und es schien, als könne nichts den Himmel dieser Glückseligkeit trüben

---



Der Streit der Königinnen

12. Wie die Königinnen sich schalten

Elf Tage hatten die Festlichkeiten am Königshofe zu Worms schon gewährt, da saßen die beiden Königinnen — es war um die Vesperzeit — einträchtiglich beisammen an einem Fenster des Festsaales und schauten hinab in den Burghof, wo die Ritter, Gunther und Siegfried unter ihnen, sich an allerhand Kampfspielen ergötzten. Kriemhildens Herz schlug höher, wenn sie sah, wie ihr Mann an Kraft und Schönheit alle überragte, und sie konnte sich nicht enthalten, dieser Freude Worte zu verleihen.

„Sieh doch, Brunhild," sprach sie, „wie ein geborener Fürst, dem alle Reiche der Welt untertan sein müßten, ist mein Siegfried anzuschauen."

Spöttisch entgegnete Brunhild:

„Ja, wenn weiter niemand auf der Welt wäre als du und er, dann dürfte er wohl alle Reiche sein eigen nennen; solange jedoch Gunther lebt, wird dies wohl ein frommer Wunsch bleiben."

Kriemhild war so in das Anschauen des geliebten Mannes versunken, daß sie den Spott in Brunhildens Rede ganz überhörte. Glückerfüllt sprach sie weiter:

„Wie er so herrlich vor all den Recken einhergeht! Strahlt er nicht vor ihnen wie der lichte Vollmond vor den Sternen? Wie glücklich mich das macht!"

Diese Rede reizte Brunhild nur noch mehr. Schnell entgegnete sie:

„Wie schön und herrlich dein Mann dir auch erscheinen mag, meinem edeln Gatten, deinem Bruder Gunther, kommt er doch nicht gleich; denn dieser hat nicht seinesgleichen unter allen Königen!"

Jetzt wurde Kriemhild aufmerksam und sprach:

„Da irrst du sehr, wenn du glaubst, daß mein Mann an Ruhm und Ansehen hinter Gunther zurücksteht. Ich würde mich dessen nicht rühmen, wenn ich nicht wüßte, daß es wahr ist."

Mit zornbebenden Lippen entgegnete Brunhild:

„Nimm mir das nicht übel, aber Siegfried ist und bleibt doch immer Gunthers Lehnsmann; so hat er mir selbst gesagt, als er kam, um mit Gunther um mich zu werben."

„Einem Lehnsmann hätten meine Brüder mich schwerlich zum Weibe gegeben!" rief da Kriemhild stolz. Sie faßte sich aber schnell und sprach weiter: „Doch wozu den Streit! Tu mir die Liebe und laß uns von etwas anderm reden."

In Brunhildens Brust war aber all der Kummer wieder erwacht, den sie zu jener Zeit empfunden hatte, als sie Gunthers Weib geworden war und es lernen mußte, sich dem Willen ihres Mannes unterzuordnen. Sie mußte dem schmerzlichen Gefühle, das sie beengte, Ausdruck verleihen; deshalb sprach sie heftig:

„Nein — die Sache muß einmal zur Sprache kommen. Ich werde doch nicht auf die Dienste eines solchen Ritters ohne weiteres verzichten."

Jetzt ward es auch der sanften Kriemhild zuviel. Erregt rief sie:

„Siegfried wäre verpflichtet, dir Dienste zu leisten? Da irrst du dich gewaltig! Er ist erhabener und hochgestellter als mein Bruder Gunther. Und sage doch selbst: wenn er euer Dienstmann ist, warum hat er euch noch nie einen Heller Zins gezahlt?"

„Überhebe dich nicht," entgegnete Brunhild, „wir wollen doch sehen, wem man größere Ehre erweist, dir oder mir!"

„Ja, das sollst du sehen!" kam es erregt von Kriemhildens Lippen. „Du hast meinen Mann deinen Untertan genannt. Heute noch sollst du erkennen und vor deinen und seinen Mannen will ich's beweisen, daß er mehr wert ist als dein Gatte und daß ich mit meinem Gesinde vor dir zur Kirche gehen darf. Ich bin eine Königstochter wie du und trage meine Krone mit nicht minderem Rechte wie du."

Diese Rede entfachte den Zorn Brunhildens nur noch mehr. Sich erhebend, rief sie Kriemhild zu:

„Wenn du mir nicht untertan sein willst, so darfst du dich auch mit deinen Frauen nicht meinem Zuge anschließen, wenn wir zum Münster gehen."

„Das will ich auch gar nicht!" rief Kriemhild und verließ, das Haupt stolz erhoben, den Saal, um in ihre Gemächer zurückzukehren. Hier befahl sie ihren Frauen, daß sie ihre köstlichsten Gewänder und für den Gang zur Kirche all ihren Schmuck anlegen sollten, damit sie vor Brunhildens Gefolge nicht zurückstünden. Kriemhild selbst legte ihren prachtvollsten Königsschmuck an.

Von Siegfrieds Mannen geleitet, begab sie sich dann mit ihrem Gefolge nach dem Münster.

Die Leute wunderten sich, daß Kriemhild allein zur Kirche ging und nicht wie sonst in Gemeinschaft mit Brunhild. Das hatte sicher nichts Gutes zu bedeuten.

Gunthers Gemahlin war inzwischen auch nicht untätig geblieben. Sie hatte sich samt ihren Frauen gleichfalls in Glanz geworfen und mit ihnen so schnell zur Kirche begeben, daß sie schon vor dem Eingang auf der Freitreppe stand, als Kriemhild mit ihrem Gefolge daselbst anlangte.

Es war ein herrlicher Anblick, diese schönen, in die prächtigsten Gewänder gehüllten Frauen, umgeben von einer im Glanze der goldgeschmückten Rüstungen strahlenden, stattlichen Ritterschar. Und doch lag eine unheimliche Schwüle über der Versammlung, wie

sie vor einem ausbrechenden Ungewitter auf den Fluren der Gotteswelt zu lagern pflegt.

Festen Schrittes stieg Kriemhild die Stufen der Treppe hinan und wollte an Brunhild vorüber in das Innere des Münsters schreiten. Doch als ihr Fuß die oberste Stufe betrat, stand Brunhild plötzlich dicht vor ihr und rief, die Hand gebieterisch erhebend, laut in verachtungsvollem Tone:

„Keinen Schritt weiter! Die Magd darf nicht vor dem Weibe des Königs zur Kirche eingehen."

Ein Schaudern ging durch die Versammlung, als diese Worte ertönten. Kriemhild aber, nun auch von wildem Zorn erfaßt, schleuderte der Königin die Worte zu:

„Um deiner selbst willen hättest du schweigen sollen! Eines Königs Weib nennst du dich, aber nicht Gunther, sondern sein „Lehnsmann" Siegfried ist es gewesen, der dich besiegt und dir Gehorsam beigebracht hat."

Brunhild erbleichte.

„Von wem sprichst du?" stammelte sie.

„Nun, von wem anders als von dir? Siegfried, mein geliebter Mann, war es, der dich bezwungen hat! Es war doch eitel List! Hast du Kluge sie nicht durchschaut?"

Wie vernichtet stand jetzt Brunhild. Sie war so entsetzt über das, was sie eben vernommen hatte, daß ihr die Sprache versagte. Endlich kam es von ihren Lippen:

„Das will ich doch Gunthern sagen — er soll mir Rede stehen!"

Und heiße Tränen stürzten aus ihren Augen.

Kriemhild war indessen mit ihrem Gesinde durch das Tor in die Kirche geschritten und nahm in den vordersten Reihen Platz. Brunhild entschloß sich endlich, ihr zu folgen, aber in ihrem Herzen tobte solch ein Sturm von Leidenschaften, daß keine Andacht für den Gottesdienst in ihr aufkommen konnte. Ihre Tränen flossen noch immer, und ihr gekränkter Stolz sann auf Mittel und Wege, um Kriemhild zu demütigen. Noch ehe der Gottesdienst zu Ende war, begab sie sich mit ihrem Gefolge wieder vor den Eingang hinaus, um Kriemhild zu erwarten.

„Ich muß sie zwingen, mir alles zu sagen, was sie weiß, und wehe ihrem Manne, wenn es wahr ist, was sie gesagt hat!"

So sprach die stolze Königin vor sich hin. Da kam Kriemhild hoheitsvoll durch das Portal des Münsters geschritten. Sogleich trat Brunhild ihr entgegen und sprach:

„Halt ein, Kriemhild! Du hast mich mit kränkenden Worten schwer beleidigt. Wie willst du beweisen, was du gesagt hast?"

„Warum hältst du mich auf?" entgegnete Kriemhild. „Wenn du meinen Worten nicht glaubst, so sieh hier diesen Goldreif. Den schenkte mir Siegfried, nachdem er dich überwunden hatte!"

Tödlicher Schrecken erfaßte Brunhild, als sie den Ring erblickte. Sie erkannte ihn wohl, er war einst ihr Eigentum. Zornig rief sie aus:

„Den Ring kenn' ich allerdings. Er ist mir vor Jahren gestohlen worden. Nun weiß ich, wer der Dieb gewesen ist!"

Tief beleidigt erwiderte Kriemhild:

„Ich bin der Dieb nicht gewesen; um deiner Ehre willen hättest du schweigen sollen! Nun will ich dir aber auch das zweite Pfand zeigen, das ich besitze. Der Gürtel, den ich hier trage, ist er dir bekannt? Auch ihn brachte mir Siegfried. Willst du jetzt noch sagen, daß ich gelogen habe?"

Und sie löste den Gürtel, den sie um ihre Hüften geschlungen hatte, und hielt ihn dicht vor Brunhildens Augen. Da begann diese heftig zu schluchzen; denn auch der Gürtel war einst ihr Eigentum gewesen. Mit bebender Stimme rief sie ihren Mannen zu:

„Holt mir den König herbei; er soll mir sagen, ob seine Schwester mich ungestraft so schmähen darf!"

Gunther kam auf Brunhildens Ruf sogleich herbeigeeilt und war nicht wenig erschrocken, als er sein Weib in Tränen fand.

„Was fehlt dir, traute Herrin?" sprach er liebevoll zu ihr. „Wer hat dir etwas zuleide getan?"

„Deine Schwester ist es, sie beraubt mich aller Ehre. Denke dir, sie spricht, nicht du, sondern Siegfried sei es gewesen, der um mich geworben und meine Stärke gebrochen habe!"

„Das ist nicht recht von ihr!“ rief Gunther entrüstet aus. Brunhild aber fuhr in ihrer Erregung fort:

„Sie trägt hier meinen Gürtel und den Ring, den ich vor langer Zeit verloren habe. Beides hat sie von Siegfried geschenkt erhalten, der es mir genommen haben will, als er mich überwunden. Ich muß den Tag verfluchen, an dem ich geboren bin, wenn du mich nicht vor der Schande bewahrst, die sie mir antut.“

Gunther wandte sich rasch entschlossen zu seinen Mannen und sprach:

„Ruft mir Siegfried her, damit er hier vor mir wiederhole, was er gesagt hat.“

Als Siegfried bald darauf erschien, war er sehr erstaunt, die Königin in Tränen und ihren Gemahl voller Unmut zu finden. Teilnehmend sprach er:

„Was ist geschehen, daß diese Frauen weinen und du nach mir gesandt hast?“

Gunther antwortete darauf:

„Großes Herzeleid fand ich hier. Mein Weib sagte mir, du habest dich gerühmt, daß du eigentlich ihr Gatte sein müßtest; denn du habest sie im Kampfe besiegt und dadurch zum Weibe errungen. So hat Kriemhild ihr berichtet. Hast du dich dessen gerühmt?“

„Mit solcher Rede habe ich mich nie gebrüstet,“ sprach Siegfried ernst, „und hat Kriemhild das gesagt, so werde ich sie deshalb zur Rede stellen. Wenn du willst, schwör' ich dir mit heiligen Eiden vor deinem Heere, daß solche Worte nicht über meine Lippen gekommen sind.“

Gunther aber wehrte ihm mit den Worten:

„Für deine Rede bedarf es des Schwures nicht. Ich glaube es dir, daß du solches nie gesprochen hast, und spreche dich frei von dem Verdacht, in welchen du durch Kriemhildens Worte gekommen bist.“

Siegfried erwiderte darauf:

„Laß es nun genug sein der zornigen Reden! Hat Kriemhild dein Weib betrübt, so ist mir das recht leid. Ich werde dafür

sorgen, daß das nicht wieder geschieht; denn ich schäme mich ihres Übermutes. Verbiete aber auch du deinem Weibe, Streit anzufangen. Es ist immer besser, man zieht die Frauen so, daß sie vorlaute Reden unterlassen.“

Gar viele Frauen sind schon durch voreilige Worte und Gezänk entzweit worden, aber wohl noch niemals hatte das so üble Folgen als hier, wo sich zwei Königinnen schalten.

---

13. Wie Siegfried verraten ward

Brunhild ward seit dieser Zeit von solcher Traurigkeit beherrscht, daß sie ihr Gemach nicht mehr verließ und nur dem einen Gedanken nachhing, wie sie sich an Siegfried rächen könnte; denn daß Kriemhild wahr gesprochen hatte, konnte sie nicht länger bezweifeln. Siegfried log ja nicht, wenn er sagte, daß er sich vor ihr dieser Dinge nicht gerühmt hatte; vor Kriemhilden mußte er es aber getan haben, woher sollte sie es sonst wissen? Daß Kriemhild nicht wahr gesprochen habe, hatte er mit keinem Worte gesagt. Also war diese im Rechte, sie zu höhnen! Von neuem flossen ihre Tränen, wenn sie bis zu diesem Gedanken kam.

So fand sie andern Tages Hagen von Tronje. Teilnehmend fragte er, was ihr fehle. Da teilte sie ihm unter den lautesten Klagen ihren Kummer mit.

Hagen, der vom ersten Tage an einen Groll gegen Siegfried gefaßt hatte, war sogleich bereit, die Königin an dem kühnen Recken zu rächen, uud er schwur ihr, daß er nie wieder fröhlich sein wollte, wenn er nicht an Kriemhildens Mann blutige Rache nehme.

Als die beiden noch miteinander sprachen, traten Gunthers Brüder, Gernot und Giselher, sowie Herr Ortwin von Metz ins Gemach. Sie stimmten, nachdem Hagen sie ins Geheimnis gezogen hatte, dafür, daß Siegfried zur Sühne des Geschehenen sterben müsse. Nur der junge Giselher sprach:

„Ihr guten Recken, warum tut ihr das? Siegfried verdiente niemals solchen Haß, daß er wegen einer so geringen Ursache sein Leben verlieren sollte. Was geht uns der Weiberzank an?"

„Sollen wir den fremden Vogel in unserm Neste sich breit machen lassen?" entgegnete der finstre Hagen. „Das brächte uns keine Ehre! Und ich ertrag' es nicht, daß er unsre liebe Herrin so schwer beleidigt hat!"

Da ermannte sich Gunther und sprach:

„Siegfried ist uns immer treu gewesen und hat uns nichts als Liebes und Gutes getan; warum sollten wir ihm nach dem Leben trachten?"

Auf dieses Wort des Königs schwiegen zwar die andern, Hagen aber nahm sich vor, nicht zu ruhen, bis er sein Wort voll eingelöst haben werde. Tag für Tag brachte er vor Gunther die Rede darauf, daß, wenn Siegfried nicht mehr lebte, Gunther der mächtigste aller Könige sein könnte; denn Siegfrieds Erbe, das Nibelungenreich und Niederland, würden ihm dann von selber zufallen.

Anfangs wies Gunther diese Reden entrüstet zurück. Sein Herz hätte aber nicht so schwach sein müssen, wie es nun einmal war, wenn es solchen verlockenden Reden gegenüber auf die Dauer unempfindlich bleiben sollte.

Als Hagen ihm wieder einmal von dem Gewinn sprach, der ihm aus Siegfrieds Tod erwachsen würde, sprach Gunther:

„Gib doch deinen mörderischen Zorn auf! Siegfried ist uns nur zum Heile geboren. Und übrigens ist es ganz unnütz auf sein Verderben zu sinnen; denn wenn er etwas davon merkt, dann seid ihr verloren. Gegen seine Stärke kommt ihr alle nicht auf!"

„Das wollen wir doch sehen!" sprach Hagen mit höhnischem Grinsen. „Es muß freilich alles sehr vorsichtig und heimlich ins Werk gesetzt werden; aber verlaßt euch darauf: wenn Hagen von Tronje Rache schwört, dann vollführt er sie auch!"

„Wie soll es denn geschehen?" fragte Gunther hierauf.

„Das will ich euch sagen!" entgegnete Hagen. „Wir lassen Männer, die hier niemand kennt, als Boten an euern Hof kommen

und euch Krieg ansagen. Darauf gebt ihr Befehl, eure Mannen zur Heerfahrt aufzurufen. Siegfried — ich müßte ihn nicht kennen! — wird sofort dabei sein, euch zu helfen. Ihr nehmt das natürlich an, und ich werde Kriemhild ausforschen, damit ich erfahre, wo er verwundbar ist."

Wie Hagen es ausgesonnen hatte, so geschah es. Nach einigen Tagen kamen zweiunddreißig Männer an den Hof geritten und kündigten an, die Herzöge der Dänen und Sachsen wollten sich nicht länger Gunthers Herrschaft beugen und kämen mit ihrer Heeresmacht, um Rache zu nehmen für die Niederlage, die Siegfried ihnen einst bereitet habe.

Gunther zog sich, als er diese Botschaft vernommen hatte, mit seinen Getreuen in den Saal der Burg zurück und hielt mit ihnen scheinbar die ernstesten Beratungen.

Es währte nicht lange, so trat Siegfried ein, um den König zu suchen. Als er den König ernst und sorgenvoll fand, sprach er:

„Was ist geschehen, daß du traurig bist? Tat dir jemand etwas zuleide, so sage es, daß ich ihn dafür strafe."

Gunther sprach seufzend:

„Wohl hab' ich schweres Herzeleid. Lüdegast und Lüdeger sagen mir von neuem Krieg an."

„Das soll ihnen übel bekommen!" rief Siegfried aus. „Diesmal schlage ich sie nicht bloß aufs Haupt, ich lasse nicht eher ab, bis ich ihr eigenes Land und ihre Burgen verwüstet habe. Darauf verlaß dich, Gunther! Du brauchst gar nicht mit in den Krieg zu ziehen. Bleibe du mit deinen Mannen hier und schirme dein Land. Ich und meine Leute werden allein mit ihnen fertig."

„Ich danke dir von Herzen!" sprach Gunther und reichte dem edelmütigen Freunde die Hand. Sein Herz war aber von Hagens Tücke schon so angesteckt, daß er sich seiner Untreue und Falschheit nicht einmal mehr schämte.

Siegfried befahl nun seinen Recken, sich zu dem Feldzug zu rüsten. Auch von Gunthers Lehnsmannen schlossen sich ihm viele an, darunter Hagen von Tronje und andere Helden.

Ehe sie abzogen, begab sich Hagen noch einmal zu Kriemhild, um sich, wie er sagte, zu verabschieden.

Herzlich kam ihm die Holde entgegen und sprach:

„Wie stolz bin ich, daß ich zum Gatten den Mann gewonnen habe, der meine Verwandten so beschützen kann, wie Siegfried es mit seinen Recken tut. Darum sorge ich mich nicht um den Ausgang des Kampfes. — Doch eine Bitte hab' ich an euch, Freund Hagen. Ihr wißt, ich hab' euch nie gekränkt und bin euch gefällig gewesen, wo ich konnte. Laßt das meinem Manne zugute kommen und ihm nicht entgelten, was ich Brunhilden getan habe. Ich habe das schon oft bereut und bin auch von meinem Mann gar hart dafür gestraft worden, daß ich mich vom Zorn so hinreißen ließ."

Mit scheinheiliger Miene entgegnete Hagen:

„Nehmt das doch nicht so schwer, Frau Kriemhild! Wie lange wird es währen, da versöhnt ihr euch wieder, und alles ist vergessen. Teure Herrin, sagt mir jetzt lieber, wie ich euch dienen kann bei Siegfried, euerm Herrn. Ich werde glücklich sein, wenn ich euch meine Ergebenheit beweisen kann."

„Mein Siegfried ist so stark, daß ich ohne Sorge um ihn sein könnte," sagte Kriemhild, „wenn er sich nicht manchmal von seinem Übermut hinreißen ließe und allzu tollkühn sich in das Kampfgetümmel stürzte."

„Wenn ihr fürchtet, daß er verwundet werden könnte," sprach Hagen besorgt, „so sagt mir doch, wie ich dem begegnen kann. Ich will ihm dann nicht von der Seite weichen, um ihn zu beschützen."

Kriemhild zögerte, ob sie fortfahren sollte. Eine innere Stimme warnte sie doch, das Geheimnis, wo ihr Mann verwundbar war, einem andern Menschen preiszugeben. Die Sorge um das Leben des geliebten Gatten überwog aber schließlich alle Bedenken, und so sprach sie, den Blick bittend zu dem vor ihr stehenden Hagen erhebend:

„Du bist mir nah' verwandt und hast stets treu zu unserm Hause gehalten; deshalb will ich dir vertrauen und meinen Gatten deinem Schutze befehlen. Höre, was ich dir zu sagen habe."

Nicht ahnend, daß sie durch ihre Worte den Geliebten gerade in die Hand seines grimmigsten Feindes lieferte, begann sie zu erzählen:

„Als Siegfried einst den Lindwurm erschlug, badete er sich in dem Blute des Ungetüms; deshalb kann ihn im Streite keine Waffe verwunden. Durch ein Lindenblatt, das ihm beim Baden zwischen die Schultern gefallen war, ist aber eine kleine Stelle verwundbar geblieben. Immer peinigt mich nun die Angst, daß ihn dort einmal ein Speer treffen könnte. Im festen Glauben an deine Treue will ich dir nun anvertrauen, wo sich diese Stelle befindet."

Scheinbar treubesorgt sprach Hagen:

„So näht mir auf sein Gewand ein kleines Zeichen, damit ich weiß, wo ich ihn schirmen muß."

„Gern will ich das tun!" entgegnete Kriemhild. „Mit feiner Seide näh' ich ein kleines Kreuz auf die gefährliche Stelle, und wenn er in dem Gedränge des Kampfes steht, dann schütze du ihn, du treuer Held!"

„Das will ich, vielliebe Herrin mein!" sprach Hagen und verabschiedete sich herzlich von ihr. Kriemhild aber nähte mit feinen Stichen das Kreuz auf Siegfrieds Gewand.

Wie bitter sollte sie das gereuen!

---

14. Wie sich die Burgunden zur Jagd rüsten

Am andern Morgen sammelten sich die Mannen Siegfrieds und die Burgunden, die sich ihnen anschließen wollten, um gegen den angekündigten Feind zu ziehen. Siegfried in seiner prachtvollen Rüstung sprengte auf seinem herrlichen Rosse Grane auf die versammelten Ritter zu, um Umschau zu halten, ob keiner fehle. Dicht hinter ihm folgte, gleichfalls in schwerer Rüstung, Hagen von Tronje. Nicht Zufall war es, daß er dem Helden aus Niederland so dicht auf den Fersen folgte. Er hielt sich in Siegfrieds Nähe, um unauffällig zu erspähen, ob Kriemhild

seinen Rat befolgt habe. Und richtig: er gewahrte auf Siegfrieds Gewand das bestimmte Zeichen.

Sogleich sandte er, ohne Aufsehen zu erregen, zwei seiner Leute von dannen und befahl ihnen, daß sie nach kurzer Zeit wieder herangesprengt kommen sollten, als kehrten sie eben von eiligem Ritt zurück. Vor dem versammelten Heere sollten sie dann die Botschaft verkünden, Lüdegast und Lüdeger stünden ab von dem Beginnen, die Burgunden zu bekriegen, und bäten von neuem um Frieden.

Die Boten führten ihren Auftrag so geschickt aus, daß niemand den Betrug durchschaute. Wie ungern vernahm Siegfried die Kunde, daß die Heerfahrt unterbleiben sollte! Er hätte so gern für Gunther gekämpft und die übermütigen Feinde gedemütigt.

Enttäuscht ritt er zu Gunther hin, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Dieser kam ihm jedoch schon mit den Worten entgegen:

„Hab' Dank, mein Siegfried, für deine allzeitbereite Freundschaft. Du hast mir wieder einmal gezeigt, daß niemand mir treuer zugetan ist als du. Da wir die Heerfahrt nicht zu tun brauchen, so laß uns wenigstens einen Jagdzug unternehmen. Im Odenwalde gibt es der Bären und Eber genug, die wir statt der Feinde erlegen können."

Hagen hatte diesen Gedanken dem schwachen Gunther eingegeben, weil er sicher war, daß Siegfried sofort darauf eingehen werde. So geschah es auch.

„Wenn ihr jagen gehet", rief der kühne Degen, „da bin ich gern dabei. Nur bitte ich, daß ihr mir einen Jäger mitgebt und etliche Hunde; denn ich bin fremd in diesem Walde."

„Willst du nur einen?" sprach Gunther. „Vier geb' ich dir mit, die jedes Weges und Steges kundig sind und dich an die Plätze führen werden, wo viel Wild zu finden ist."

Siegfried nahm diesen Vorschlag dankbar an und sagte, daß er nur noch von seinem Weibe Abschied nehmen wolle, dann sei er zum Aufbruch bereit.

Während er von dannen ging, teilte Hagen dem König und seinen Genossen mit, wie er Siegfried verderben wollte. Gernot und Giselher erklärten, daß sie nun von der Jagd fernbleiben würden; denn sie möchten nicht teilhaben an diesem Morde. Trotzdem konnten sie sich nicht dazu aufraffen, den edlen Helden vor dem Verrat zu warnen, der ihm drohte.

So ging das Unheil seinen Gang, schmachvoll für die, die es geplant und vollführt, aber auch entsetzlich in den Folgen, die es für die Übeltäter haben sollte.

---

15. Wie Siegfried seinem Weibe Lebewohl sagte

Siegfried war unterdessen zu Kriemhild gegangen, um Abschied zu nehmen. Er fand sie in einer tieftraurigen Stimmung. Wohl freute es sie, daß die Heerfahrt unterblieb, vor dem Jagdzug hatte sie aber kein geringeres Bangen.

Liebevoll sprach er deshalb zu ihr:

„Warum bist du so traurig, mein liebes Weib? Will's Gott, so sehen wir uns recht bald gesund und fröhlich wieder!"

Kriemhild aber gedachte in ihrem Herzen auch daran, daß sie Hagen das Geheimnis von Siegfrieds Verwundbarkeit mitgeteilt hatte, sie scheute sich aber, dies ihrem Manne wissen zu lassen, weil sie seinen Zorn fürchtete. Unter heißen Tränen bat sie:

„Laß heute das Jagen sein, mein Siegfried! Ich hatte diese Nacht einen fürchterlichen Traum. Zwei wilde Eber jagten über die Heide und verfolgten dich, und rings um dich wurden Gras und Blumen vom Blute rot. Dir droht schweres Unheil, mein Herz sagt es mir. Wer weiß, ob du nicht unwissentlich den oder jenen beleidigt hast, der nun auf Rache sinnt. Darum bitte ich dich, bleibe nur heute daheim, mein lieber Herr! Erhöre mein Flehen, und gehe nicht mit zur Jagd!"

Und voller Angst umklammerte sie den geliebten Gatten, als wollte sie ihn nimmer von sich lassen.

Siegfried war tief gerührt von der heißen Liebe, die ihm aus Kriemhildens Worten entgegenklang, aber er konnte ihre Befürchtungen einfach nicht verstehen. Beruhigend sprach er deshalb zu der Weinenden:

„Fasse dich, mein teures Weib! Wer sollte mich hier hassen? Deine Verwandten sind mir alle zugetan; hätt' ich es auch anders um sie verdient? Darum sei getrost, in wenigen Tagen kehr' ich gesund zu dir zurück!"

„Ach nein, mein Siegfried!" schluchzte Kriemhild. „Auch du kannst einmal zu Falle kommen! Ein andrer Traum, der mich auch in dieser Nacht quälte, zeigte mir, wie zwei Berge über dir zusammenstürzten, so daß ich dich nie mehr sehen konnte. Und willst du heute von mir gehen, so vergehe ich vor Angst und Leid!"

Siegfried wußte nicht, was er von diesen maßlosen Schmerzensausbrüchen denken sollte. Zärtlich nahm er das geliebte Weib in seine Arme und suchte sie durch mildes Zureden zu besänftigen, es wollte ihm aber nicht gelingen. Da tönte vom Burghofe herauf der Klang des Jagdhorns. Noch einmal schloß Siegfried die Weinende an sein Herz und küßte sie voller Zärtlichkeit. Dann riß er sich los und verließ mit den Worten: „Leb' wohl, mein süßes Weib! Bald bin ich wieder bei dir!" rasch das Gemach.

Kriemhild aber warf sich laut schluchzend zu Boden. Es war ihr, als sei das Glück ihres Lebens auf ewig von ihr geschieden.

---

16. Wie Siegfried erschlagen ward

Die Jagdgesellschaft hatte sich unterdessen vollzählig versammelt, und bald zog die schmucke Reiterschar unter dem fröhlichen Halali der Jagdhörner dem grünen Tann zu, in dessen Innern sie sich dem edeln Weidwerk ergeben wollte. Die Saumrosse mit reichem Vorrat an Lebensmitteln waren schon vorausgeschickt, damit die Jäger alles zu ihrer Stärkung bereit fänden, wenn sie auf dem Sammelplatz ankämen. Dazu war eine große, breite Wiese ausersehen, wo das Wild sich besonders häufig zu zeigen pflegte.

Nach einem fröhlichen Ritt in dem herrlich erfrischenden Morgen langte die Jagdgesellschaft auf dem bezeichneten Platze an. Da sprach Siegfried, als er mit raschem Blick Umschau gehalten hatte:

„Aber sagt mir, ihr kühnen Recken, wer soll uns den Weg zu dem Wilde weisen?"

„Es wird wohl das beste sein," sprach Hagen, „wenn jeder einzeln jagt. Da kann unser Herr und König am leichtesten erkennen, wer der beste Jäger ist und die meiste Beute zur Strecke bringt. Wir verteilen die Leute und die Hunde unter uns, und jeder geht dahin, wo es ihm zu jagen beliebt. Und wer das Beste erjagt, dem sagen wir den größten Dank."

Die Jagdgenossen waren damit einverstanden. Siegfried aber sprach:

„Wenn ich nur einen einzigen Hund habe, der es versteht, die frische Fährte zu suchen, dann getraue ich mir jedes Wild zu erlegen."

Ein alter erfahrener Jägersmann brachte denn auch eine schöne, kräftige Jagdrüde für den beutelustigen Siegfried, und nun brachen die Jäger nach allen Richtungen hin auf, um die Spuren des Wildes aufzusuchen.

Es währte nicht lange, so verriet das Gebell der Hunde, daß die Jagd in vollem Gange war. Wo sich etwas Jagdbares zeigte, waren die muntern Gesellen zur Hand, um ihm den Garaus zu machen. Allen voran natürlich Siegfried, der kühne Degen. Grane, sein flinkes Roß, lief so schnell, daß ihm wohl selten eine Beute entging.

Ein starker Büffel mußte zuerst seine Kraft empfinden. Mit einem Schwertstreich tötete ihn Siegfried. Danach erlegte er noch einen Wisent, ein Elentier, vier starke Auerochsen und einen grimmen Schelch (Riesenhirsch), dazu eine große Anzahl Hirsche und Hindinnen.

Da trieb der emsige Spürhund einen großen Eber auf und jagte ihn vor sich her. Schon wollte das Untier in das Dickicht entkommen, da sprang Siegfried ihm mit einigen mächtigen Sätzen nach und stellte sich ihm in den Weg. Wutschnaubend stürzte sich der Eber nun auf den kühnen Jägersmann, dieser aber hieb ihm mit einem einzigen Schlage seines Schwertes Balmung den Kopf ab.

Nachdem er dieses Meisterstück vollbracht hatte, befahl Siegfried, daß der Hund nun gefesselt und die Beute zur Strecke gebracht werde. Da staunten nun freilich die Burgunden gar sehr und einige sprachen:

„Wenn's möglich ist, Herr Siegfried, so laßt uns von dem Wilde auch etwas übrig. Ihr leert ja heute noch Berg und Tal von allem Wild!"

Die übrige Jagdgesellschaft war inzwischen auch nicht untätig gewesen. Vierundzwanzig Meuten durchstreiften den Wald, und dieser hallte wider von dem Geschrei und den Hörnerrufen der Jäger und dem Gebell der Hunde. Als sie nun glaubten, genug erjagt zu haben, um mit Ehren bestehen zu können, kehrten auch sie zu der Lagerstätte zurück, wo Gunthers Gesinde inzwischen die Feuer angezündet und alle Vorbereitungen zum Mahle getroffen hatte. Gar manches schöne Stück ward aus der Beute ausgewählt und von den Köchen zubereitet, die so emsig bei der Arbeit waren, daß Gunther sehr bald das Zeichen zum Beginn des Mahles geben konnte.

Einmaliger lauter Hornruf gab den im Walde verstreuten Jägern kund, daß der König sie zu einem Imbiß erwarte. Auch Siegfried hörte den Ruf und wandte sogleich sein Roß, um ihm Folge zu leisten. Da tauchte plötzlich vor ihm ein mächtiger, wilder Bär auf. Fröhlich dachte Siegfried bei sich:

„Jetzt will ich für uns Jagdgenossen Kurzweil schaffen! Den Bären fang' ich lebendig ein und bring' ihn mit zu unsrer Tischgesellschaft!"

Gesagt, getan. Mit Hilfe des Hundes trieb er den Bären in eine enge Bergschlucht, aus der es keinen Ausweg gab. Hier

sprang er rasch vom Pferde, eilte dem Bären in das Dickicht nach und warf ihn zu Boden. Schnell band er ihm die Füße so fest zusammen, daß er sich nicht bewegen konnte; dann schnürte er ihm die Kehle soweit zu, daß er gerade noch ein wenig Luft bekommen, aber nicht schreien und beißen konnte. Nun schleifte er den Bären bis zu der Stelle, wo er Grane zurückgelassen hatte, und band ihn an dem Sattel so fest, daß er daran hing und nicht entwischen konnte. Jetzt bestieg Siegfried selbst sein herrliches Roß, und dieses trug ihn trotz der doppelten Last schnell zu der Feuerstätte.

Wie staunte die Jagdgesellschaft, als Siegfried so dahergesprengt kam! Selbst der Neid mußte es ihm lassen, daß schon sein Anblick jedes Herz erfreute. Herrlich kleidete ihn sein dunkles Jagdgewand, und auf den Locken saß ein schmucker, reich mit Zobelpelz verbrämter Hut. Mit allerlei seltenen Tierhäuten und einem Pantherfell war sein Gewand behangen, das außerdem noch mit Gold und Edelsteinen reich besetzt war. In seiner Hand hielt er einen Bogen, den er selbst mit einem einzigen Griff der Hand zu spannen vermochte, während jeder andre sich dazu einer Winde bedienen mußte. Auch führte er Balmung, sein breites, schmuckes Schwert, als Waffe bei sich. Hei! wie verstand es zu schneiden, wenn es auf Helme schlug! In seinem Köcher steckte eine Menge guter Pfeile, die an goldenen Röhren handbreite Eisenspitzen besaßen. Wahrlich, solchen Waffen, die noch dazu von so sichrer Hand geführt wurden, konnte kein Feind und kein Wild widerstehen.

Auch die Burgunden, die ihn an der Lagerstätte erwarteten, konnten sich dem zwingenden Eindruck, den seine machtvolle Persönlichkeit überall hervorbrachte, nicht entziehen. Ihr Staunen ward aber zum Schrecken, als Siegfried vom Pferde sprang und mit kräftigem Schwerthieb die Bande löste, mit denen er den grimmigen Bären gefesselt hatte. Die Hunde heulten laut auf beim Anblick des Ungetüms, und dieses ward dadurch so erschreckt, daß es sich ängstlich im Kreise umsah und nach einem Ausweg suchte, der es in den Wald zurückführen konnte. Da ward gar

mancher Mann von heftigem Schrecken erfaßt und griff nach der Waffe. Der Bär aber nahm seinen Weg mitten durch die Küche. Dabei rannte er verschiedene Küchenknechte über den Haufen, warf etliche Kessel um und riß die Feuerbrände auseinander. Hei! welch ein Geschrei entstand da unter dem Gesinde, als es die köstlichen Speisen auf den Erdboden fließen sah!

Dieses Geschrei machte aber den Bären wild, so daß er zornig hin und wider sprang. Schnell ließ der König die Hunde lösen, damit sie den Bären vertrieben. Die Hunde stürzten sich auf das Ungetüm und tanzten so dicht um dasselbe herum, daß kein Jäger es wagte, einen Speerwurf zu tun, aus Furcht, daß ein Hund getroffen werden könnte.

Endlich ergriff der durch das Hundegeheul immer wütender werdende Bär die Flucht. Sofort lief Siegfried hinter ihm drein und versetzte ihm den Todesstreich. Nun ward der tote Bär im Triumph an das Feuer getragen, und alle, die im Kreise standen, rühmten laut den Mut und die Stärke Siegfrieds.

Jetzt ward von neuem zu Tisch gerufen, und willig leisteten die Jagdgenossen diesem Rufe Folge; denn wahrlich! nach solchem heißen Tagewerk ist das Verlangen nach Speise und Trank kein geringes. Verheißungsvoll dufteten die Speisen, die nun vor den im Kreise sich lagernden Jägern aufgetragen wurden. Und wie tapfer taten diese den köstlichen Gerichten Ehre an!

Gunthers Köche hatten sich an diesem Tage selbst übertroffen. Das rühmte auch Siegfried, nur wunderte er sich, daß sie zu dem Mahle keinen Wein auftrugen.

„Man trägt uns aus der Küche soviel auf," rief er aus, „warum bringen uns die Schenken keinen Wein dazu? Wenn ihr so der Jäger pflegt, mag ich nicht wieder euer Jagdgenosse sein. Ich dächte doch, ich hätte mir heute einen guten Trunk Wein verdient!"

Gunther, der falsche, sprach entschuldigend:

„Schilt nur nicht, Siegfried, das nächstemal sollst du desto besser versorgt werden. Hagen ist schuld daran, daß kein Wein vorhanden ist, er will uns wahrscheinlich verdursten lassen."

„Mein lieber Herr," sagte Hagen, „ich dachte, die Jagd würde im Spechtshart sein, deshalb habe ich den Wein dorthin gesandt. Es tut mir leid, daß es nun heute nichts zu trinken gibt, ich kann aber wirklich nichts dafür. Es soll nicht wieder vorkommen!"

„Das nützt mir alles nichts!" rief Siegfried ärgerlich. „Ich allein müßte sieben Lasten Met und Wein haben, um meinen Durst zu löschen. Wenn wir uns nur wenigstens dem Rheine näher gelagert hätten, daß es an Wasser nicht mangelte!"

„Wasser?" sprach Hagen schnell. „Das kann ich euch schaffen. Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell. Um euch wieder zu begütigen, führ' ich euch dorthin!"

Diese Kunde besänftigte Siegfrieds Ärger, und er erhob sich von der Tafel, um nach der Quelle zu gehen. Da sprach der arglistige Hagen:

„Ich habe oft sagen hören, im Schnellaufen könne sich niemand mit Kriemhildens Gatten messen. Wenn er uns das doch einmal beweisen wollte!"

„Warum nicht?" entgegnete Siegfried. „Lauft doch mit mir um die Wette bis zu dem Brunnen! Wer zuerst dort ist, hat gewonnen."

„Wohlan, laß es uns versuchen!" sprach Hagen, und König Gunther ging gleichfalls darauf ein. Siegfried aber, der seines Sieges im voraus gewiß war, sprach lächelnd:

„Ihr sollt auch noch einen Vorsprung haben! Ich lege mich der Länge nach ins Gras, wenn ihr den Lauf beginnt. Ja, ich will sogar in meiner Jagdrüstung mit Schild und Spieß bewaffnet laufen, während ihr euch eurer Kleider entledigen könnt."

Gunther und Hagen ließen sich das nicht zweimal sagen. Schnell warfen sie ihre Kleider ab und begannen nun im bloßen Hemd den Wettlauf. Wie zwei wilde Panther sah man sie durch den grünen Klee dahineilen. Siegfried sah ihnen erst eine Weile lächelnd nach, dann begann er gleichfalls zu laufen. Wie da der kühne Held in mächtigen Sätzen dahinsprang! — Lange Zeit vor den beiden andern war er am Brunnen. Ihm ward der Preis in allen Dingen!

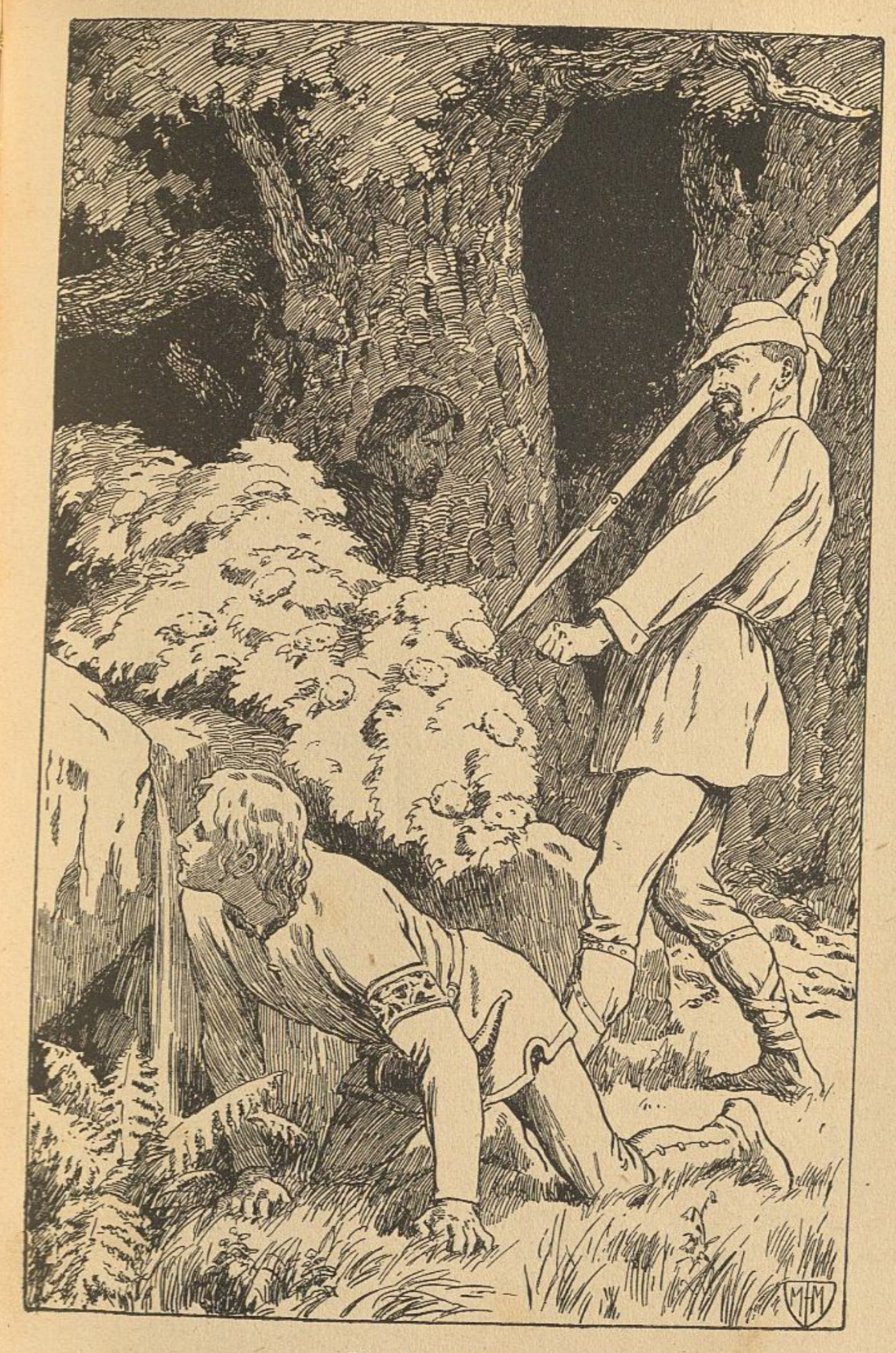
Einen Augenblick blieb Siegfried aufatmend stehen, als er den Brunnen erreicht hatte. Dann legte er schnell Bogen und Köcher ab, lehnte den Spieß an einen Lindenast und legte den Schild in der Nähe des Brunnens nieder. Gern hätte er sogleich seinen Durst gelöscht, aber die höfischen Sitten waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er, so sehr ihn auch dürstete, nicht vor dem Könige trinken wollte. Wie teuer sollte ihm diese zarte Rücksichtnahme zu stehen kommen!

Endlich kamen auch die beiden andern zur Stelle, und als sie sich ein wenig von dem Laufe erholt hatten, neigte sich Gunther zu dem Brunnen nieder und trank von dem köstlich frischen und klaren Quell.

Als er sich wieder erhob, war die Reihe an Siegfried gekommen. Von brennendem Durste gequält, beugte sich der edle Held hinab zu der aus dem Felsen hervorsprudelnden Quelle und trank in langen Zügen das herrlich erquickende Wasser.

Hagen hatte, als Siegfried sich in das Gras niederlegte, um zu trinken, schnell dessen Bogen und Schwert beiseite getragen und griff nun nach dem mächtigen Wurfspieß, der an dem Lindenaste lehnte. Noch ein rascher Blick Hagens auf das Kreuzzeichen, das Kriemhild aus treuer Sorge auf des Gatten Gewand genäht hatte, und der Spieß durchbohrte, von Hagens kraftvoller Hand geworfen, genau an dieser Stelle den Rücken des ahnungslosen Helden. Hoch spritzte das Blut aus der Wunde, daß es des Mörders Gewand benetzte, als wolle es den Elenden zeichnen, der solch teuflische Untat zu vollbringen vermochte.

Ohne den Speerschaft wieder aus der Wunde zu ziehen, wandte sich Hagen eiligst und floh dem Walde zu. Siegfried aber, nicht achtend des Speeres in seinem Rücken, richtete sich von dem Brunnen auf und schaute sich um nach Bogen und Schwert, um Hagen seinen verdienten Lohn zu gewähren. Da aber diese Waffen von dem Mörder beiseite gebracht waren, so blieb dem todwunden Recken nichts als sein Schild. Den raffte von der Erde auf und stürmte damit dem fliehenden Hagen daß dieser ihm nicht entrinnen konnte. Und so heftig



Siegfrieds Tod

schlug der zu Tode getroffene Mann noch zu, daß Hagen zu Boden stürzte und die Edelsteine aus dem Schilde weit umherflogen. Ja, der mächtige Schild zerbrach fast, so wuchtig traf der Held den Mörder. Hätte Siegfried sein Schwert zur Hand gehabt, es wäre um Hagen geschehen gewesen.

Auf einmal ward Siegfried totenbleich, seine Kräfte verließen ihn, und gebrochen sank er nieder in das Gras. Aus der Todeswunde aber rann unaufhaltsam das Blut des starken Helden, und ringsum färbten sich, wie Kriemhild es im Traume gesehen hatte, die Blumen und Gräser mit dunkelm Rot. Da kam es von den erblassenden Lippen des Sterbenden:

„Schmach über euch Feiglinge! Ist das der Dank für all meine Dienste, daß ihr mich erschlagt? Ich war euch stets getreu und sterbe daran. Euch selbst aber tut ihr das größte Leid damit. Ihr tötet euern besten Freund — das scheidet euch mit Schanden von allen edeln Recken!"

Inzwischen waren auch die andern Ritter herbeigekommen. Als sie den herrlichen Mann hilflos in seinem Blute liegen sahen, da ward gar manches Herz, in welchem Treue und Ehre noch nicht ganz erstorben waren, von Schmerz und Reue über diese ruchlose Tat ergriffen, und Tränen bittern Leides flossen aus so manchen Ritters Auge.

Auch Gunther, der Treulose, weinte laut. Da sprach Siegfried leise:

„Was braucht der um den Schaden zu weinen, der ihn selbst angerichtet hat? Du hast treulos an mir gehandelt, darum laß das Weinen."

Den grimmen Hagen verdroß des Königs Schmerz. Ärgerlich sprach er:

„Ich weiß nicht, was euch reut. Nun hat doch alle Gefahr, die uns drohte, ein Ende; denn jetzt gibt es keinen mehr, vor dem wir uns zu fürchten brauchen. Mich reut es nicht, daß ich seiner Herrschaft ein Ende gemacht habe!"

„Jetzt magst du dich deiner Tat rühmen," flüsterte Siegfried, „hätte ich deinen mörderischen Anschlag geahnt, wahrlich, vor dir hätt' ich mein Leben behütet!"

Und nach einem tiefen Seufzer kam die Klage von seinen Lippen:

„Mich jammert nur eins auf dieser Erde — Kriemhild, mein Weib!"

Die Schatten des Todes wollten sich über ihn senken, da raffte er noch einmal all seine Kräfte zusammen und sprach zu Gunther:

„Wohl niemals hat ein Mann so schmählich Treue vergolten wie du, o König! Willst du nur ein wenig gutmachen, was du an mir getan hast, so laß dir mein trautes Weib empfohlen sein. Laß es ihr zugute kommen, daß sie deine Schwester ist. Ich beschwöre dich bei aller Fürstentreue, hilf ihr zu jeder Frist! Wie wird die Teure meiner harren — o, hätt' ich ihren Bitten gefolgt! Und meine Mannen — auch sie sollen mich nicht wiedersehen! —— Ihr treulosen Freunde —— mein meuchlerischer Tod wird euch in Zukunft noch gereuen! Euch selbst — habt ihr damit —— das Gericht gesprochen!"

Dies war sein letztes Wort. In Todeszuckungen verfiel sein herrlicher Leib. Aber nicht lange währte der Kampf. Ein schmerzliches Krümmen der Glieder, ein letzter, tiefer Atemzug — und der edle Held lag still auf dem blumigen Rasen, den sein Herzblut ringsumher tränkte. Still für immer stand sein edles, treues Herz.

Als die Umstehenden erkannten, daß Siegfried tot war, legten sie ihn auf seinen Schild und berieten, wie es anzustellen sei, daß es verborgen bleibe, wer den Mord begangen hatte.

„Wir sagen, ein Unfall sei geschehen!" sprachen viele. „Laßt uns einstimmig berichten, auf der Jagd hätten ihn Räuber erschlagen."

Da sagte der grimme Hagen:

„Wozu das? Ich selber bring' ihn nach Worms. Mich kümmert es nicht, ob Kriemhild erfährt, daß ich es getan. Hat sie meiner Herrin so schweres Leid zugefügt, so frag' ich wenig danach, ob sie nun weint und vor Schmerz vergeht."

So ist es geschehen an jenem Tage im Odenwalde. Dort liegt ein Dorf — Odenheim ist sein Name —, da fließt der Brunnen

noch heute, an dem solch schmählicher Verrat an dem edelsten der Freunde begangen ward. Seinen Tod mußten aber gar viele tapfere Recken mit ihrem Leben entgelten.

---

17. Wie Siegfried beklagt und begraben ward

Die Jagdgenossen warteten, bis es Abend geworden war. Dann trugen sie den toten Helden zum Rheine hinab und fuhren in der Stille der Nacht mit ihm über den Strom.

Nun höret von einer neuen Tat großen Übermutes und schrecklicher Rache!

Hagen befahl den Mannen, daß sie den toten Siegfried vor Kriemhildens Schlafgemach niederlegten, damit sie ihn finden sollte, wenn sie am Morgen heraustrāte, um zur Mette zu gehen.

Als in frühester Morgenstunde die Glocken des Münsters zum Gottesdienst riefen, weckte Kriemhild rasch ihre Mägde und befahl, daß ihr ein Licht und dann ihr Gewand zum Kirchgang gebracht werde. Ein Kämmerer kam mit dem Lichte herbeigeeilt. Als er damit zu Kriemhildens Türe eingehen wollte, sah er dicht davor einen Mann liegen, dessen Kleid von Blut getränkt erschien. Er nahm sich jedoch nicht die Zeit, näher hinzusehen. Daß es sein Herr war, konnte er ja nicht ahnen.

Nachdem er der Königin das Licht gebracht hatte, sprach er bittend:

„Liebe Herrin, wartet noch eine Weile, ehe ihr geht! Draußen vor eurer Kammer liegt ein toter Rittersmann. Laßt mich erst einige Knappen herbeiholen, damit der Leichnam hinweggetragen werde.“

Todesschrecken durchzuckte das schöne Weib. Ehe sie noch selbst gesehen hatte, daß ihr Gemahl es war, fiel ihr die Frage Hagens ein, wie er Siegfried schützen könnte. Nur Hagen wußte, wo der Teure verwundbar war. Ihr liebendes Herz ahnte mit

entsetzlicher Sicherheit, was geschehen war. Da schwanden ihr vor Schmerz die Sinne, lautlos sank sie ohnmächtig zu Boden. Bleich und zitternd bemühte sich ihr Gesinde, die Ärmste wieder ins Bewußtsein zurückzurufen.

Endlich gelang es. In demselben Augenblick brach aber ein markdurchschütternder Schrei durch die Stille des Gemachs, und als ihr Gesinde beruhigend sprach: „Es kann ja ein Fremder sein!“ da rief Kriemhild:

„Nein, o nein, es ist Siegfried, mein geliebter Mann! Brunhild hat es angestiftet, und Hagen hat es getan!“

Geisterhaft erschien ihr Anblick, als sie sich jetzt erhob, nach der Türe schritt und diese öffnete. Als sie den Toten erblickte, kniete sie neben ihm nieder und richtete sein Haupt in die Höhe. So sehr es auch von Blut überströmt war, sie erkannte es gleich: es war Siegfried, ihr teurer, über alles geliebter Gatte! Da brach die Arme in krampfhaftes Schluchzen aus, und sie bedeckte das Gesicht des Toten mit heißen Küssen, indem sie dabei wehklagte:

„Wehe mir, daß mir solches Leid widerfahren muß! Nun ist dir dein Schild nicht von Schwertern zerhauen! Nicht in ehrlichem Kampfe, durch Meuchelmord bist du gefallen, du kühnster aller Helden! O wüßte ich, wer dies getan, ich würde es zu rächen suchen, so lange noch Odem in mir ist.“

Das Ingesinde klagte laut mit seiner geliebten Herrin, verlor es doch in dem Toten den besten aller Herren. Da hob Kriemhild das Haupt und sprach:

„Holet mir eilends Siegfrieds Mannen herbei, auf daß sie mit mir den edelsten Helden beklagen!“

Einer der Knappen lief schnell dahin, wo die Nibelungenrecken schliefen, und weckte sie aus dem Schlummer. Wie erschraken sie, als sie die traurige Mär vernahmen! Unglaublich erschien sie ihnen. Als sie aber das laute Weinen und Wehklagen vernahmen, sprangen sie eiligst auf, umgürteten sich mit ihren Schwertern und eilten dahin, wo ihr teurer Herr erschlagen lag. Als die Recken erkannten, daß der Bote nicht gelogen hatte, da waren sie es, die nun in lautes Klagen ausbrachen. Die rauhen Männer

weinten und schluchzten wie Kinder, als sie die Größe dieses Unglücks erkannten.

Endlich vermochte sich Kriemhild so weit zu fassen, daß sie sich erheben und den Befehl geben konnte, den Leichnam in ihr Gemach zu tragen. Dort ward er auf ein Ruhebett niedergelegt und entkleidet. Dann wusch sie selbst die Wunde aus, ließ den herrlichen Leib in köstliche Gewänder hüllen und auf eine schnell hergerichtete Bahre legen.

Als die tapfern Nibelungenrecken ihren geliebten Herrn so aufgebahrt liegen sahen, brachen sie von neuem in Jammer und Klagen aus. Da sprach der eine zu der trauernden Königin:

„Wir weilen doch bei guten Freunden — wer kann uns den Teuren entrissen haben? Ist er in diesem Hause, der diese Tat vollbracht hat, so nenne ihn uns, o Königin, unsere Hand ist bereit, ihn zu strafen."

Lebhafte Zustimmung fanden diese Worte bei den versammelten Rittern, und der Ruf nach Rache durchdrang ihre Reihen lauter und lauter. Zornentbrannt griffen sie nach ihren Schwertern und verlangten, daß sie Siegfrieds Tod rächen dürften. Gegen wen sollten sie aber kämpfen? Doch nur gegen Gunther und alle die, welche mit Siegfried zur Jagd gezogen waren; denn der Mörder mußte unter ihnen sein.

Da erhob Kriemhild mit einem Male ihre Stimme und sprach:

„Laßt ab von euerm Zorne! Jetzt ist die Stunde der Rache noch nicht gekommen. Greift ihr Gunther und seine Recken jetzt an, so ist es euer Verderben; denn dreißig gegen einen stehen sie gegen euch. Mit heiligem Eide gelob' ich euch, daß mein teurer Gatte gerächt werden soll. Jetzt helft mir still meinen Jammer tragen, bis wir den geliebten Toten zur Ruhe bestattet haben. Das ist unsre nächste Pflicht. Wollt ihr mir beistehen, sie zu erfüllen?"

Da sprachen die wackern Degen:

„Dein Wille ist uns Befehl, liebe Herrin. Wir harren, bis du uns rufest."

Und still verließen sie das Gemach der Trauer.

Kriemhild aber sandte eilends zu den berühmtesten Schmieden der Stadt, damit sie einen kostbaren Sarg, mit Gold und Silber geschmückt und von starken Stahlbändern gehalten, für den Toten herbeibrächten.

Inzwischen war es völlig Tag geworden. Da befahl die jammerreiche Königin, daß man ihren toten Gemahl auf der Bahre zum Münster trage. In langem Zuge folgten ihr nicht bloß ihr Gesinde und alle ihre Mannen, sondern auch gar vieles Volk; denn sie alle hatten den edeln Recken lieb gehabt. Glockengeläute und Gesang der Priester empfingen den Trauerzug, der sich bis zu den Stufen des Hochaltars bewegte, wo die Bahre mit dem Toten niedergesetzt wurde.

Es währte nicht lange, so erschien auch König Gunther mit den Seinen und mit ihm Hagen von Tronje. Für ihn wäre es besser gewesen, er hätte sich an diesem Orte der Trauer nicht gezeigt.

Gunther ging sogleich auf seine Schwester zu und sprach mit heuchlerischer Herzlichkeit:

„Liebe Schwester, ich fühle mit dir, wie schwer dich dieses Leid betroffen hat. Auch wir müssen um Siegfrieds Tod immer klagen."

Kriemhild erhob den Blick ernst zu dem vor ihr Stehenden und sagte:

„Wie unrecht tut ihr, daß ihr klagt! Wenn ihr nicht gewollt hättet, wäre doch das Unheil nicht geschehen! Niemand als ihr hat mich von meinem lieben Mann geschieden!"

Da leugneten sie alle und beteuerten mit heiligen Eiden ihre Unschuld. Kriemhild aber sprach:

„Leicht wird sich die Wahrheit an den Tag bringen lassen. Wer sich für unschuldig hält, der trete hier vor allem Volk an die Bahre."

Die Recken taten alle, wie Kriemhild ihnen geheißen. Als aber Hagen an die Bahre trat, da geschah ein Wunder: die kaum verharschten Wunden des Leichnams öffneten sich und bluteten wiederum, als sei die Mordtat eben erst geschehen.

Durch solches Wunder pflegte die göttliche Gerechtigkeit in alten Zeiten oft den Mörder zu kennzeichnen, der sich leugnend seinem Opfer nahte.

Nun wußte Kriemhild, wer ihren teuern Gatten erschlagen hatte.

Gunther suchte die Aufmerksamkeit des Volkes von dieser Erscheinung abzulenken, indem er rasch vor die Bahre trat und laut ausrief:

„Nun höret die Wahrheit: Wegelagerer haben Siegfried getötet. Hagen hat es nicht getan."

Kriemhild aber antwortete:

„Ich kenne die Mörder. Du und Hagen, ihr habt ihn getötet. Gott lasse es mich erleben, daß mir Rache werde!"

Als Siegfrieds Mannen diese Worte vernahmen, wollten sie wieder losbrechen, um diese Rache sogleich zu nehmen. Kriemhild aber bat von neuem, daß sie nur jetzt Frieden halten sollten, und sie ließen sich noch einmal von ihr begütigen.

Gernot und Giselher traten auch zu der trauernden Schwester und klagten mit ihr unter heißen Tränen um den geliebten Toten. Ihr reiner Sinn empfand die Untreue Gunthers und Hagens aufs schmerzlichste, und voll aufrichtiger Liebe gelobten sie, der Schwester fortan in Treuen zur Seite stehen zu wollen.

Um die Mittagsstunde ward der Sarg gebracht. Als nun der Tote hineingebettet werden sollte, da begann von neuem ein lautes Klagegeschrei. Kriemhild wollte nicht zugeben, daß der Teure schon bestattet werden sollte.

„Nehmt ihn mir noch nicht, den geliebten Mann!" rief sie schmerzvoll aus. „Ich kann mich von seinem Anblick noch nicht trennen. Drei Tage und drei Nächte soll er hier aufgebahrt bleiben, und während dieser Zeit will ich bei ihm bleiben und um ihn trauern. Vielleicht gebietet Gott bis dahin dem finstern Tode, daß er auch mich von hinnen nehme. Ach, dann wäre all mein Leid zu Ende!"

Kriemhildens Bitte ward erfüllt. Der Sarg blieb im Münster, und die trauernde Königin hielt bei ihm mit ihren Frauen und seinen treuen Mannen die Totenwacht. Viel Volk kam herbeigeströmt, um den geliebten Toten noch einmal zu sehen, und Tag und Nacht erschollen Trauergesänge durch die weiten Hallen des Domes. Um Siegfrieds Andenken zu ehren, ließ Kriemhild, wie es Sitte war, eine große Summe Goldes an die Armen verteilen.

Als der dritte Morgen angebrochen war, versammelte sich vor dem Münster eine große Menschenmenge, die dem Heimgegangenen das letzte Geleite geben wollte. Nachdem Kriemhild von dem Toten herzzerreißenden Abschied genommen hatte, ward der Sarg geschlossen und unter Grabgesängen und Glockengeläute aus dem Münster getragen.

Mit lautem Wehruf schloß sich das Volk dem Zuge an. Hinter dem Sarge schritt das Weib des Toten, vor Schmerz gar oft zusammenbrechend, so daß ihre Frauen sie immer wieder mit Wasser besprengen mußten, um sie aus ihrem ohnmachtähnlichen Zustande zu erwecken. Als man den Sarg ins Grab senken wollte, ward die Arme von ihrem grenzenlosen Schmerz von neuem so erfaßt, daß sie ihre Mannen flehentlich bat:

„Ihr, meines Siegfrieds Mannen, seid barmherzig und erweist mir eine letzte Gnade! Laßt mich sein Antlitz nur noch einmal sehen! O, schenkt mir diese kleine Gunst, eh' ich für immer von ihm scheide!"

Sie bat so lange und so herzbewegend, daß man ihr willfahrte und den zugeschmiedeten Sarg wieder aufbrach. Voll lauten Jammers warf sich das unglückliche Weib auf den geliebten Toten und hob sein edles Haupt mit ihrer weißen Hand empor. Mit zahllosen Küssen bedeckte sie den einst so beredten und nun so stillen, bleichen Mund, und blutige Tränen rannen in Strömen auf das kalte Antlitz herab.

Da die Trauernde sich von dem Toten durchaus nicht trennen wollte, mußte man sie schließlich mit Gewalt von dem Sarge entfernen. Mit einem markdurchdringenden Schrei sank die Weinende zu Boden, tiefe Ohnmacht umhüllte ihre Sinne. Ihr Gefolge hob sie auf und trug sie in das Schloß zurück.

Nachdem der Sarg wieder geschlossen worden war, brachte man ihn zu der Gruft und senkte ihn hinab. Bald wölbte sich nun der Grabhügel über dem edeln Helden, der von allen, die ihn gekannt hatten, aufs tiefste betrauert ward.

---

18. Wie Siegfrieds Mannen heimkehrten

Einen vollen Tag lang war Kriemhild ganz ohne Bewußtsein, so daß ihre Frauen schon glaubten, sie werde dem Gemahl im Tode folgen. Und als sie endlich wieder zu sich kam, da brach die Erkenntnis ihres Unglücks von neuem vernichtend über sie herein. Täglich flehte sie zu Gott, daß er auch sie von dieser Welt wegnehmen und wieder mit ihrem Siegfried vereinigen möge. Ihr Gebet ward aber nicht erhört. Einsam und freudlos mußte sie ihr Dasein weiterführen.

Eines Tages saß sie wehklagend in ihrem Gemach, da erschienen etliche von Siegfrieds Mannen bei ihr und sprachen:

„Wir sind unliebe Gäste hier; darum laßt uns wieder heimziehen in unser Land. Ihr sollt es nicht entgelten, daß schmählicher Verrat uns hier, in eurer Heimat, den edeln König nahm. Zieht mit uns heim! Ihr sollt über uns gebieten, Land und Krone sollen euch gehören, und wir alle wollen euch freudig gehorchen, wie wir Siegfried untertan gewesen sind."

Kriemhild war nicht abgeneigt, dieser Aufforderung zu folgen. Als aber ihre Mutter und ihre Brüder Gernot und Giselher davon hörten, bestürmten sie die Weinende, daß sie doch lieber hier bei ihren Gesippen bleiben sollte, als in das ferne Land zurückzukehren, wo ihr niemand blutsverwandt sei. Doch Kriemhild antwortete:

„Wie könnt' ich hier bleiben, wo mich alles an mein Unglück erinnert und wo ich dem immer begegnen müßte, der mir das größte Leid getan hat, dem grimmen Hagen?"

„Das soll nicht geschehen," erwiderte ihr Giselher. „Du wirst bei mir sein, und ich werde dich vor allem Ungemach bewahren."

„Bedenke doch," wandte Gernot hier ein, „daß du jetzt wohl in Niederland geehrt sein wirst. Wer bürgt dir aber dafür, daß deine Freunde immer leben bleiben? Wird dich das kommende Geschlecht auch so ehren wie das jetzige? Darum bleibe hier, wo deine wahre Heimat ist und wo deine Freunde mit dir an Siegfrieds Grabe klagen werden."

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf Kriemhildens weiches Gemüt nicht, und als die Nibelungenhelden von neuem bittend zu ihr kamen, erklärte sie ihnen freundlich, aber bestimmt, daß sie in der alten Heimat bleiben wolle.

„Seid bedankt für eure treue Anhänglichkeit, aber ich kann euch nicht folgen. Wie könnt' ich mich von Siegfrieds Grabe trennen? Hier muß ich bleiben, um ihn, den Unvergeßlichen, zu beweinen!"

Diese Antwort betrübte die treuen Ritter gar sehr, und sie sprachen:

„In dieser Stunde erst wird unser Leid vollständig! Daß unsre Herrin bei unsern Feinden bleiben will, das macht uns bittres Herzeleid. So traurig hat wohl noch keine Ritterfahrt zu Hofe geendet!"

Da Kriemhild von ihrem Entschluß nicht abzubringen war, rüsteten sich die Nibelungenrecken zur Abreise. Wehmütig nahmen sie Abschied von der geliebten Königin, und der eine sprach es aus, was sie alle dachten:

„Möge es euch wohlgehen unter den Feinden unsres gemordeten Herrn! Man soll uns nie wieder bei den Burgunden sehen, es sei denn, daß wir den fänden, der uns den Herrn erschlagen hat. Arm an Freuden kehren wir in unser Vaterland zurück. Gehabt euch wohl!"

Bis an die Zähne bewaffnet, ritten die Recken von dannen. Sie waren darauf gefaßt, von den Burgunden auf ihrem Heimwege nichts Gutes zu erleben. Man ließ sie jedoch ungehindert, aber gegen die Sitte auch ungeleitet heimziehen. Diese Verletzung der gastfreundlichen Sitte empörte die Brüder des Königs. Sie gingen hin zu Gunther und baten ihn um Urlaub, um die abziehenden Gäste begleiten zu dürfen. Gunther wehrte ihnen das nicht, und so eilten Gernot und Giselher den Heimkehrenden nach und brachten sie bis an die Grenzen von Niederland, wo sie sich herzlich von ihnen verabschiedeten.

Kriemhild blieb in Worms zurück und lebte ganz der Trauer um den geliebten Gemahl. An seinem Grabe brachte sie alltäg-

lich viele Stunden zu, ohne daß ihr Schmerz oder ihre Klagen sich je gemindert hätten.

Brunhild aber freute sich, daß ihre Rache gelungen war. Sie kostete dieses Hochgefühl gründlich aus und fragte nicht danach, ob sie Kriemhilden immer neues Weh bereitete.

---

19. Wie der Nibelungenhort nach Worms gebracht ward

Über drei Jahre lebte Kriemhild still und zurückgezogen in Giselhers Hause, ganz erfüllt von ihrer Trauer um Siegfried. Ihren Bruder Gunther bekam sie in dieser ganzen Zeit nicht zu Gesicht, noch weniger den grimmen Hagen, der sich hütete, ihr zu begegnen.

Da sprach Hagen eines Tages zu dem König:

„Wollt ihr euch nicht wieder mit eurer Schwester versöhnen? Dann wäre es ein leichtes, die Schätze der Nibelungen zu gewinnen und euch zum reichsten Manne der Welt zu machen.“

„Ich selbst darf mich ihr nicht nahen,“ entgegnete Gunther, „aber meine Brüder will ich bitten, daß sie mir ihre Verzeihung verschaffen.“

Hagen schüttelte ungläubig den Kopf, Gernot und Giselher zeigten sich aber bereit, Gunthers Wunsch zu erfüllen. Der Botschaft froh, begaben sich die beiden zu Frau Kriemhilden und sprachen zu ihr:

„Liebe Schwester, du klagst zu lange um Siegfrieds Tod. Kehr' wieder zum Leben zurück und laß dich überzeugen, daß Gunther unschuldig ist an deines Mannes Tod. Er will dir's gern beschwören, wenn du nur wieder mit ihm sprechen wolltest.“

„Dessen habe ich ihn auch nicht beschuldigt“, entgegnete Kriemhild. „Hagen ist es gewesen, der ihn erschlug. Und ich selbst hab' ihm gezeigt, wo er verwundbar war. Wie konnt' ich ahnen, daß er so Böses im Schilde führte? Sonst hätt'

ich ihm gewiß nicht den Teuren selbst ausgeliefert und brauchte jetzt nicht mit Schmerzen um ihn zu trauern. Nie wieder kann ich denen freundlich sein, die mir das getan!“

Da begann Giselher, der reine, treugesinnte Mann, die Schwester mit den innigsten Bitten zu bestürmen. All seine Beredsamkeit bot er auf, um sie zu bestimmen, dem Bruder nicht mehr zu grollen. Sein herzliches Bitten rührte endlich ihr Herz, und so sprach sie:

„Nun wohl, dir zuliebe will ich Gunther wieder grüßen. Mein Mund soll ihm Verzeihung gewähren, aber mein Herz wird es nie vergessen, daß er die böse Tat zugelassen hat.“

„Es wird alles wieder gut, und auch du wirst wieder froher werden, wenn ihr euch erst wieder versöhnt habt!“

So sprachen die Brüder in herzlichem Tone.

„Ich will ja euern Wunsch erfüllen und den König wieder grüßen,“ sprach Kriemhild, „aber weiter bin ich euch nicht zu Willen!“

Froh des Erreichten gingen Gernot und Giselher zu dem König und berichteten ihm, was Kriemhild gesagt hatte. Sogleich machte sich Gunther mit seinen Freunden auf, um die Schwester zu besuchen. Nur Hagen getraute sich nicht, mit ihnen zu gehen.

Wohl flossen die Tränen der edeln Königin von neuem, als Gunther vor ihr stand und sie mit herzlichen Worten bat, ihren Groll zu vergessen und ihm wieder freundlich zu begegnen. Aber sie verzieh ihm und seinen Mannen allen, wie sie Giselher versprochen hatte; nur dem einen, der Siegfried erschlagen, verzieh sie nicht.

Von nun an verkehrte Kriemhild wieder häufiger mit Gunther, und es fiel ihm und seinen Brüdern nicht schwer, sie zu bestimmen, daß der Nibelungenschatz, den ihr Siegfried als Brautgeschenk gegeben hatte, nach Worms gebracht werde.

Gernot und Giselher machten sich mit achttausend Mannen auf den Weg, um den Schatz zu holen. Alberich, der von Siegfried bestellte Hüter des Hortes, war sehr erstaunt, als er vernahm, daß er die Schätze ausliefern sollte; er sprach aber:

„Da unser teurer Herr nicht mehr am Leben ist, so haben wir zu gehorchen, wenn seine Gemahlin den Schatz begehrt, den sie als Morgengabe empfangen hat. O Jammer, daß unserm Herrn die Tarnkappe so teuer zu stehen gekommen ist!"

Unter schmerzlichen Klagen befahl er, den Schlüssel herauszugeben, der die Schatzkammer öffnete. Wie staunten aber die Gesandten Kriemhildens, als sie die Unmassen von Gold und Edelsteinen erblickten, die hier aufgespeichert lagen! Zwölf Leiterwagen mußten vier Tage und Nächte lang täglich dreimal fahren, um die Schätze aus dem Bergesinnern an das Meeresufer hinabzufahren, wo sie sorgfältig auf Schiffe verladen wurden. Die ganze Welt hätte man mit diesem Golde erkaufen können! — Wahrlich, es war kein schlechter Rat, den Hagen seinem König gegeben hatte.

Das Wertvollste unter all den Schätzen an Gold und Edelsteinen war ein goldenes Stäbchen, eine sogenannte Wünschelrute, welche die Kraft besaß, dem, der sie erhielt und diese Kraft erkannte, die höchste Macht auf Erden zu gewähren.

Mit dem Schatz zugleich nahmen Gernot und Giselher auch Besitz von dem Nibelungenlande und machten es dem Burgundenkönig untertan. Deshalb nannten sie sich seit dieser Zeit auch die „Nibelungen". Dann fuhren sie über das wilde Meer und den Rhein hinauf, bis sie in der alten Königsstadt Worms landeten.

Kriemhild nahm den Hort in Empfang und hatte Mühe, ihn in Türmen und Kammern unterzubringen. Ihr Schmerz ward aber dadurch nur von neuem belebt. Wie gern hätte sie alle diese Schätze hingegeben und wäre blutarm gewesen, wenn Siegfried ihr dadurch erhalten geblieben wäre! Wohl nie hat ein Held ein treueres Weib besessen!

Um von ihrem Reichtum wenigstens Gebrauch zu machen, begann Kriemhild von ihrem Golde an Arme und Reiche auszuteilen. Ihr Herz fand Freude daran, Not und Kummer zu lindern und Freude zu machen, wo sie nur konnte. Durch ihre Milde und Wohltätigkeit gewann sie sich auch gar manchen Freund.

Dieses Gebaren weckte bei Hagen bald großes Mißbehagen; deshalb sagte er zu dem Könige.

„Wenn ihr eure Schwester noch eine Weile so schalten lasset, so wird sie einen guten Teil des Schatzes verschwenden und sich dadurch Anhänger bei arm und reich erwerben. Daß uns nur nicht daraus einst Schaden erwächst!"

„Der Schatz gehört ihr," entgegnete Gunther, „damit kann sie tun, was sie will. Ich bin froh, daß sie mir wieder freundlich gesinnt ist; darum frage ich gern nicht danach, was sie mit ihrem Eigentum tut."

Doch Hagen ließ sich nicht so abweisen. Eindringlich sprach er:

„Es ist nicht klug, einem Weibe so große Schätze anzuvertrauen. Ich fürchte, durch eure Nachsicht kommt ihr noch dahin, es bitter zu bereuen, daß ihr ihr solche Freigebigkeit zugelassen habt."

Doch Gunther antwortete:

„Ich hab' es meiner Schwester zugeschworen, daß ich ihr nie wieder ein Leid zufügen will. Diesen Eid halte ich, und nie wieder will ich vergessen, daß sie meine Schwester ist!"

„Nun gut, so will ich die Schuld wieder auf mich nehmen!" sprach Hagen finster und ging hinweg. Ihm kam es nicht darauf an, einen Eid zu brechen; er wußte auch, was er von Gunthers Treue zu halten hatte. Deshalb ging er hin und brachte die Schlüssel zu den Aufbewahrungsorten der Schätze an sich.

Gernot geriet in großen Zorn, als er dies vernahm, und Giselher wäre am liebsten dem treulosen Hagen mit dem Schwerte zu Leibe gegangen. Als vollends Kriemhild weinend zu den Brüdern kam und ihnen Hagens neue Schandtat klagte, da beschlossen sie, den Hort vor Hagen in Sicherheit zu bringen. Gernot meinte, am besten wäre es, das Gold, das ihnen so viel Pein gebracht, in den Rhein zu versenken; dann gehöre es gar niemand. Giselher gelobte aber der Schwester, den Schatz für sie zu bergen, wenn sie nur erst von der Heerfahrt zurück wären, die sie soeben zur Abwehr kühner Feinde unternehmen mußten.

Es war Kriemhildens Unglück, daß ihre Brüder jetzt in den Kampf ziehen mußten; denn als Schirmer des Landes und des Schatzes blieb ihr Feind, Hagen von Tronje, zurück. Er wollte den Schatz für sich gewinnen. Deshalb barg er ihn, sobald das Heer abgezogen war, in einem tiefen Loch im Rheine. Von dort wollte er ihn zu gelegener Zeit holen und damit verschwinden. Das sollte ihm freilich nicht gelingen.

Die Mannen, die den Schatz geborgen, hatten ihm bei Todesstrafe geloben müssen, den Ort, wo er versenkt war, nie zu verraten. So glaubte er seiner sicher zu sein.

Als die Fürsten aus dem Feldzug heimkehrten und Hagens neuen Treubruch hörten, wurden sie sehr zornig und verurteilten einstimmig seine Übeltat. Er hielt es deshalb für geraten, den Hof zu Worms für einige Zeit zu meiden. Er wußte, daß sich der Zorn Gunthers rasch legen und daß man ihn, den Unentbehrlichen, bald zurückrufen würde.

Daß Kriemhildens Haß gegen den heimtückischen Mann nur noch größer ward, da er sie nun auch noch um ihr Eigentum gebracht hatte, darf niemand wundern. Er hatte ihr den Gatten und nun auch die Hoffnung geraubt, daß sie mit Hilfe ihres Reichtums einst Rache an den Mördern Siegfrieds nehmen könne.

Noch unglücklicher und verlassener als vorher lebte sie ihre Tage freudlos dahin, und ernstlicher als je sann sie darüber nach, wie sie Rache nehmen könnte an dem Zerstörer ihres Glückes.

Kriemhildens Rache

20. Wie König Etzel um Kriemhilde werben läßt

In dem Lande der Hunnen herrschte in jenen Zeiten der mächtige König Etzel*). Ihn traf das herbe Schicksal, daß sein geliebtes Ehegemahl, die edle Frau Helche, ihm durch den Tod entrissen wurde.

Drei Jahre brachte Etzel in tiefer Trauer um die Heimgegangene zu. Da machten ihm seine Freunde den Vorschlag, sich wieder zu vermählen, und zwar mit Kriemhild, der hinterlassenen Gemahlin des wegen seiner Stärke einst so berühmten Siegfried. Sie redeten ihm so lange zu, bis er endlich seinen Lehnsmann, den edeln Markgrafen Rüdiger von Bechelaren, der mit den Burgundenkönigen befreundet war, mit dem Auftrag nach Worms sandte, für ihn um Kriemhild zu werben. Vergessen war die Warnung, die Frau Helche ihm noch vor ihrem Tode zugerufen!

Wohlgerüstet und mit Geschenken reich beladen, zog Markgraf Rüdiger mit einer erlesenen Schar seiner Ritter gen Worms, wo er von Gunther und seinen Brüdern aufs herzlichste aufgenommen wurde. Als er ihnen den Zweck seines Kommens mitteilte, waren sie zwar anfangs sehr erstaunt, sie kamen aber bald zu dem Entschluß, ihrer Schwester allein die Entscheidung anheimzugeben.

Einem war die Sache höchst unwillkommen: dem grimmen Hagen von Tronje, der, wie er vorausgesehen hatte, von seinen Herren sehr bald wieder zu Gnaden angenommen worden war.

*) In der Weltgeschichte Attila genannt. Siehe Seite 235.

Mißtrauisch, wie er war, bestürmte er die Könige mit Bitten, daß sie die Werbung abweisen und, selbst wenn Kriemhild ihr Jawort gebe, ihre Zustimmung versagen sollten.

„Ihr werdet es bereuen!“ sprach er. „Ich weiß, wie groß König Etzels Macht ist; denn ich bin in meiner Jugend lange an seinem Hofe gewesen. Sobald Kriemhild sein Weib ist, wird sie diese Macht sich dienstbar machen und gegen euch wenden; denn in ihrem Herzen sinnt sie noch immer nichts als Rache für Siegfrieds Tod!“

Davon wollten die Könige aber nichts hören. Sie sprachen:

„Unsre Schwester hat so viel des Leides in ihrem Leben getragen, daß wir alles, was ihr wieder Glück bringen kann, nicht von der Hand weisen dürfen, sondern mit Freuden begrüßen müssen.“

So ward Kriemhild von der Botschaft des Markgrafen unterrichtet. Ihre erste Antwort war aber so ablehnend, daß Gunther die Hoffnung aufgab, die noch immer Trauernde jemals dem Leben zurückgegeben zu sehen. Um König Etzel aber nicht allzusehr durch ein schroffes Nein zu verletzen, bat Gunther die Schwester, daß sie wenigstens den Markgrafen empfangen und seine Botschaft anhören möge. Darein willigte sie; denn auch sie kannte und schätzte den trefflichen Mann.

Am andern Tage erschien nun der Markgraf vor der noch immer in tiefe Trauer gekleideten Königin und brachte in wohlgesetzten Worten den Antrag seines Herrn vor. In freundlicher, aber bestimmter Rede sagte ihm Kriemhild darauf dasselbe wie tags zuvor ihren Brüdern.

„Wer das Glück gekannt hat, das ich an Siegfrieds Seite genossen habe, der kann mir nicht zureden, eine neue Ehe zu schließen. Mein Glück ruht für immer im Grabe.“

Die innige Trauer der Königin rührte den Sendboten Etzels gar sehr, und doch konnte er nicht fassen, daß das noch immer schöne Weib in Zukunft allem Glück entsagen sollte. Mit glühenden Farben malte er ihr die Machtstellung aus, die sie an Etzels Seite einnehmen werde. Tausende von ritterlichen Degen würden

ihr zur Verfügung stehen und wie er selbst jederzeit bereit sein, Gut und Leben für sie zu lassen.

Kriemhild hatte nachdenklich zugehört. Endlich sprach sie:

„Eure Worte will ich erwägen. Kommt morgen zu mir, da will ich euch Antwort sagen.“

Froh, daß er keine ganz ablehnende Antwort erhalten hatte, harrte Rüdiger nun der Stunde entgegen, da er wieder vor der edeln Königin erscheinen sollte.

Kriemhild aber verbrachte die Nacht unter Tränen und schweren Sorgen. Bei den Worten des Markgrafen war ihr der Gedanke gekommen, daß sie so vielleicht die Macht gewinnen könnte, Siegfrieds Tod zu rächen. Dieser Gedanke kämpfte in ihrer Seele mit der treuen Liebe zu dem toten Gemahl, der sie leben wollte bis zu ihrem letzten Atemzuge. Endlich, als der Morgen graute, war sie zu dem Entschluß gekommen, Etzels Werbung anzunehmen. Das Verlangen, Siegfrieds Tod gesühnt zu sehen, hatte über alle andern Gefühle den Sieg davongetragen. Davon ließ sie freilich keiner Menschenseele etwas ahnen.

Rüdiger war hocherfreut, als er von Kriemhild erfuhr, daß sie Etzels Weib werden wolle; denn nach allem, was er von ihr gesehen und gehört hatte, war er mehr als je davon überzeugt, daß sie die würdigste Nachfolgerin der edeln Frau Helche sein werde. Er traf nun sogleich die nötigen Anstalten, um die schöne Kriemhild seinem Herrn als Braut zuzuführen.

Gunther und seine Brüder und alles, was zu dem Hofe der Burgunden gehörte, nahm an dem Ereignis den freudigsten Anteil. Nur Hagen war erzürnt darüber und auch Brunhild, die es der unglücklichen Königin nicht gönnte, daß sie nun wieder zu so hohen Ehren und zu noch größerer Macht kommen sollte, als sie ihr jemals vorher zu eigen gewesen war.

---

21. Wie Kriemhild zu den Hunnen fuhr und von ihnen empfangen ward

Als Kriemhild sich zur Abreise rüstete, bat eine ganze Anzahl von Rittern, darunter der Marschall Eckewart, sie in das Hunnenland als ihre Knappen begleiten zu dürfen. Gern willigte Kriemhild darein; denn es war ihr ein tröstlicher Gedanke, in dem fremden Lande von treuen Landsleuten umgeben zu sein.

Nach tränenreichem Abschied von ihrer Mutter und ihren sonstigen Verwandten begab sich Kriemhild mit ihrem Gefolge unter dem Geleite des edeln Markgrafen von Bechelaren auf die Reise. Ehe sie an den Hof König Etzels kamen, machten sie in Bechelaren auf der Burg des edeln Rüdiger halt, wo sie von der guten Markgräfin Gotelinde und ihrem lieblichen Töchterlein Dietlinde aufs herzlichste begrüßt wurden. Drei Tage rasteten sie auf diesem an der Donau herrlich gelegenen Landsitz, dann zogen sie, nach sehr freundlichem Abschied von der Familie des Markgrafen, an der Donau abwärts dem Hofe König Etzels zu.

Als Etzel vernahm, daß Markgraf Rüdiger mit der edeln Königin daher gezogen komme, ward er von großer Freude erfüllt und rüstete sich sogleich, um der sehnlichst Erwarteten festlich entgegenzuziehen. Reich geschmückt ritt er an der Seite des berühmten Helden Dietrich von Bern, der damals als Gast an Etzels Hofe weilte, den Ankommenden entgegen. In seinem Gefolge befanden sich ferner König Hawart von Dänemark, Irnfried von Thüringen, Iring, Ramung, Hornbogen und noch viele andre kühne Degen.

Kriemhild schaute freudig überrascht auf, als die stattliche Ritterschar ihr entgegenkam. Wahrlich, sie hatte sich nicht getäuscht, wenn sie gehofft, hier der tapfern Männer gar viele zu finden.

Die Begrüßung zwischen Etzel und Kriemhild war sehr herzlich. Die Schönheit der noch immer jugendlichen Königin entzückte den König und seine Umgebung über die Maßen, und sie alle gelobten, ihr in Treuen immerdar dienen zu wollen.

In der Stadt Wien ward unter glänzenden Festen die Hochzeit gefeiert; dann zog das neuvermählte Paar tiefer ins Hunnenreich hinein und nahm seinen Wohnsitz in dessen Residenz*). So herrschte nun die Königstochter von Burgund an der Seite des mächtigsten Fürsten der Welt auf dem Throne des Hunnenreiches.

---

22. Wie Kriemhild ihr Leid zu rächen gedachte

Kriemhild lebte nun anscheinend glücklich an der Seite ihres Gemahls dahin. Sie schenkte ihm ein Söhnlein, das den Namen Ortlieb empfing und mit großer Liebe und Sorgfalt von den glücklichen Eltern auferzogen ward. Wer aber in Kriemhildens Herzen zu lesen verstanden hätte, der würde erkannt haben, daß dort noch immer ungestillt das brennende Verlangen lebte, Siegfrieds Tod gerächt zu sehen. Immer wieder sann sie nach, wie sie den Mördern heimzahlen könnte, was sie an dem teuern Toten und dadurch auch an ihr getan hatten. Endlich glaubte sie den Weg gefunden zu haben, der sie zum Ziele führen mußte.

Mit schmeichelnden Worten bat sie zunächst ihren Gemahl, daß er doch einmal ihre Verwandten vom Rheine zu sich einladen möge. Sieben Jahre habe sie dieselben nicht gesehen, da empfinde sie doch nun Sehnsucht nach ihnen. Es würde ihr auch in den Augen ihrer jetzigen Untertanen nur vorteilhaft sein, wenn diese sähen, daß sie, Kriemhild, nicht freundlos sei, sondern der reichen und mächtigen Verwandten gar viele habe.

König Etzel freute sich von Herzen, seiner geliebten Gemahlin einen Wunsch erfüllen zu können, und sandte sogleich seine beiden Spielleute Werbel und Swemmel mit reichem Gefolge nach

*) Die Etzelburg stand jedenfalls in der uralten Stadt Gran an der Donau; neuere Überlieferungen verlegen sie nach Budapest, der jetzigen Königsstadt.

Worms, auf daß sie den König Gunther und seine Brüder einlüden, mit ihren Mannen zu einem Besuche an den Königshof im Hunnenlande zu kommen.

Kriemhild gab den Boten heimlich noch die Weisung, daß sie, ohne Aufsehen zu erregen, darauf bedacht sein sollten, auch Hagen von Tronje mit einzuladen. Und wenn man sie nach Kriemhildens Befinden fragen würde, dann sollten sie nimmer und nirgends etwas anderes sagen, als daß es ihr wohl gehe und sie heiter und glücklich in ihrem Reiche lebe.

Nach einem zwölftägigen Ritt kamen die beiden Spielleute mit ihren Begleitern an die Ufer des Rheines und erreichten bald die stattliche Burg der Burgundenkönige. Als es kund ward, von wem sie hergesandt, wurden sie von Gunther und seinen Brüdern mit nicht geringer Freude aufgenommen. Die Könige konnten nicht müde werden, sich von ihrer geliebten Schwester erzählen zu lassen, und als die Spielleute in herzlichster Form den Auftrag ihres Herrn ausrichteten, zum Feste der Sommersonnenwende als liebe Gäste an Etzels Hof zu kommen, da waren sie sogleich geneigt, dieser Einladung zu folgen. Gunther gab aber doch nicht sofort endgültigen Bescheid, sondern bat sich eine Bedenkzeit von sieben Tagen aus, um erst mit seinen Freunden und Ratgebern darüber zu sprechen.

In der Versammlung, die er deshalb sofort einberief, zeigte es sich nun, daß alle für den Zug nach dem Hunnenlande waren, nur Hagen nicht und schließlich auch Runold, der Küchenmeister. Voller Bedenken sprach Hagen:

„Habt ihr vergessen, was wir Kriemhilden angetan haben? Sie hat es ganz gewiß nicht vergessen, mag sie auch noch so schöne Worte sagen lassen; da kenne ich sie viel zu gut! Darum sag' ich: Ihr liefert euch selbst ihrer Rache aus, wenn ihr zu ihr geht!"

Als Gunther diese Worte seinen Brüdern wiederholte, sprach Gernot zu Hagen:

„Ich glaub's wohl, daß du aus guten Gründen den Tod im Hunnenlande fürchtest; deswegen brauchen wir unsre Schwester nicht zu meiden."

Und Giselher fügte spöttisch hinzu:

„Wenn dein Gewissen dir keine Ruhe läßt, so bleibe du ruhig zu Hause und laß die gen Hunnenland ziehen, die Mut dazu haben."

Da rief Hagen erzürnt:

„Feigheit ist es wahrlich nicht, die mich zu solchem Rat bestimmt, so gut solltet ihr mich doch kennen; wollt ihr euch selbst in euer Unglück stürzen, nun, so will ich euch den Weg dazu weisen. Ich ziehe mit."

Aber auch Runold, der Küchenmeister, erhob jetzt warnend seine Stimme:

„Warum wollt ihr einer verlockenden Einladung folgen, wo ihr es so schön in der Heimat habt? Hat Hagen euch je etwas Schlechtes geraten? Ich dächte wahrlich nicht. Was ihr *hier* habt, das wißt ihr; was ihr im fernen Lande finden werdet, das könnt ihr nicht wissen, trotz aller schönen Versprechungen. Darum rat' ich euch, bleibt hier!"

Doch alle diese Worte verhallten unbeachtet; man könne die freundliche Einladung Etzels nicht ausschlagen, und so ward einstimmig beschlossen, nach dem Hunnenlande zu ziehen. Nur das eine konnte Hagen erreichen, daß Gunther befahl, alle seine Mannen sollten ihn in voller Kriegsrüstung auf dem Zuge begleiten. Hagen wählte denn auch sogleich tausend der tapfersten und zuverlässigsten Ritter aus und hieß sie zu dem Zuge in die Ferne sich rüsten.

Gunther aber sandte die Boten, nachdem er sie reich beschenkt hatte, mit der Antwort zurück, daß er der Einladung König Etzels gern folgen werde.

Frohgemut eilten die Spielleute in die Heimat zurück und brachten dem Königspaar diese Kunde. Niemand war froher als Kriemhild! Als sie vollends hörte, daß außer ihren Brüdern auch Hagen an ihrem Hofe erscheinen werde, gab sie den Boten reichen Lohn und freute sich im stillen, daß ihr Plan allem Anschein nach trefflich zu gelingen scheine.

---

23. Wie die Burgunden zu den Hunnen fuhren

Gunther ordnete nun, während die Zurüstungen zur Reise betrieben wurden, alles für die Verwaltung seines Landes an, wie es für eine so lange Abwesenheit nötig war. Seine Mutter, Frau Ute, war durch schlimme Träume sehr düster gestimmt und bat ihn aufs dringendste, zu Hause zu bleiben. Ebenso Brunhild, deren Herz gleichfalls von bangen Ahnungen beschwert war. Ob ihr Gewissen ihr nicht sagte, zu welchem Zwecke sie einst den edeln Siegfried nach Worms geladen? Soviel aber Brunhild auch bat, die Fürsten ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen.

In der Stunde des Abschieds flossen die Tränen in Strömen. Die Frauen weinten, als ob sie ahnten, daß sie keinen der Ritter wiedersehen würden. Diese aber zogen wohlgemut von dannen. Zu einem Freudenfeste waren sie ja geladen — wozu also die Traurigkeit? Sie waren ihrer tausend Recken mit schneidigen Waffen, dazu neuntausend Knappen, sämtlich im Waffenhandwerk wohl geübt; was sollte da zu fürchten sein?

Unter Hagens kundiger Führung kamen die Burgunden nach zwölf Tagen an die Donau. Zum Unglück war diese gerade sehr stark angeschwollen, so daß der Übergang noch viel schwieriger war als sonst. Nirgends war ein Fährmann zu erblicken. Hagen ging deshalb suchend an dem Strome hinab. Da sah er plötzlich in den Fluten zwei holde Wasserjungfrauen, die sich gar anmutig auf den Wogen schaukelten. Sofort schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er wußte, daß diese Wesen in die Zukunft schauen konnten. Gebückt schlich er nahe an sie heran, um sie zu fangen. Sie erblickten ihn aber noch rechtzeitig und entkamen ihm glücklich bis fast in die Mitte des Stromes. Da ergriff Hagen die am Ufer liegenden Schwanenhemden der beiden Wasserholden und hielt sie triumphierend in die Höhe. Sofort schwammen die beiden näher herzu und baten den fremden Rittersmann flehentlich, daß er ihnen ihre Kleider wiedergeben sollte.

„Nur dann," antwortete Hagen, „wenn ihr mir sagt, was ihr wißt."

Da rief die eine, Hildburg genannt:

„Reitet getrost in König Etzels Land; denn hohe Ehren warten euer dort."

Erfreut gab Hagen die Schwanenhemden zurück und wollte schnell zu den Seinen zurückkehren. Da rief ihn die andre Nixe, Sieglinde geheißen, zurück und sprach:

„Laß dich warnen, Hagen von Tronje! Nur um ihr Kleid wiederzuerhalten, hat meine Schwester so gesprochen und dir Falsches verkündet. Geht ihr zu den Hunnen, so werdet ihr das bereuen; denn keiner von euch wird dann lebend in sein Heimatland zurückkehren."

Hagen wollte diese furchtbare Kunde nicht glauben, aber sie versicherten ihm nun beide, daß von allen nur des Königs Kaplan lebendig an den Rhein zurückkehren werde. Sie warnten ihn auch vor dem Fährmann, den sie an dem andern Ufer des Stromes finden würden; denn er sinne Übles gegen sie. Er solle sich nur für Amelrich, den Bruder des Schiffers, ausgeben, sonst komme der finstre Mann gewiß nicht herüber.

Die beiden Jungfrauen schlüpften nun in ihre Schwanenhemden und flogen davon.

Hagen ging sehr mißgestimmt nach der Stelle, wo er nach den Worten der Wasserjungfrauen die Überfahrt finden sollte. Mit mächtiger Stimme rief er nach dem jenseitigen Ufer hinüber und bot dem Fährmann reichen Lohn, wenn er ihn überfahre. Für Gold und Silber tue er keine Dienste, gab der Schiffer zurück. Nun mußte Hagen zu der ihm empfohlenen List greifen.

„Ich bin Amelrich, dein Bruder; wirst du mich nun hinüberholen?"

Als Antwort sprang der Schiffer in sein Boot und kam mit raschen Ruderschlägen über den Strom. Hagen, der bisher seinen Schild über den Kopf gehalten hatte, als wolle er sich vor der Sonne schützen, sprang rasch in den Kahn. Kaum erkannte aber

der Schiffer, daß er getäuscht worden war, so hob er wutentbrannt sein schweres Ruder in die Höhe, um den Eindringling zu töten. Hagen war jedoch schneller als er und hieb ihm mit einem mächtigen Schlage seines Schwertes den Kopf ab. Dieses Schwert war Balmung, Siegfrieds kostbare Waffe, die Hagen von Gunther empfangen hatte und nun stets an seiner Seite trug.

Inzwischen war der Kahn von der Strömung ziemlich weit abwärts getrieben worden, so daß Hagen Not hatte, ihn bis zu der Stelle hinzurudern, wo die Burgunden seiner harrten. Wohl staunten sie, wie er in dem fremden Lande zu dem Kahne gekommen war, Hagen ließ ihnen aber keine Zeit, darüber nachzudenken. Er forderte sie vielmehr auf, sich zur Überfahrt zu rüsten. Die Ritter brachte Hagen in dem Kahne nach und nach alle glücklich ans andere Ufer. Die Pferde wurden von den Sätteln befreit und ins Wasser getrieben. Sie schwammen so sicher, daß sie alle unversehrt, wenn auch vom Strome ein Stück abwärts getrieben, am jenseitigen Ufer anlangten.

Als sie alle drüben waren, erblickte Hagen den Kaplan des Königs. Sogleich erinnerte er sich dessen, was ihm die Wasserfrauen von diesem gesagt hatten. Um zu prüfen, ob die beiden wirklich etwas von der Zukunft wüßten, ergriff er den ahnungslosen Mann und warf ihn mit kräftigem Schwunge hinein in die wildtosenden Wellen des Stromes.

„Was tust du da?" riefen Hagens Genossen entsetzt. Dieser antwortete nicht, sondern sah mit gespannten Blicken nach dem mit den Wogen Ringenden. Und siehe da! es gelang dem Armen, dem Boote nahe zu kommen und sich daran festzuklammern. Da stieß ihn Hagen voller Zorn mit einer Stange ins Wasser zurück, daß er von neuem den Wellen preisgegeben ward. Nach Menschengedanken war er nun verloren, aber Gottes Hand schirmte den Bedrohten. Wohl trieben die Wogen ein grausames Spiel mit ihm, sie trugen ihn aber doch endlich ans andre Ufer hinüber, wo er vor Schrecken und Frost zitternd zu Boden sank.

Als Hagen das sah, da wußte er auch, daß die Wasserfrauen wahr gesprochen hatten. Die Reise an Kriemhildens Hof

führte die Burgunden alle in den Tod! Da erfaßte den Mann solch ein übermächtiger Zorn, daß er mit kraftvollen Schlägen das Boot in Stücke schlug und diese in den Strom warf.

Erschrocken fragte ihn sein Bruder Dankwart:

„Warum tust du das? Wie sollen wir denn auf dem Heimwege wieder hinüberkommen?"

„Ich tat es für den Fall, daß ein Feigling unter uns sei, der uns in der Gefahr verlassen und nach der Heimat flüchten möchte. Schwimmend kommt keiner durch diese Wogen!"

Nun ordnete sich der Zug und nahm die Richtung nach dem Hunnenlande. Der Priester aber mußte sich den Weg nach dem Rheine zurück zu Fuße selber suchen.

---

24. Wie sie nach Bechelaren kamen

Unter Hagens Führung kamen die Burgunden nach einigen Tagen nach Bechelaren*), wo der gute Markgraf Rüdiger mit seiner Gemahlin Gotelinde Hof hielt. Kaum erhielt dieser Kenntnis von dem Nahen der Burgunden, so eilte er ihnen entgegen, begrüßte sie aufs herzlichste und lud sie ein, einige Tage bei ihm zu rasten.

Den Einwand Gunthers, daß er dies bei der großen Anzahl seiner Begleiter nicht annehmen könne, wußte Rüdiger so gründlich zu widerlegen, daß sie ihm schließlich alle nach Bechelaren folgten und seine Gastfreundschaft annahmen. Markgräfin Gotelinde empfing die Gäste aufs freundlichste, ihre Tochter Dietlinde nicht minder. Die Knappen und die Pferde wurden vor der Burg untergebracht, wo auf den Wiesen Zelte aufgeschlagen wurden.

Nun begann ein festliches Gelage, wie es die alte Stammburg wohl noch nie gesehen hatte. Der Markgraf bot mit den Seinen alles auf, um die Gäste durch Speise und Trank, durch

*) Bechelaren = Groß-Pöchlarn an der Donau.

Waffenspiel und Saitenklang zu erfreuen. Die Krone des Festes war aber entschieden Dietlinde, Rüdigers Töchterlein.

Gar mancher burgundische Ritter schaute sehnsüchtig zu dem schönen Mägdlein hinüber, keiner aber verlangender als Giselher, der treugesinnte Mann. Den jungen König erfaßte eine so leidenschaftliche Liebe zu der holden Maid, daß er beschloß, bei ihrem Vater um sie zu werben.

Als sie nach einem festlichen Mahle in fröhlichen Gesprächen beisammensaßen, pries Volker, der kühne Spielmann, der ebenso ruhmvoll das Schwert wie den Fiedelbogen zu führen verstand, die Markgräfin und ihre Tochter in hochtönendem Gesange. Da floß auch dem jungen Giselher der Mund über von dem, was sein Herz erfüllte. Vor allen Festgenossen warb er in züchtigen Worten um die herrliche Jungfrau.

Von allen Seiten ertönten nun die freudigsten Zurufe, und da Markgraf Rüdiger und seine Gemahlin mit dieser Werbung ebenso einverstanden waren wie Dietlinde selbst, so ward sogleich im Kreise der Blutsfreunde die Verlobung des jungen Paares feierlich begangen. Die Hochzeit sollte stattfinden, wenn die Burgunden auf der Rückkehr nach dem Rheine wieder durch Bechelaren kämen. Niemand war glücklicher als der tapfere Giselher!

Als freilich Hagen am andern Tage zum Aufbruch mahnte, da gab es bei dem jungen Brautpaare großes Herzeleid. Es war aber für die Burgunden die höchste Zeit, wenn sie noch vor dem Feste der Sommersonnenwende Etzels Hoflager erreichen wollten.

Beim Abschied beschenkten der Markgraf und seine Gemahlin noch die Ritter mit wertvollen Angedenken. Gernot erhielt von Rüdiger ein gutes Schwert, Hagen aber bat die Markgräfin um einen Schild, den er in der Waffenhalle gesehen hatte. Er hatte einst Rüdigers Sohne Nudung gehört, der in der Schlacht gefallen war. Gotelinde wäre es lieber gewesen, Hagen hätte sie um etwas anderes gebeten; doch um ihm Freude zu machen, trennte sie sich selbst von diesem teuern Andenken.

Auch hier flossen der Tränen gar viele, als die Burgunden von dannen zogen. Am meisten aber weinte Dietlinde; es war, als ob sie sich von dem Geliebten gar nicht trennen könnte. Ihr liebendes Herz ahnte es, daß sie ihn zum letzten Male sah.

---

25. Wie sie an Etzels Hof kamen

Markgraf Rüdiger hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Gäste selbst nach Etzelburg zu geleiten. Er hatte auch Boten vorausgesandt, die dem König die bevorstehende Ankunft der edlen Recken vom Rheine melden sollten.

Diese Kunde vernahm auch Dietrich von Bern, der kühne Recke, der mit seinen Amelungen noch immer an Etzels Hofe weilte. Ihm ahnte, was Kriemhild mit ihren Verwandten beabsichtigte. Er hoffte aber, Rüdiger werde das auch wissen und die Heranziehenden bereits gewarnt haben. Als er hörte, daß sie trotzdem an den Hof kamen, beschloß er, ihnen entgegenzureiten und sie zu warnen. In Begleitung seines Waffenmeisters, des alten Hildebrand, nahte er sich den Burgunden, die eben am Wege Rast hielten.

Als Hagen den Berner daherkommen sah, rief er den Seinen zu:

„Auf, ihr edeln Ritter, laßt uns dem Helden entgegengehen, der uns dort begrüßen will. Es ist der edle Vogt von Bern. Wohl uns, daß er uns freundlich gesinnt ist!"

Und sie gingen ihm alle freundlich entgegen und tauschten mit ihm und seinen Mannen Grüße aus. Da sprach Dietrich zu den Königen:

„Willkommen im Hunnenlande! Ist es euch aber nicht bekannt, daß Kriemhild noch immer trauert um den Helden von Nibelungenland?"

„Siegfried ist tot und kommt auch nicht wieder, mag sie noch so sehr um ihn weinen!" sprach Hagen rauh. „Jetzt hat sie den Hunnenkönig zu lieben. Die Nibelungen sind wir jetzt!"

„Trotzdem seid ihr vor Schaden nicht sicher, so lange Kriemhild lebt!" entgegnete Dietrich. „Darum sag' ich dir, Gunther, hüte dich vor ihr."

„Wovor soll ich mich hüten?" sagte Gunther. „Etzel hat uns so herzlich eingeladen und Kriemhild sandte uns so liebevolle Grüße, daß ich wahrlich kein Mißtrauen in ihre Gesinnungen setzen konnte."

Dietrich zuckte die Achseln und sprach:

„Täglich hör' ich es, wie Kriemhild in ihrer Kammer laut um Siegfried jammert und zum Himmel um Rache fleht für die, die ihn gemordet haben. Nun tut, was ihr wollt, ich habe euch gewarnt!"

Da sprach Volker und schlug dabei an sein mächtiges Schwert:

„Zum Umkehren ist es zu spät; laßt uns nur an den Hof des Hunnenkönigs gehen, da werden wir schon sehen, was uns droht. Wir sind auf der Hut!"

Diese Worte fanden lauten Widerhall in den Reihen der Burgunden, und so machten sie sich auf, um die Burg Etzels zu erreichen.

In stolzer Haltung ritten sie denn auch bald in den weiten Hof von Etzelburg ein, angestaunt von dem Gesinde und den Knappen des Hunnenkönigs. Solch riesenhafte Gestalten hatten diese allerdings nicht unter sich aufzuweisen! Vor allem verlangten die Hunnen den gefürchteten Hagen von Tronje zu sehen, den Mann, der es vermocht hatte, den stärksten Mann der Welt, Siegfried von Niederland, zu erschlagen. Und wahrlich, ein stattlicher Mann war Hagen noch immer, obgleich sein Haupt- und Barthaar nun ergraut war. Seine hochgewachsene Gestalt mit der breiten Brust überragte die andern alle, und in wahrhaft königlicher Haltung schritt er durch die ihn neugierig anstarrende Menge. Er würdigte seine Umgebung keines Blickes, nur dann und wann schoß aus seinen düstern Augen ein Blitz hervor, der von der Leidenschaft zeugte, die in diesem finstern Manne wohnte.

Etzel und Kriemhild hatten Befehl gegeben, daß die Ritter in einem Seitenflügel des Schlosses, ihr Gesinde und die Knappen aber in

einem entfernten Teile der Burg untergebracht werden sollten. Nicht ohne Absicht war dies geschehen, den Nibelungen zum Verderben.

Als die Ritter über den Hof schritten, um ihre Gemächer aufzusuchen, kam Kriemhild mit ihrem Gefolge daher. Als sie ihrer Brüder ansichtig ward, ging sie ihnen freundlich entgegen und bot ihnen herzlichen Gruß. Aber nur Giselher ward von ihr mit Kuß und Handschlag begrüßt.

Als Hagen das sah, schnallte er sein Helmband fester und sprach vor sich hin:

„Das ist ein sonderbarer Empfang! Seit wann begrüßt man denn die Fürsten verschieden? Wir haben keine gute Reise getan!"

Kriemhild hatte inzwischen ihren Todfeind Hagen erblickt. Sogleich ging sie auf ihn zu und sprach:

„Möge euch willkommen heißen, wer euch gern erblickt. Ich grüße euch nicht um eurer Freundschaft willen! Sagt, was ihr mir vom Rheine mitgebracht habt, damit ich euch doch am Ende noch freudig begrüßen kann."

„Was für Reden sind das?" entgegnete Hagen. „Ihr erwartet Geschenke von uns? Hätte ich das geahnt, so hätte ich euch wirklich etwas mitgebracht."

„Nun, eins hättet ihr doch mitbringen sollen," fuhr Kriemhild fort, „den Nibelungenhort, der doch mein eigen ist, wie ihr recht gut wißt!"

„Frau Kriemhild," antwortete Hagen, „der liegt in guter Ruh' auf dem Boden des Rheines, wohin ich ihn auf Befehl meiner Herren versenkt habe. Dort mag er liegen bis zum jüngsten Tage."

„Das dachte ich mir!" sprach Kriemhild erzürnt. „Ihr habt mir also nichts mitgebracht?"

„O ja!" rief Hagen nun in hellem Zorne. „Den Teufel bring' ich euch! Ich hatte an meiner Rüstung schon genug zu tragen, sonst hätt' ich euch den Schatz noch mitgebracht."

„Um Gold und Silber war mir's gar nicht, davon hab' ich genug. Aber den Mord und den zwiefachen Raub, der an mir begangen worden ist, will ich gesühnt sehen."

Zu den andern Rittern sich wendend, fuhr sie fort:

„Es ist nicht Sitte hier, im Königssaale Waffen zu tragen. Darum legt sie ab, ich werde sie aufbewahren lassen."

„Mit nichten", antwortete Hagen. „Ich geize nicht nach der Ehre, daß ihr mir die Waffen zur Herberge tragt. Ich werde sie selber hüten, wie es mein Vater mich gelehrt hat."

Da geriet Kriemhild noch mehr in Zorn.

„Warum wollt ihr eure Waffen nicht ablegen? Was für ein Mißtrauen ist das? Wüßt' ich, wer euch das gelehrt hat, es wäre sein Tod!"

„Ich bin es gewesen, der gewarnt hat!" sprach Dietrich von Bern und schaute der erzürnten Königin unerschrocken ins Gesicht. „Tu' doch, wie du soeben gesagt hast; ich fürchte mich nicht vor dir!"

Da schämte sich die Königin gewaltig; denn sie hatte vor dem Helden von Bern nicht geringe Furcht. Dem grimmen Hagen noch einen haßerfüllten Blick zuwerfend, schritt sie von dannen.

Dietrich aber geleitete die Gäste nach ihrer Herberge, damit sie sich bereit machten, vor dem König Etzel zu erscheinen.

Der König hatte von dem Fenster seines Gemaches aus den Vorgang beobachtet. Da sprach er zu seinem Kämmerer, der neben ihm stand:

„Wer ist denn der Recke, mit dem Dietrich so freundlich spricht? Mir scheint, ich kenne ihn!"

„Das ist Hagen, Aldrians Sohn!" gab der Gefragte zur Antwort. „So freundlich er jetzt aussieht, so grimmig ist er doch."

„Hagen!" sprach Etzel vor sich hin. „Ich kenn' ihn wohl! Als Geisel kam er mit Walter und Hildegunde vor vielen Jahren an meinen Hof, und Helche, die Getreue, nahm sich seiner freundlich an. Die beiden andern entflohen, Hagen blieb bei uns und ward ein tapfrer Rittersmann, der mir in Treuen diente. Endlich schickte ich ihn in seine Heimat zurück. Nun seh' ich ihn wieder!"

Sinnend stand der greise König und sah nach dem Hofe hinab. Er ahnte nichts von Kriemhildens Plänen, und bittres Herzweh würde es ihm bereitet haben, wenn er gewußt hätte, daß der Mann, der ihm in seiner Jugend so große Dienste getan, nun im Alter so vielen seiner Freunde den Tod bereiten sollte.

---

26. Wie Hagen vor Kriemhildens Saale saß

Kriemhild saß unterdessen an einem Fenster im Saale der Burg und schaute in den Hof hinab. Da kamen von ungefähr Hagen und Volker daher und nahmen auf einer Bank Platz, die im Hofe stand. Der Anblick Hagens erinnerte Kriemhild wieder so lebhaft an ihr Unglück, daß sie heftig zu weinen begann. Bestürzt eilte ihr Gefolge herbei und fragte, was ihr geschehen sei.

Schluchzend sprach sie:

„Daran ist Hagen schuld! Auf den Knien würde ich demjenigen danken, der mich an ihm rächt und ihn tötet."

Einmütig riefen die Mannen:

„Dein Wille soll geschehen! Kommt, laßt uns ihn töten!"

Doch Kriemhild sprach dazwischen:

„Ihr seid zu wenig gegen diese beiden da unten. Ruft noch mehr von euern Genossen herbei, dann gehe ich selbst mit euch hinunter und stelle Hagen zur Rede. Da werdet ihr sehen, daß er sich mit seiner bösen Tat noch brüstet. Ihm geschieht nur recht, wenn er sein Leben verliert."

Als Hagen und Volker bald danach die Königin an der Spitze ihrer Mannen aus dem Saale herabkommen sahen, sagte Hagen:

„Das gilt mir! Doch vor denen hab' ich noch keine Bange. Wollt ihr mir beistehen, Volker?"

„Und wenn König Etzel mit seinem ganzen Heere uns entgegenkäme, ich würde nicht von eurer Seite weichen!" antwortete

freudig erregt der tapfre Spielmann und legte willig seine Rechte in die dargebotene Hand des Freundes.

Volker wollte sich vor der näherkommenden Königin erheben, Hagen aber wehrte es ihm. Es würde ihnen nur als Furcht gedeutet werden, und überdies sei man feindlich Gesinnten keine übertriebene Höflichkeit schuldig. Er selbst zog sein herrliches Schwert aus der Scheide und legte es so recht offenkundig, daß jedermann es sehen mußte, auf seine Knie.

Kriemhild erkannte es wohl: es war Balmung, ihres teuern Siegfried kostbare Waffe. Das entfachte ihren Zorn nur noch mehr, und heftig rief sie dem rauhen Kriegsmann zu:

„Waret ihr bei Sinnen, daß ihr euch hierher wagtet, da ihr doch wißt, was ihr mir angetan habt? Nach euch hat niemand gesandt!“

„Das weiß ich wohl,“ erwiderte Hagen, „aber meine drei Herren waren geladen, und da ich ihr Lehnsmann bin, so mußte ich einfach mit ihnen ziehen.“

„Nun sagt doch endlich einmal, warum ihr Siegfried erschlugt!“ sprach Kriemhild weiter.

„Wozu diese Reden?“ rief Hagen ärgerlich. „Ich leugne es ja gar nicht, daß ich es gewesen bin, der den tapfern Helden getötet hat. Er mußte es entgelten, daß seine Frau meine Herrin, die edle Brunhild, beleidigt hatte. Das ist alles!“

„Jetzt hört ihr's selbst, daß er allein mein Leid verschuldet hat. Nun straft ihn dafür!“

Diese Worte schleuderte Kriemhild ihren Mannen zu. Diese aber sahen, wie die beiden Recken sich zu ihrer vollen Höhe aufrichteten und zu ihren Waffen griffen. Da wurden sie kleinlaut und zauderten, sie anzugreifen. Etliche von ihnen kannten ja Hagen noch von früher her; sie zogen es deshalb vor, sich nicht mit ihm zu messen. Alle anspornenden Reden der Königin halfen nichts, die Hunnen zogen sich zurück, ohne die beiden Recken anzugreifen. Fast ohnmächtig vor Zorn kehrte Kriemhild in ihren Palast zurück.

Hagen und Volker wußten nun, woran sie waren. Eben wollten sie ihren Fürsten dieses Erlebnis mitteilen, da kamen diese, von Dietrich und den andern fremden Fürsten geleitet, über den Hof dahergeschritten, um sich in den Festsaal zu begeben und König Etzel zu begrüßen. Die Zeit zum Reden war jetzt schlecht gewählt. Deshalb schlossen sich die beiden Recken stumm dem Zuge an, ihre Mitteilungen auf später verschiebend.

Etzel empfing seine Gäste so herzlich und bewirtete sie so köstlich, daß ein Zweifel an seiner Treue und Ehrlichkeit den Helden geradezu als Sünde erschienen wäre. Bis in die späte Nacht saßen sie fröhlich zechend beisammen. Am andern Tage sollte nun das Fest der Sommersonnenwende feierlich begangen werden.

---

27. Wie Hagen und Volker Schildwacht hielten

Als sich die Burgunden endlich von ihrem Gastfreund verabschiedet hatten, wurden sie in einen weiten Saal geführt, wo ihnen in wahrhaft fürstlicher Pracht Nachtlager hergerichtet waren.

„Was nützt uns diese Herrlichkeit," sprach seufzend Giselher, „wenn wir rings von Feinden umgeben sind? O, wären wir in der Heimat geblieben!"

„Legt euch getrost zur Ruhe nieder, ich halte Wacht für euch alle!" sprach da Hagen von Tronje und nahm seinen Platz vor dem Tore des Saales ein. Kaum hatte er sich dort niedergelassen, so trat Volker zu ihm und bat:

„Laßt mich hier bleiben! Wenn ihr es nicht verschmäht, leiste ich euch Gesellschaft!"

„Seid bedankt, vieledler Freund!" antwortete Hagen gerührt. „Einen lieberen Genossen fänd' ich nicht!"

Volker aber holte seine Geige herbei und begann mit kunstgeübter Hand seine Weisen zu spielen. Erst machtvoll und klangreich, dann immer leiser werdend, bis alle seine Genossen drin im Saale in sanften Schlummer gefallen waren. Als er dies erreicht hatte, legte er die Fiedel weg und griff wieder nach Schild und Schwert, um an Hagens Seite für die Seinen zu wachen.

Um Mitternacht war es, als Volker bemerkte, daß eine Schar gewappneter Männer sich leise an den Saal heranzuschleichen versuchte. Er machte Hagen darauf aufmerksam, dieser aber bedeutete ihn, daß sie die Mannen erst herankommen lassen wollten, ehe sie sich rührten.

Kaum hatte aber der erste der Herankommenden bemerkt, daß Hagen und Volker am Eingange des Saales wachten, da wandte er sich zurück und sprach leise zu den Seinen:

„Der Fiedelspieler und Hagen halten dort Wacht, da können wir unsern Plan nicht ausführen."

Und lautlos, wie sie gekommen waren, kehrten sie wieder um.

Volker wollte ihnen nacheilen, doch Hagen riet ihm, das sein zu lassen, da es völlig zwecklos sei. Der kühne Spielmann konnte sich aber nicht versagen, den Davonschleichenden zum Zeichen, daß sie bemerkt worden waren, nachzurufen:

„Warum schleicht ihr hier gewappnet umher? Seid ihr von Kriemhild zum Morden ausgeschickt, so nehmt mich zum Helfen mit."

Niemand gab ihm Antwort. Da rief er zornig:

„Pfui, ihr feigen Bösewichte! Wolltet ihr uns im Schlafe morden? Solche Hinterlist ward noch an keinem guten Helden geübt!"

Lautlos entschlüpften die Hunnen und meldeten Kriemhilden, daß der Überfall vereitelt war. Wie schwer empfand sie das! War doch, seit sie Hagen wieder erblickt hatte, aus ihrem Herzen auch der letzte Rest milder Regungen entwichen. Nur ein Gefühl beherrschte sie noch: Rache, blutige Rache an den Räubern ihres Glückes zu nehmen. Darum sann sie nun auf neue Pläne, dieses Ziel zu erreichen.

---

28. Wie das Fest seinen Anfang nahm

„Mir wird so kühl im Harnisch", sprach Volker endlich. „Ich merke es an der frischen Luft, daß der Tag naht."

Da gingen sie in den Saal und weckten die Schläfer alle. Als diese sich in ihre köstlichsten Prunkgewänder kleiden wollten, erzählte ihnen Hagen, was sie diese Nacht erlebt, und riet ihnen, statt in Festkleidern in voller Kriegsrüstung den Kirchgang zu unternehmen.

Sie taten, wie der treue Ratgeber gesagt, und waren bald auf dem Platze vor dem Münster versammelt. Als Etzel mit seiner Gemahlin in königlichem Schmucke daherkam, war er sehr erstaunt, seine Gäste in voller Waffenrüstung zu sehen. Hagen erklärte ihm aber, daß es Sitte der Burgunden sei, drei Tage bei jedem Gastgebote in voller Rüstung einherzugehen.

Kriemhild wußte, daß das nur eine Ausrede war, die Hagen da vorbrachte, sie sagte aber nichts, sondern schritt ruhig weiter der Kirche zu.

Nach dem Gottesdienst begannen die ritterlichen Kampfspiele, die zu Ehren der Gäste veranstaltet wurden.

Es war ein herrlicher Anblick, die stattlichen Reiter auf hohem Roß dahersprengen zu sehen, in ritterlichen Spielen ihre Kraft und Gewandtheit zeigend. Auch die Helden vom Rheine ritten nach ihres Landes Sitte mit und ernteten reichen Beifall für die Kunst, die sie übten. Im Waffenspiel kam ihnen niemand gleich, das mußten selbst ihre Feinde zugeben.

Die Mannen Dietrichs und Rüdigers hätten gern mit ihnen gewetteifert, ihre Herren erlaubten es aber nicht, weil sie fürchteten, daß aus dem Scherz Ernst werden könnte.

Noch mehr war dies zu befürchten, als Blödel, der Bruder Etzels, mit dreitausend Mannen auf dem Kampfplatze erschien. Diese begannen sich mit den Burgunden zu necken, und bald flogen die Speerschäfte sausend umher. Die Hunnen hüteten sich aber wohl, Ernst zu machen; denn sie sahen recht gut, daß die Burgunden nur mit Mühe ihren Unmut unterdrückten.

So sehr sich diese auch hervortaten, den Preis gewährte ihnen Kriemhild doch nicht.

Ärgerlich sprach Volker:

„Seht nur die feigen Hunnen! Jetzt könnten sie ihre Feindseligkeit gegen uns zeigen, aber es fehlt ihnen auch dazu der Mut. Kommt, wir wollen unsre Rosse in die Ställe bringen!“

Da kam eben ein Hunne dahergeritten, der noch prunkvoller gekleidet war als die andern und sein Pferd zierlich umhertänzeln

ließ. Dabei schaute er mit süßlichen Gebärden zu den Fenstern hinauf, wo Kriemhild mit ihren Frauen saß.

„Seht ihr den Gecken dort? Dem muß ich eins versetzen!“ rief Volker unwillig und sprengte dem Hunnen entgegen. Dabei stieß er ihm seinen Speer so tief in den Leib, daß der Getroffene sogleich vom Pferde fiel.

Entrüstet kamen die Hunnen herbeigeeilt, um den Gefallenen aufzuheben. Als sie aber sahen, daß er tot war, erhob sich lautes Klagegeschrei, und alle griffen zu den Waffen, um den Tod des Kameraden an den Burgunden zu rächen. Diese standen aber schon kampfbereit da, und es wäre sicher schon jetzt zu dem ersten blutigen Zusammenstoß gekommen, wenn König Etzel sich nicht zwischen die Kämpfenden gestürzt und mit Aufwand all seiner Macht den Streit geschlichtet hätte. Ein Straucheln des Pferdes habe es verschuldet, daß der Speer den Hunnen getötet. Dieser Entscheidung mußten sich die Hunnen fügen. Auch die Recken vom Rheine zogen es vor, jetzt den Streit auf sich beruhen zu lassen und dem König zu festlichem Mahle zu folgen.

Kriemhild hatte inzwischen Dietrich und seinen Waffenmeister mit Bitten bestürmt, daß sie ihr helfen möchten, Siegfrieds Tod an den Nibelungen zu rächen. Beide lehnten jedoch ihre Bitten ab, da sie den Burgundenhelden in Treuen zugetan seien und diese Treue niemals brechen wollten.

Da rief Kriemhild ihren Schwager Blödel zu sich und versprach ihm eine reiche Landschaft, wenn er sie an den Burgunden räche. Er zögerte aber, gegen die Freunde seines Bruders Etzel etwas zu unternehmen. Erst als ihm Kriemhild die Gattin des im Kampfe gefallenen Sohnes Rüdigers zum Weibe versprach, ging er auf die Pläne der Königin ein. Er befahl heimlich seinen Mannen, sich zu waffnen und zunächst die Knechte der Burgunden unschädlich zu machen.

Sehr befriedigt von diesem Erfolge begab sich Kriemhild in den Festsaal, wo inzwischen ihr Sohn, der junge Ortlieb, erschienen war, um den Brüdern seiner Mutter vorgestellt zu werden. Etzel empfahl ihn der Liebe der drei Könige und bat sie, den Knaben

mit an den Rhein zu nehmen, damit er dort in allen ritterlichen Tugenden und Künsten nach burgundischer Sitte erzogen werde.

„Wenn er nur groß wächst!" wandte da Hagen zweifelnd ein. „Der Knabe ist so schwächlich, daß er wohl nicht alt werden wird."

Diese Rede kränkte den König Etzel sehr; er sagte zwar nichts, aber in seiner Seele blieb der Unmut über diese Worte haften. Auch Gunther und seinen Brüdern war Hagens Rede nicht lieb, aber dieser ließ sich durch ihre mißbilligenden Blicke nicht im mindesten einschüchtern. Ingrimmig saß er da; auf Kurzweil stand sein Sinn nicht, das war auf seinem Antlitz deutlich genug zu lesen.

---

29. Wie Blödel fiel und die Knechte der Burgunden erschlagen wurden

Dankwart, der Bruder Hagens, saß eben mit den Knechten am Tische, als Blödel mit seinen Reisigen erschien und ihm in hochfahrendem Tone ankündigte, daß er und die Knechte alle um Hagens willen, der Siegfried erschlagen habe, den Tod erleiden müßten. Dankwart sagte voller Staunen, daß er doch ganz unschuldig sei an Siegfrieds Tod, aber Blödel schnitt ihm jede weitere Rede ab, indem er ihn zum Kampfe herausforderte. In auflodernдem Zorn riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und hieb dem hochmütigen Hunnen das Haupt ab.

Diese Tat war für die Hunnen das Zeichen, auf die Burgunden loszugehen. Das Gemetzel, das nun entstand, war so grausig, daß das Blut in Strömen auf dem Boden dahinfloß. Die Helden vom Rheine wären trotz der Übermacht ihrer Feinde siegreich geblieben, wenn nicht, durch das Kampfgetöse aufmerksam gemacht, von außen eine zahllose Menge gewappneter Hunnen in den Saal gedrungen wäre.

Sie wehrten sich wie die Löwen, nach mörderischem Kampfe war aber schließlich von allen Burgunden nur noch Dankwart am Leben. Aus vielen Wunden blutend, den arg verbogenen

und zerstoßenen Schild vor sich haltend, suchte er den Ausgang des Saales zu gewinnen. Vor seinen wuchtigen Schlägen wichen die Feinde zurück, so daß er ins Freie kam und über den Hof hinüber nach dem Festsaale schreiten konnte. Wie eine fletschende Meute, die ein Edelwild hetzt, folgten ihm seine Widersacher und versuchten es, ihn durch Speerwürfe und Schwerthiebe aufzuhalten. Er schlug aber so mächtig um sich, daß er endlich die Treppe zu dem Saale erreichte. Einige Diener, die ihm den Eintritt wehren wollten, hieb er zu Boden und trat dann, über und über mit Blut bedeckt, in den Saal.

Hier saß man beim fröhlichen Mahle und ahnte nicht, was sich draußen begeben hatte. Erschreckt schauten die Tischgenossen auf, als Dankwarts Stimme durch den Saal rief:

„Bruder Hagen, du sitzest zu lange sorglos hier. Draußen liegen unsre Knechte, neuntausend an der Zahl, in ihrem Blute erschlagen!"

„Wer hat das getan?" brauste Hagen auf.

„Blödel und seine Mannen, doch ich habe es ihm heimgezahlt: das Haupt schlug ich ihm vom Rumpfe!"

„Er mag froh sein, von der Hand eines solchen Helden den Tod empfangen zu haben!" sprach Hagen. „Wer aber hat dich so blutig zugerichtet?"

„Ich bin nur naß von dem Blute derer, die ich erschlagen habe. Wieviele es sind, weiß ich nicht!"

„Ha, das ist recht! Nun hüte mir die Tür; denn ich will Abrechnung halten mit denen, die solches Unheil angestiftet haben. Kriemhild will ihr Leid gerächt sehen. Jetzt wollen wir Etzels Wein mit Blut heimzahlen. Der junge Hunnenfürst soll den Anfang machen!"

Sprach's, riß sein Schwert aus der Scheide und hieb dem jungen Ortlieb mit einem Schlage das Haupt ab, daß es in Kriemhildens Schoß rollte und das Blut hoch aufspritzte.

Im nächsten Augenblick stach er den Hofmeister des Knaben nieder und hieb dem Spielmann Werbel die rechte Hand ab, daß sie mit der Geige auf dem Boden dahin rollte.

„Das sei der Lohn für deine Botschaft, die du uns gebracht hast!"

Eine Verwirrung ohnegleichen entstand nun in dem Saale. Hagen hieb um sich, daß rechts und links die Toten fielen, und Volker tat es ihm gleich. Vergeblich suchte Gunther dem Streite Einhalt zu tun, es war zu spät. Da auch die Hunnen nun zu den Waffen griffen, ward das Gedränge immer größer, so daß schließlich Gunther und seinen Brüdern, wenn sie ihr Leben schützen wollten, nichts weiter übrigblieb, als gleichfalls zum Schwerte zu greifen.

Dankwart stand an der Saaltür und ließ niemand aus und ein gehen. Sein Stand ward aber ein unhaltbarer, als die durch den Lärm aufmerksam gewordenen Hunnen, die im Hofe waren, von außen in den Saal drängten. Da sandte Hagen den kühnen Volker dem Bruder zu Hilfe, und so standen sie nun, der eine nach innen, der andere nach außen den Eingang wehrend.

Hagen wütete indessen in dem Saale weiter, ohne daß ihm einer der Hunnen etwas hätte anhaben können.

Etzel und Kriemhild sahen voller Schrecken, daß von ihren Mannen einer nach dem andern fiel. Da riefen sie den edeln Berner herbei, daß er dem Kampfe Einhalt tue. Er versprach's, obgleich er selbst nicht glaubte, die im Zorne rasenden Burgunden beschwichtigen zu können.

Auf einem Tische stehend, rief er mit seiner Donnerstimme zwischen die Streitenden hinein und erreichte es auch, daß Gunther den Seinen gebot, die Botschaft des Berners anzuhören. Dietrich mahnte die Burgunden daran, daß er mit ihnen im Frieden lebe, und bat sie, ihn und seine Recken aus dem Saale abziehen zu lassen.

Gunther gewährte ihm gern diese Erlaubnis und gestattete ihm, mit sich zu führen, wen er wolle, nur die Hunnenrecken nicht.

Da ergriff Dietrich mit einem Arme den König Etzel und mit dem andern die zitternde Kriemhild und führte sie beide an der Spitze seiner Amelungen aus dem Saale. Gunther ließ sie ungehindert ziehen, als aber ein Hunne dicht hinter Etzel ungesehen mit hinausschlüpfen wollte, hieb ihm Volker mit einem Schlage den Kopf ab.

Da bat auch der ehrwürdige Markgraf Rüdiger, daß man ihn und die Seinen abziehen lasse; er sei ja gleichfalls den Burgunden in Freundschaft zugetan. Auf Giselhers Fürsprache ward auch diese Bitte gewährt.

Kaum hatten aber Rüdigers Mannen den Saal verlassen, so begann drinnen von neuem ein fürchterliches Morden. Die Burgunden ruhten nicht eher, bis auch der letzte ihrer Feinde getötet war. Dann warfen sie die Leichen, siebentausend an der Zahl, über die Treppe hinab in den Hof.

Von nun an wagte sich keiner der Hunnen mehr in den Saal, und auch die Tausende, die im Hofe standen, waren nicht zu bewegen, den Kampf mit den furchtbaren Feinden aufzunehmen. Berge von Gold und Reichtümern aller Art boten Etzel und Kriemhild demjenigen, der den grimmen Hagen, die Seele des Kampfes, töte oder gefangennehme — alles umsonst.

Da entschloß sich, durch Hagens höhnende Reden angespornt, der kühne Markgraf Iring von Dänemark, den trotzigen Ritter zum Zweikampf herauszufordern. Das Ende davon war aber nach langem, heißem Ringen, daß der edle Iring von Hagens Hand einen grausigen Tod fand.

Landgraf Irnfried von Thüringen und Herzog Hawart von Dänemark wollten den getöteten Freund rächen, erfuhren aber durch Hagens und Volkers Hand dasselbe Schicksal wie der tapfre Iring. Und wie ihren Herren, so erging es auch den Rittern und Knappen der Dänen, die den Tod ihrer Fürsten rächen wollten.

So standen die tapfern Burgunden in blutigem Kampfe, bis die Nacht hereinbrach. Wahrlich, das war ein furchtbarer Tag, dieser erste Tag des Festes der Sonnenwende an König Etzels Hofe!

---

30. Wie Kriemhild den Saal anzünden ließ

Am andern Morgen ließ Gunther den König Etzel um eine Unterredung bitten. Er wollte es versuchen, den Streit noch in Güte beizulegen und für sich und die Seinen ungehinderten Abzug zu erlangen. Er hatte ja den Streit nicht angefangen, im Gegenteil, er war der Betrogene, der, freundlichem Worte trauend, ahnungslos in dieses Land gekommen und nun so schmählich verraten worden war. Alles dies sprach Gunther vor Etzel aus; dieser war aber durch seines Kindes Tod und das allzuviel vergossene Blut so erzürnt, daß er von keiner Versöhnung mehr etwas wissen wollte. Jetzt verlangte auch er die blutigste Rache — das war für die Burgunden die völlige Vernichtung.

Kriemhild hatte unterdessen eine Menge Holz und Reißig um den Saal aufschichten und anzünden lassen. Bald lohte das Feuer mächtig empor und erfaßte das ganze Gebäude. Nun konnte keiner entkommen, der in dem Saale war; denn außen standen viele tausend bewaffneter Hunnen, bereit, jeden niederzustoßen, der den Saal verlassen wollte.

Da baten die Burgunden, man möge ihnen wenigstens die Gunst gewähren, den Saal zu verlassen und draußen, als Helden kämpfend, zu fallen, anstatt in dieser Glut verschmachten zu müssen. Die Hunnen waren dazu bereit, aber Kriemhild rief ihnen heftig zu:

„Was denkt ihr? Wieviele von euch sollen noch unter ihren Mörderhänden fallen? Und wenn nur meine drei Brüder herausdürften, sie würden euch alle erschlagen, so tapfer sind sie!"

Als Giselher das hörte, rief er traurig aus:

„Du schöne Schwester mein, wie hätte ich das von dir denken sollen! Deiner Liebe vertrauend, kam ich hierher, und so lohnst du mir die Treue, die ich dir stets gehalten habe? Willst du nicht daran denken, daß wir einer Mutter Kinder sind? Du wirst es tun und uns Gnade schenken; denn grausam hab' ich dich nie gekannt!"

Das Flehen ihres geliebtesten Bruders ließ Kriemhildens Herz nicht ungerührt. Doch sie konnte von ihrem Haß nicht lassen; darum antwortete sie:

„Habt ihr Gnade an mir geübt, als ihr es littet, daß Hagen den edeln Siegfried erschlug und hier mein Kind? Doch damit ihr seht, daß ich nicht unversöhnlich bin, so höret, was ich euch sage! Liefert ihr mir Hagen aus, dann sollt ihr andern alle frei und ungehindert von dannen ziehen."

„Hagen ausliefern, den treuesten Mann, den wir besitzen?" rief da Gernot. „Mag er getan haben, was er will, uns war er treu. Nun und nimmermehr verraten wir ihn!"

Und auch Gunther und Giselher stimmten diesen Worten zu.

Jetzt war ihr Schicksal entschieden. Kriemhild hieß das Feuer von neuem schüren und den Ring von außen noch fester schließen. Dichter Qualm erfüllte den Saal, und die Recken hatten Mühe, sich vor den einstürzenden Balken zu schützen. Die herabfallenden Feuerbrände löschten sie in dem Blute, das den Fußboden bedeckte. Es war, als wollte die entsetzliche Nacht gar kein Ende nehmen. Als endlich der Morgen graute, saßen die sechshundert Mannen, die noch am Leben waren, inmitten der Leichen der Gefallenen zum Tode erschöpft und voller Herzeleid über den Verlust so vieler tapferer Genossen.

So viele neue Heerscharen Kriemhild auch gegen den Saal stürmen ließ, alle kehrten sie entweder unverrichteter Sache zurück, oder sie blieben tot auf der Walstatt liegen.

---

31. Wie Markgraf Rüdiger erschlagen ward

Niemand blutete das Herz bei all dem Jammer mehr als dem guten Markgrafen Rüdiger, der sich mit seinen Mannen von dem Streite abseits hielt. Er war den Burgunden in Treuen zugetan und durfte ihnen doch nicht beistehen, da er Etzels Lehnsmann war. Sooft er auch ein vermittelndes Wort einzu-

legen versuchte, keine der beiden Parteien war noch zum Frieden geneigt. Tiefbekümmert beriet er sich mit dem edeln Vogt von Bern, ob nicht noch ein Versuch zu machen sei, diese Not zu enden; da ward er zu Etzel gerufen.

Der König empfing ihn mit leidenschaftlichen Klagen über die Gäste, die er ihnen zugeführt habe, und verlangte, daß er gegen die Nibelungen kämpfe. Kriemhild mahnte ihn sogar an den Schwur, den er ihr geleistet habe, als er für Etzel um sie geworben.

Aber der milde Markgraf ließ sich durch dies alles nicht bewegen, den Freunden die Treue zu brechen. Er erklärte sich bereit, sein Land und seine Würde dem König zurückzugeben und bettelarm in die Verbannung zu gehen, wenn ihm der König erlasse, gegen die Burgunden zu kämpfen. Da warfen sich Etzel und Kriemhild ihm zu Füßen und flehten ihn unter heißen Tränen an, daß er sie rächen solle. Er werde doch seinen Eid nicht brechen wollen.

Sollte er seinem König treubrüchig werden? Ein schwerer Kampf war es, den er in seinem Herzen kämpfte, aber endlich raffte er sich auf:

„Gut, ihr sollt mich nicht vergebens an meine Treue mahnen. Ich habe sie euch stets gehalten und will sie nun mit meinem Leben besiegeln; denn gegen diese Helden kämpfe auch ich vergebens. Aber ich empfehle euch nicht bloß mein Land, sondern vor allem mein Weib und mein Kind.“

Nachdem ihm das Königspaar dies gelobt, befahl er seinen Mannen, sich zum Kampf zu rüsten.

Als die Burgunden den edeln Markgrafen mit seinen Mannen auf sich zukommen sahen, freuten sie sich sehr, denn sie dachten nicht anders, als er käme ihnen zu Hilfe. Bald sollten sie eines andern belehrt werden.

Kurz vor der Treppe machte Rüdiger halt und rief den Nibelungen zu:

„Wie gern käm' ich, um euch zu helfen, wie es mein Herz begehrt. Statt dessen muß ich euch die Treue aufsagen und gegen euch kämpfen. Ein Eidschwur, den ich Kriemhilden einst geleistet habe, zwingt mich dazu.“

Bestürzt schauten die Burgunden zu dem Helden herab. Gernot aber sprach:

„Das kann nicht sein, vieledler Rüdiger! Ihr habt uns nichts als Güte erwiesen, und wir sollten euch das so lohnen? Soll ich das Schwert, das ihr mir gegeben habt, gegen euch führen? Da sei Gott vor!“

Auch Giselher bat flehentlich, ihn nicht zu zwingen, gegen den Vater seiner Braut zu kämpfen, aber alles vergebens.

„Seid meinem armen Kinde in Treuen zugetan, das ist alles, um was ich euch bitte! Und nun sei uns Gott im Himmel gnädig!“

Bei diesen Worten hob er den Schild hoch in die Höhe und schickte sich an, die Treppe empor zu stürmen. Da rief ihm Hagen plötzlich zu:

„Halt ein, edler Rüdiger, laß mich erst noch ein Wort zu dir reden. Der kostbare Schild, den Frau Gotelinde mir geschenkt hat, ist von den Hunnen so arg zerhauen worden, daß ich ihn nicht mehr brauchen kann. Hast du keinen andern für mich?“

„Wie gern gäbe ich dir den meinigen, wenn ich nicht Kriemhildens Zorn fürchten müßte! Doch nimm ihn hin, Freund Hagen! Wenn du ihn glücklich bis nach Worms heimtragen könntest — wie wollt' ich mich um deinetwillen freuen!“

Und freundlich reichte er ihm seinen Schild dar. Es war die letzte Gabe, die Rüdiger auf Erden jemandem bot! Selbst Hagen ward von tiefer Rührung ergriffen. Eine Träne trat in sein sonst so finstres Auge, als er dem milden Manne dankend die Hand bot, und wehmütig sprach er:

„Gott sei's geklagt, daß wir nach all der Herzenspein auch noch mit unsern Freunden kämpfen müssen! Aber höre, wie ich deine Liebe lohne: meine Hand soll dich im Streite nicht berühren, und wenn alle meine Kameraden von deiner Hand fallen sollten!“

Dem schloß sich Volker an, und dankend neigte sich der wackre Rüdiger vor dem rauhen Kämpen.

Doch nicht länger durfte er zaudern, wenn er Kriemhild nicht mißtrauisch machen wollte. Rasch ergriff er einen andern Schild und stürmte nun mit gezücktem Schwert die Treppe hinan. Hagen und Volker wichen zurück, aber Gunther und Gernot gaben die Streiche des edlen Markgrafen wacker zurück. Giselher aber wandte sich traurig ab; er konnte die Hand nicht gegen Dietlindens Vater erheben.

So tapfer Rüdigers Mannen dreinschlugen, die Oberhand konnten sie dennoch nicht gewinnen; denn mit dem Mute der Verzweiflung focht die immer kleiner werdende Schar der Burgunden. Das war ein Schwerterklirren und Kampfgetöse sondergleichen! Allen voran verbreitete Markgraf Rüdiger mit wuchtigen Schlägen Tod und Verderben.

Als Gernot die große Anzahl der getöteten Burgunden überschaute, ward er von Zorn erfaßt und rief dem Markgrafen zu:

„Wollt ihr denn keinen von uns leben lassen, vieledler Rüdiger? Das kann ich nicht mehr mit ansehen. Laßt sehen, ob ich des Schwertes, das ihr mir geschenkt habt, auch würdig sei!“

Und mit dem Aufgebot aller Kräfte stürmten die beiden Helden aufeinander los. Mit mächtigem Hiebe durchschlug Rüdiger Gernots stahlglänzenden Helm, daß das Blut aus einer tiefen Todeswunde herniederfloß; gleichzeitig hatte aber auch Gernot zu kräftigem Schlage ausgeholt, und so traf er noch im Sinken den guten Markgrafen mit seinem Schwerte so ins Haupt, daß er tot zur Erde niedersank.

Schluchzend beugte sich Giselher zu den beiden Toten nieder und sprach:

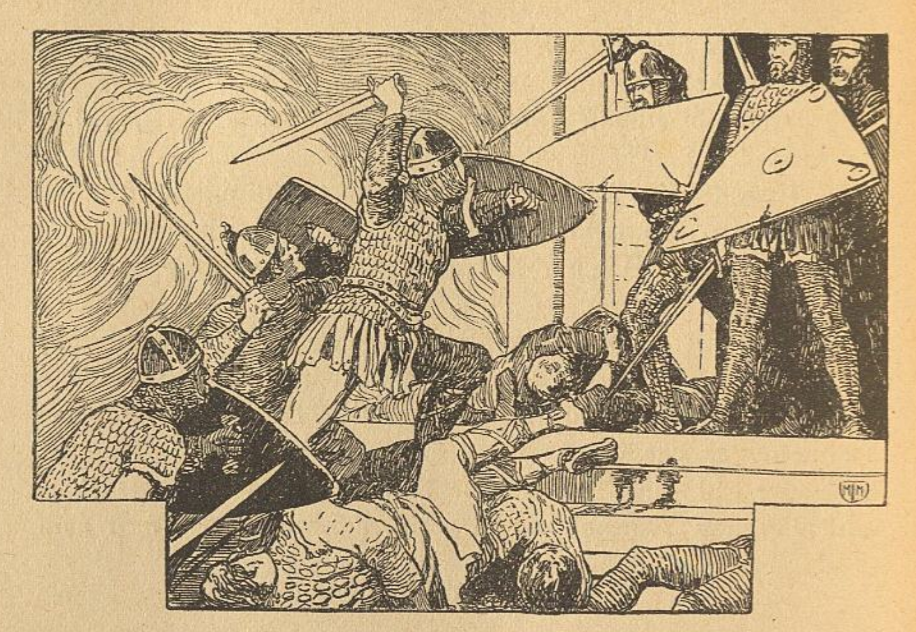
„O wehe mir, daß ich den Bruder und den Schwäher zu gleicher Stunde beweinen muß!“

Er küßte die Toten, dann sprang er aber, von wildem Weh erfaßt, auf und stürzte sich mit Todesverachtung in den Kampf. Gar mancher tapfre Mann fiel seinen zornigen Streichen zum Opfer, bis endlich niemand mehr da war, der ihm widerstanden hätte.

Totenstille herrschte wieder in dem Saale. Kriemhild glaubte, Rüdiger unterhandle mit den Burgunden, und wollte ihm deshalb zornige Botschaft senden. Als Volker das hörte, rief er ihr zu:

„Nicht treulos war der edle Held, nur allzu pflichtgetreu hat er seinem Herrn gedient, daß er nun mit allen seinen Mannen erschlagen liegt. Wenn ihr's nicht glaubt, sollt ihr's gar bald gewahr werden!“

Da trugen etliche Burgunden den toten Markgrafen heraus und legten ihn so, daß Etzel ihn sehen konnte. Neuer Jammer erfüllte da die Königsburg; denn nun war der beste Freund des Hunnenkönigs aus dem Leben geschieden. Etzel schrie so laut vor Schmerz, daß seine Stimme wie die eines Löwen durch die Burg erscholl. Auch Kriemhild weinte bitterlich, aber ihr Durst nach Rache war noch immer nicht gestillt.



Wie Dietrichs Recken erschlagen wurden

32. Wie Dietrichs Recken erschlagen wurden

Der Jammer und das Wehgeschrei drangen auch bis zu den Gemächern Dietrichs von Bern. Einer seiner Mannen sprach zu ihm:

„Was muß denn geschehen sein? Gewiß ist der König oder sein Weib getötet worden, sonst könnten doch die Klagen nicht so laut erschallen."

Da antwortete der Berner:

„Übereilt euch nicht, ihr Mannen! Was auch geschehen sein mag, die Not hat die heimatlosen Burgunden dazu gezwungen. Ich habe ihnen Frieden gelobt, und den will ich halten."

In demselben Augenblick kam Helferich mit der Botschaft, daß die Burgunden den guten Markgrafen erschlagen hätten.

„Das wolle Gott verhüten!" rief Dietrich entsetzt. „Rüdiger, der ihnen so zugetan war — es kann nicht sein!"

„Und wenn sie's getan haben," rief der wilde Wolfhart, Hildebrands Neffe, drein, „dann soll es ihnen an Leib und Leben gehen. Spott und Schande müßte uns treffen unser Leben lang, wenn wir unsern edeln Freund nicht rächten."

Da sandte Dietrich den alten Hildebrand zu den Burgunden, um zu erfahren, wie das alles zugegangen sei.

Allein und waffenlos wollte Hildebrand den Gang tun, doch Wolfhart gab das nicht zu. So legte denn der Waffenmeister seine volle Rüstung an, ehe er über den Hof hinüberschritt, und unaufgefordert folgten ihm alle Ritter des edeln Berners, gleichfalls bis an die Zähne gewappnet.

Auf die Frage Hildebrands, ob es wirklich wahr sei, daß Rüdiger erschlagen sei, gab Hagen den Bescheid:

„Leider ist es wahr, daß unser edler Freund im Kampfe gegen uns gefallen ist."

Da brachen alle die Mannen des Berners in lautes Weinen aus und klagten bitterlich ob Rüdigers Tod.

Hildebrand ermannte sich endlich soweit, den Burgunden die Bitte auszusprechen, daß sie ihnen wenigstens den Leichnam des geliebten Toten ausliefern möchten, damit sie ihn ehrlich bestatten könnten. Gunther antwortete ausweichend. Als aber Wolfhart die Bitte in verhaltenem Zorne wiederholte, antwortete Volker höhnisch:

„Hier liegt er — holt ihn euch doch selbst! Dadurch wird der Freundschaftsdienst, den ihr ihm erweist, nur noch größer!"

Zornentbrannt rief Wolfhart dagegen:

„Wollt ihr uns reizen? Hätte nur unser Herr nicht verboten, gegen euch zu kämpfen, ihr solltet eure Worte bitter bereuen!"

Spöttisch antwortete ihm Volker:

„Ein Feigling, wer sich alles verbieten läßt! Helden benehmen sich anders!"

Immer zorniger wurden die Gegenreden, und endlich ließ sich Wolfhart nicht mehr zurückhalten. Mit gezücktem Schwerte sprang er die Stiege hinan und die andern Bernerhelden ihm nach.

Waren die bisherigen Kämpfe schon schrecklich genug gewesen, so schien doch jetzt erst der fürchterlichste von allen zu entbrennen; denn die Berner waren noch frisch bei Kräften und gaben den Burgunden an Kraft und Gewandtheit nichts nach. Allen voran war der alte Hildebrand in den Saal gestürzt und focht mit einer Kühnheit, daß selbst Hagen ihm nichts antun konnte.

Herzog Siegstab, Dietrichs Neffe, tat sich besonders hervor; deshalb ging Volker auf ihn los und hieb ihm mit mächtigem Schlage den Helm in Stücke. Lautlos sank der junge Held zusammen. Als Hildebrand das gewahrte, erfaßte ihn unglaublicher Zorn. Mit übermenschlicher Kraft hieb er alles zu Boden, bis er vor Volker stand. Ingrimmig rief er ihm zu:

„Du hast unsern lieben Herrn erschlagen, nun sollst du nimmer wieder die Fiedel rühren."

Sprach's und hieb den kühnen Spielmann so auf den Helm, daß die Splitter weit umherflogen. Das Schwert drang tief in die Stirn ein, so daß der kühne Recke zu Tode getroffen niederstürzte.

Das war der schwerste Schlag, der Hagen traf an diesem Tage! Volker, sein treuer Schwertgenoß, tot! Doch er gab jetzt der Trauer keinen Raum, nur Rache wollte er nehmen. Gar viele Amelungenrecken fielen nun von seiner Hand. Aber auch Dankwart, Hagens Bruder, ward von dem starken Helferich erschlagen, und Giselher fiel im Kampfe mit Hildebrands Neffen Wolfhart, dem er gleichfalls die Todeswunde schlug.

Schmerzerfüllt war Hildebrand bei dem Gefallenen niedergekniet und suchte ihn aufzurichten. Doch dieser bat ihn, lieber an sich zu denken und sich vor Hagen zu schützen.

„Ich sterbe gern," sprach er zu dem Oheim, „denn eines herrlichen Königs Hand hat mich erschlagen! Ich habe auch meinen Tod im voraus gerächt; denn mehr als hundert Helden liegen von meiner Hand gefällt!"

Mit einem Lächeln auf den Lippen hauchte er seine junge Seele aus.

Als Hildebrand sich aufrichtete und Umschau hielt, da waren alle Mannen Dietrichs erschlagen; aber auch von den Burgunden lebte niemand mehr als Gunther und Hagen.

Als dieser den greisen Waffenmeister erblickte, mußte er daran gedenken, daß Hildebrand den kühnen Volker und noch manch andern guten Helden getötet hatte, und er rief ihm zu:

„Nun sollst du mir entgelten, was du uns zuleide getan!"

Mächtig sauste Balmung auf den alten, kühnen Recken nieder, aber es tötete ihn nicht. Hildebrand gab vielmehr die Schläge mit gleicher Kraft zurück. Endlich drang ihm aber doch die Schwertspitze Hagens durch den Panzer. Um nicht noch größeren Schaden zu nehmen, warf Hildebrand rasch seinen großen Schild auf den Rücken und entwich gewandt wie ein junger Held den Streichen Hagens.

Blutbedeckt langte er bei seinem Herrn an. Als dieser vernahm, daß seine Mannen trotz seines Befehls den Kampf aufgenommen hatten, wollte er sehr zornig werden; als er jedoch weiter hörte, daß Rüdiger tot war und auch alle seine Amelungenrecken, darunter sein geliebter Neffe Siegstab, da war er anfangs ganz starr vor Entsetzen. Dann hob er aber eine Totenklage an, daß das Haus widerhallte von seinen Schmerzenslauten

Endlich ermannte er sich und begann sich zu schwerem Waffengange zu rüsten. Bald darauf schritt er mit Hildebrand den Hof hinab.

---

33. Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden

Als Hagen den Berner daherkommen sah, sprach er zu Gunther:

„Jetzt kommt Herr Dietrich, um Rache an uns zu nehmen. Wollen sehen, ob's ihm gelingt. Ich glaube, ihm gewachsen zu sein."

Dietrich machte an der Treppe halt und sprach wehmütig zu den beiden:

„Was habe ich euch getan, daß ihr so grausame Rache an mir genommen habt? Nicht allein, daß ihr mir Rüdiger nahmt, auch meine Mannen habt ihr mir getötet. Hattet ihr noch nicht genug an dem Blutbade, das ihr angerichtet habt?"

„Wir sind nicht schuld daran!" entgegnete Gunther. „Deine Leute kamen gewappnet zu uns, das weißt du wohl nicht?"

„Hildebrand hat mir gesagt, daß sie euch um Rüdigers Leichnam gebeten und daß ihr ihn unter Hohn und Spott verweigert hättet."

„Ja," sprach Hagen, „wir gaben ihn nicht heraus um Etzels und Kriemhildens willen. Darauf reizte uns Wolfhart zum Zorn — das übrige wißt ihr!"

Da sprach der Held von Bern:

„Es sollte so sein. Damit aber du, o König der Burgunden, auch jetzt noch meine Versöhnlichkeit erkennst, mach' ich euch einen letzten Vorschlag. Ergebt euch mir als Geiseln, und ich bürge dafür, daß ihr ungefährdet in eure Heimat zurückkehrt."

„Was denkst du von uns?" schrie Hagen entrüstet. „Wie könnten zwei Helden, die ihre Waffen noch tragen, sich fesseln lassen?"

„Bedenkt meinen Vorschlag wohl!" sprach der Berner noch einmal. „Alles soll euch verziehen sein, wenn ihr euch jetzt gutwillig ergebt. Tut ihr es nicht, so muß auch zwischen uns das Schwert entscheiden. Hagen von Tronje, spracht ihr nicht vorhin davon, daß ihr mich allein bestehen wolltet? Nun gut, laßt sehen, wer der Stärkere ist!"

Nach wenigen Augenblicken prallten die Schilde gegeneinander, und die Schwerter sausten durch die Luft. Balmung dröhnte mächtig auf Dietrichs Helm. Der Berner wußte sich aber gegen Hagens Schläge so geschickt zu decken, daß er nicht verwundet ward. In einem günstigen Augenblick stieß er Hagen das Schwert in die Seite, so daß ein starker Blutstrom unter dem Panzer hervorrann. Es hätte nur eines zweiten Stoßes bedurft, und der durch die langen Kämpfe doch ermattete Hagen wäre seines Lebens ledig gewesen. Doch Dietrichs Großmut zögerte, diesen letzten,

tödlichen Schlag zu tun. Er warf Schild und Schwert aus der Hand und sprang behende auf Hagen zu, ihn mit seinen starken Armen umfassend und zu Boden werfend. Nachdem er ihn so gefesselt, daß er nicht entrinnen konnte, brachte er den Besiegten zu Kriemhild und empfahl den tapfersten aller Recken, die jemals Waffen getragen, ihrer Großmut und Gnade.

Da ward die Königin gar fröhlich und sprach zu Dietrich:

„Habe Dank, du kühner Held! Du hast meine Not geendet. Heil sei dir an Leib und Seele! Bis an mein Ende will ich dir's danken!"

„Keinen Dank verlange ich," antwortete Dietrich, „nur um Gnade bitt' ich für den Mann, der vor euch steht. Schenkt ihm das Leben, er wird alles wieder gut machen, was er euch Übles getan!"

Die Königin aber ließ Hagen ins Gefängnis werfen. Verlassen lag er dort, von den Schmerzen gepeinigt, die seine Wunden ihm bereiteten.

Als Dietrich wieder in den Hof zurückkam, rief ihm Gunther entgegen:

„Wo blieb der Held von Bern? Er hat mir schweres Leid getan!"

Dietrich wandte sich auf diese Herausforderung sogleich dem Saale zu, wo Gunther seiner harrte. Ehe er aber den Eingang erreichte, kam ihm Gunther schon mit erhobenem Schwert entgegengestürmt. Dietrich war gewiß ein starker, kampfgeübter Held, er hatte aber alle seine Kraft aufzubieten, um dem Andringen Gunthers standzuhalten, ja, es fehlte nicht viel, so hätte er vor dessen Streichen zurückweichen müssen. Endlich gelang es ihm doch, dem todesmutigen König einen Hieb beizubringen, der den Panzer durchdrang und es möglich machte, daß der Berner ihn zu Boden werfen und in gleicher Weise wie Hagen fesseln konnte.

Auch ihn führte er vor Kriemhildens Thron, ihn ihrer Gnade befehlend. Wenn Dietrich aber gehofft hatte, des Bruders Anblick werde die Grausame rühren, so hatte er sich sehr geirrt.

In ihrem Herzen lebte kein Funken von Liebe mehr, nur Haß und Rachedurst.

„Seid mir willkommen, König Gunther!" rief sie ihm schadenfroh entgegen.

Gunther sprach düster:

„Wie gern erwiderte ich von Herzen deinen Gruß, wenn er aus treuem Sinn gekommen wäre! So aber weiß ich, daß du mich und Hagen nur verspotten willst."

Da bat Dietrich noch einmal für die beiden:

„Hehre Königin, noch nie sind so edle Geiseln in eure Hände geliefert worden. Bedenkt, daß ich sie euch gebracht habe und daß sie meine Freunde sind."

Kriemhild versprach alles. Sowie aber der Berner den Rücken gewandt hatte, ging sie an die Ausführung eines fürchterlichen Planes. Sie befahl, daß Gunther in ein andres Kerkergemach gebracht wurde, und ging dann zu Hagen hinein und sprach zu ihm:

„Wenn ihr mir wiedergeben wollt, was ihr mir genommen, den Hort der Nibelungen, dann will ich euch euer Leben schenken."

Der grimme Hagen aber antwortete:

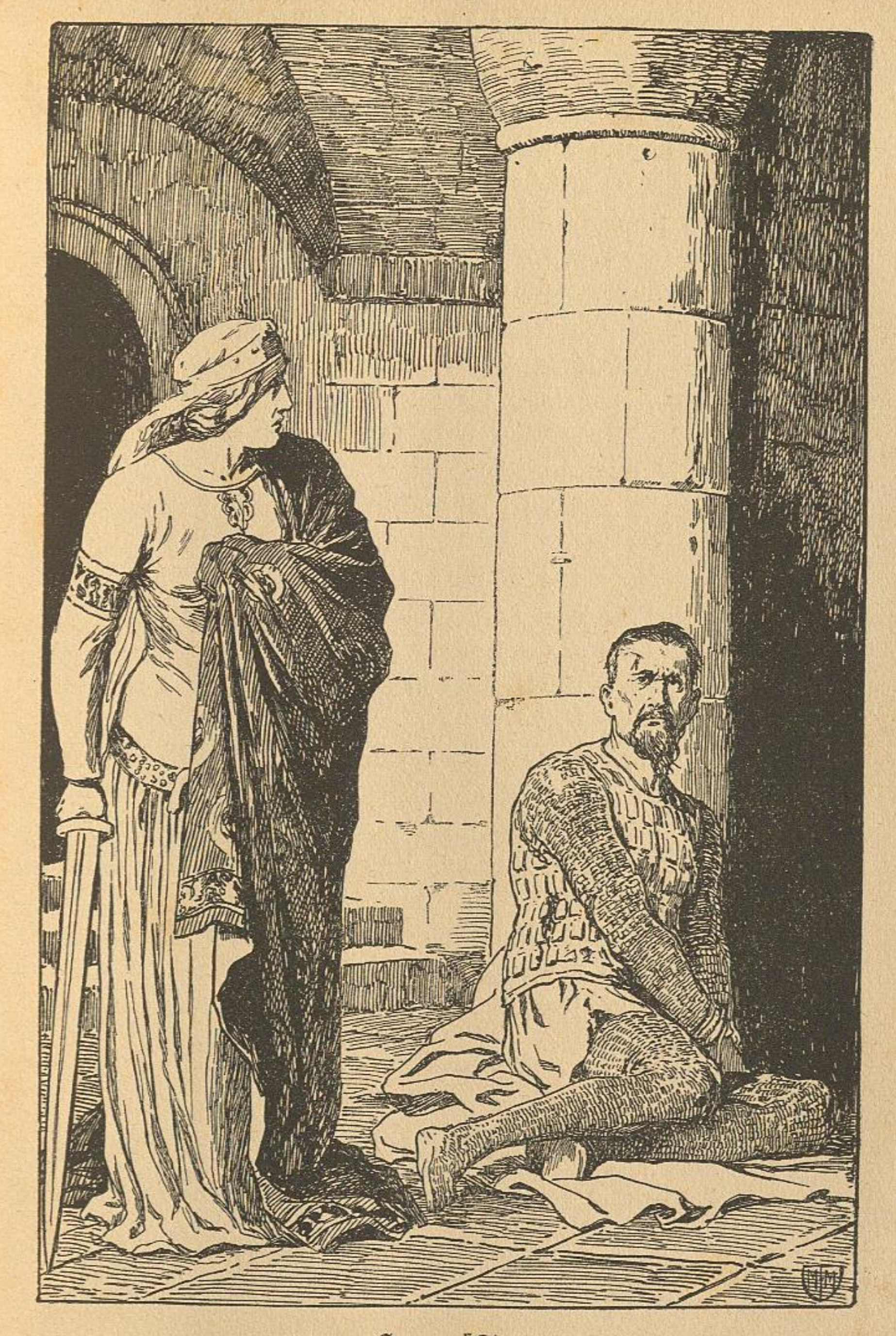
„Jedes Wort ist vergebens. Ich habe geschworen, den Hort niemand zu zeigen, solange noch einer meiner Herren lebt."

„Da kann ich ja ein Ende machen!" sprach Kriemhild und gab den Befehl, ihren Bruder zu töten. Sein Haupt trug sie selbst zu Hagen hinein und sprach:

„Nun lebt keiner deiner Herren mehr. Wirst du mir nun angeben, wo sich der Hort befindet?"

Als Hagen das Haupt seines Herrn sah, da wollte ihm schier das Herz brechen. Voller Unmut sprach er endlich:

„Nun hast du alles nach deinem Willen zu Ende gebracht. Ich hab's vorausgesehen, daß es so kommen mußte, aber meine Warnung ward überhört. Nun ist Gunther tot und Gernot und Giselher auch. Den Hort weiß jetzt niemand als Gott und ich allein. Wer kann mich zwingen, ihn dir zu verraten? Gerade dir, du teuflisches Weib, soll er bis in alle Ewigkeit verborgen bleiben!"



Hagens Tod

„Nennst du das eine Sühne deiner Schuld?" rief außer sich die Königin. „Nun gut, so bleibt mir noch Balmung, das teure Schwert, das mein Siegfried trug, als ich ihn zuletzt gesehen. Welchen Herzensjammer hab' ich an ihm erleben müssen!"

Rasch zog sie das Schwert aus der Scheide, schwang es in die Höhe und hieb ihrem Feinde mit einem Schlage den Kopf ab.

Als dies geschah, erschienen eben König Etzel, Dietrich und Hildebrand auf der Schwelle. Da rang der König vor Entsetzen die Hände und rief laut:

„Wehe mir, was muß ich sehen! Der allerbeste Held von eines Weibes Händen gefällt! So sehr er mich gekränkt hat, so sehr jammert er mich jetzt!"

Noch zorniger ward der alte Hildebrand. Mit wutbebender Stimme schrie er:

„Wie konnte sie das wagen? Und wenn es mir selbst ans Leben ginge, den Tronjer muß ich an ihr rächen!"

Sich selbst nicht mehr kennend vor Wut, sprang er mit erhobenem Schwerte auf die Königin zu und hieb sie trotz ihres Jammergeschreies in Stücke.

Nun hatte sie, die so vielen den Tod gebracht, selbst ihr Leben lassen müssen.

Etzel und Dietrich vergossen bittre Tränen, wenn sie daran dachten, wie manchen Freund und Untertan sie um dieses Weibes willen verloren hatten.

So endete das Fest der Sommersonnenwende, das zur Freude ausgerichtet war, in bitterm Herzeleid, wie ja immer im Leben die Freude am Ende sich in Leid verwandelt.

Sach- und Namenverzeichnis

